Gerhard Uhlhorn, Abt zu Loccum

Friedrich Uhlhorn (Pastor in Hameln.)

Digitized by Google

Harvard Divinity School

ANDOVER-HARVARD THEOLOGICAL
LIBRARY

THE HAVEN FUND
FROM THE BEQUEST OF
CHARLOTTE MARIA HAVEN

1917.

Hr. Rudolf Richter

Digitized by Google

Wilhelm I.

Digitized by Google

Gerhard Uhlhorn

Abt zu Loccum.

Ein Lebensbild.

Von

Friedrich Uhlhorn.

Mit Bildnis.

Stuttgart, 1903.
Verlag von D. Gundert.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei.

Digitized by Google

Meiner lieben Mutter,

der treuen Lebensgefährtin unseres Vaters.

Digitized by Google

Vorwort.

Als bald nach dem Tode meines seligen Vaters der Gedanke an mich herantrat, seine Lebensgeschichte zu schreiben, standen mir die Schwierigkeiten dieser Aufgabe klar vor Augen. Um einen Menschen in seiner wahren Gestalt und Bedeutung zu schildern, bedarf es immer einer gewissen zeitlichen Entfernung von ihm; und die ihm am nächsten gestanden haben, sind nicht immer geeignet, ihn im wahren Lichte zu sehen. Zudem läßt sich bei meinem Vater Vollständiges erst auf Grund der Akten geben, die jetzt noch nicht zugänglich sind. Und doch glaubte ich das Unternehmen wagen zu dürfen, wo mir nicht nur viel gedrucktes Material vorlag, sondern auch ein reicher Schatz von Briefen und Notizen aus dem Nachlaß meines Vaters zur Verfügung stand und dazu die persönliche Erinnerung. Auf meine Bitte ist mir auch von verschiedenen Seiten manches wertvolle Material mitgeteilt, für das ich den gütigen Gebern auch an dieser Stelle nochmals herzlich danke. Vielleicht veranlaßt meine Darstellung noch mehrere, mir Ergänzungen zukommen zu lassen oder Irrtümer zu berichtigen. Darum möchte ich besonders in Rücksicht auf eine etwaige zweite Auflage bitten.

Digitized by Google

Daß, wo es sich um noch lebende Personen handelt, Zurückhaltung geboten war, wird man verstehen. Manches Bemerkenswerte mußte der Zukunft vorbehalten bleiben. Nach Kräften habe ich mich bemüht, der Wahrheit zu dienen und bei aller kindlichen Pietät doch gerecht zu urteilen.

Möge unter Gottes Segen dieses Buch dazu helfen, das Andenken an meinen Vater im Segen zu erhalten und sein Lebenswerk noch über das Grab hinaus zu fördern zum Heil unserer lutherischen Kirche, in deren Dienste er seine Kraft verzehrt hat.

Hameln, im Oktober 1902.

Fr. Uhlhorn.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

1. Kapitel.

Jugendjahre. Geburt. Elternhaus. Besuch des Gymnasiums. Konfirmation. Vergeblicher Versuch Lehrer zu werden. Tagebuchblätter. Abiturientenexamen. Abgang zur Universität Göttingen. 1826—1845 1

2. Kapitel.

Studenten- und Kandidatenjahre. Eindrücke auf der Universität. Lücke und Ehrenfeuchter. Theologisches Examen in Osnabrück. Hauslehrerzeit. Theologische Stellung. Preisarbeit. Repetent in Göttingen. Kirchenpolitische Fragen. Kirchliches Parteiwesen. 1845—1849 10

3. Kapitel.

Akademische Lehrjahre. Streit Petris mit der Göttinger Fakultät. Theologische Anschauungen. Habilitation als Privatdozent. Vorlesungen. 1849—1854 30

4. Kapitel.

Wissenschaftliche und kirchenpolitische Kämpfe und Arbeiten. Redaktion der Monatsschrift. Synodalfragen. Die römische Kirche. Ende des Streites zwischen Petri und der Fakultät 44

5. Kapitel.

Verlobung. Briefe an die Braut. Rheinreise. Herausgabe von Predigten. Berufung nach Hannover. 1854 56

6. Kapitel.

Hannover. Ordination. Besuch bei Petri. Amtsführung. Hannoversche Prediger. Seine eigenen Predigten. Schwierigkeiten. Heirat. Spiegel und Sulze. Verbesserung der Gefängnisseelsorge. Theologische Entwickelung. Prüfungswesen. Hermannsburger Mission. 1855—1857 77

7. Kapitel.

Hofprediger und Mann der Inneren Mission. Verhältnis zum König und zur Königin. Predigten. Liturgische Neuerungen. Gesangbuchsfrage in Osnabrück. Wissenschaftliche Arbeiten. Gründung der Christuskirche und des Henriettenstifts. Ernennung zum ersten Hofprediger. 1857—1861 99

8. Kapitel.

Der Katechismussturm. Abrenuntiation. Vorsynode. Tod seines Bruders Gustav. Glücklicher Ausgang der Synode. 1862—1863 115

9. Kapitel.

Ende des Königreichs Hannover. Arbeit im Konsistorium. Stellung zur königlichen Familie. Henriettenstift. Evangelischer Verein. Der deutsche Krieg. Die Annexion. 1864—1866 140

10. Kapitel.

Übergangszeit. Selbständigkeit der Landeskirche. Union. Erste ordentliche Landessynode. Die römische Kirche. Vorträge über kirchliche Fragen. 1866—1869 156

Digitized by Google

Seite

11. Kapitel.

Bauen und Kämpfen. Henriettenstift. Gründung des Stephansstiftes. Der deutsch-französische Krieg. Predigten während desselben. Kulturkampf. Tätigkeit als Superintendent. Kirchenbauten in Hannover. „Kampf des Christentums." Trauungsgesetz. Separation. Protestantenverein. 1869–1875 173

12. Kapitel.

Auf dem Wege zur höchsten kirchlichen Stellung. Persönliches und Häusliches. Vorträge über die soziale Frage. Wahl zum Abt von Loccum. Einführung in das neue Amt. 1875—1878 190

13. Kapitel.

Auf der Höhe des Lebens. Neue Aufgaben. Tätigkeit im Hospiz zu Loccum. Die Arbeit an den Kandidaten. Niederlegung der Schloßpredigerstelle und Superintendentur. Tage des Glückes im häuslichen Leben. Stellung zur Ritschlschen Theologie. 1878—1881 203

14. Kapitel.

Mancherlei Arbeiten und Bestrebungen. Das Gesangbuch der Hannoverschen Landeskirche. Tod Lichtenbergs. Präsident Meyer. Umgestaltung der Konsistorien. Die christliche Liebestätigkeit. Arbeit in der Innern Mission. Henriettenstift. Magdalenensache. Frauenheim. Stephansstift. Instruktionskursus für Innere Mission. Sonntagsruhe. Seemannsmission. Diaspora. 1881—1886 216

15. Kapitel.

Arbeit für die lutherische Kirche. Verhältnis zur reformierten Kirche. Die Ritschlsche Theologie. Christlich-soziale Bewegung. Innere Mission und Kirche. Kirchliche Armenpflege. Soziale Kurse. Kirchenregimentsfrage. Stadtmission. 1886—1890 241

16. Kapitel.

Arbeit für weitere Kreise. Die Eisenacher Konferenz. Uhlhorns Stellung auf derselben. Seine Referate und ihre Bedeutung für das ganze evangelische Deutschland. Die Schulkonferenz in Berlin. Jugendspiele. Historischer Verein für Niedersachsen. Mannigfaltige Interessen 262

17. Kapitel.

Stilles Schaffen und neue Sorgen. Predigerseminar auf der Erichsburg. Vikariate. Neuordnung des Kooperatoreninstituts. Friedensschluß mit Hermannsburg. Liturgische Ordnungen. Stellung zur modernen Theologie. „Kämpfe und Siege des Christentums in der germanischen Welt." Zur Diakonissenfrage. Katholische Pflegeorden und evangelische weibliche Diakonie. 1891—1897 273

18. Kapitel.

Abwärts und aufwärts. Pfarrwitwen- und -waisenfürsorge. Pfarrbesoldungsgesetz. Häusliche Erlebnisse und Heimsuchungen. Vortrag in Hameln über die Bedeutung der Innern Mission für die kirchlichen und sozialen Bewegungen der Gegenwart. Abendschatten. Verzicht auf die Reise nach Jerusalem. 1897—1898 286

19. Kapitel.

Letzte Kämpfe und Erfolge. Der Fall Weingart. Wider die modernen Schwarmgeister. Fünfzigjähriges Amtsjubiläum. Die Agende. Sechste ordentliche Landessynode. Der Katechismus. Kirche und Schule. 1898—1900 299

20. Kapitel.

Lebensausgang. Letztes Weihnachten. Vortrag über Corvin. Hannoversche Kirchengeschichte. Letzter Aufenthalt in Loccum. Jahresversammlung des Evangelischen Vereins, in Hameln. Reise nach Frankfurt. Über den Zusammenschluß der evangelischen Kirchen Deutschlands. Letzter Sonntag. Tod und Begräbnis. Schluß. 1901 311

Digitized by Google

1. Kapitel.

Jugendjahre. Geburt. Elternhaus. Besuch des Gymnasiums. Konfirmation. Vergeblicher Versuch Lehrer zu werden. Tagebuchblätter. Abiturientenexamen. Abgang zur Universität Göttingen. 1826—1845.

Gerhard Uhlhorn wurde am 17. Februar 1826 zu Osnabrück geboren. Niedersächsischem Boden ist er entsprossen und das Erbteil des niedersächsischen Stammes ist auch ihm nicht vorenthalten geblieben. Treitschke schreibt einmal: „Alles, was ein Volk für die Kämpfe des Staatslebens ausrüstet: strenges Rechtsgefühl und andauernde Willenskraft, Tapferkeit und Freimut, gesunder Menschenverstand und ein sicherer Blick für das Wirkliche, ist dem Niedersachsen in die Wiege gebunden," ein hohes Lob aus dem Munde des Historikers, das ein gründlicher Kenner des niedersächsischen Volkes, Petri, allerdings dahin ermäßigt: „Wir sind langsam, bedächtig, dem Hergebrachten hold, gegen Änderungen mißtrauisch und allem Raschen, Drastischen, Durchgreifenden abgeneigt, wir sind schwerfällig und zähe, was wir aber euphemistisch unsern ‚historischen Sinn' zu nennen pflegen." Vielleicht bietet diese Mischung beider Urteile die richtige Charakterisierung.

Uhlhorns Vater war Schuhmacher. Er hatte in seinen jungen Jahren die Befreiungskriege mitgemacht und war 1815 in dem verbündeten Heer in Paris mit eingezogen. Über seine Erlebnisse hatte er ein Tagebuch geführt, in welchem sich auch der lebhafte Eindruck widerspiegelt, den die große Stadt auf ihn machte. Mit besonderem Eifer studierte er den Stand seines Handwerks in Paris und überzeugte sich davon, wie sehr das französische Schuhwerk, besonders die Damenstiefel, an Güte des Leders und der Arbeit das deutsche übertraf. Nicht lange nach seiner Heimkehr nach Osnabrück ließ er sich hier als Meister nieder. Tüchtig in seinem Handwerk gewann er bald viel vornehme Kundschaft. Die Zunft wählte ihn zum Gildemeister, welche Ehrenstellung er jahrelang bekleidete. Das Geschäft wuchs, er hatte zu Zeiten acht bis zehn Gesellen, besaß ein kleines Haus mit Laden an der Großen Straße in bester Lage der

Digitized by Google

Stadt. Freilich hatte das Handwerk, in die engen Bande der Zunft geschnürt und nach Urväterweise weiter betrieben, damals das allermeiste von seinem goldenen Boden verloren. Die Eifersucht und Mißgunst der weniger tüchtigen Meister hielt die strebsamen nieder und die fleißigen mußten für die trägen mitarbeiten. Der alte Uhlhorn, der noch die Versuche zur Wiederbelebung der Innungen in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts erlebte, hat oft genug gesagt: „Die Leute malen sich ein Bild von den Innungen aus, wie sie nie gewesen sind. Es war ein Segen für das Handwerk, daß sie aufgehoben wurden, denn sie hatten sich völlig überlebt." Er selbst hatte bittere Erfahrungen gemacht. Als er in Paris das besser bearbeitete Leder fand, ließ er sich von dort einen großen Posten feines Leder für Damenschuhe kommen, um es in seiner Werkstatt zu verarbeiten. Kaum erfuhren das seine Zunftgenossen, als sie ihm in Berufung auf die Gildeordnung das ganze Leder beschlagnahmen ließen, weil ein Zunftgenosse Leder nur durch die Zunft beziehen dürfe. Solche Erfahrungen stimmten den vorwärtsstrebenden Meister natürlich nicht gerade freundlich gegen die alten Zustände. Er war überhaupt mit seinen Gedanken der Zeit voraus und hat schon früh ausgesprochen: Das Handwerk muß kaufmännisch, fabrikmäßig betrieben werden, wenn etwas dabei herauskommen soll. In der ganzen Stadt angesehen, war er seinen Kindern und Enkeln eine verehrungswürdige Persönlichkeit, ein ruhiger, ernster Mann, rechtlich denkend, aber auch wieder voll stiller Freude, wenn nur die Sorgen, deren es genug gab, ein wenig ruhten und wenn er Freude an seinen Kindern und Enkeln hatte. Bis in sein hohes Alter — er wurde 88 Jahre alt — war er frisch und gesund, eine schöne Erscheinung mit seinem weißen Haar, frischen Farben und leuchtenden blauen Augen. Eine ungemeine Gleichmäßigkeit war ihm eigen, selten nur konnte er böse werden, aber dann brach der Zorn auch um so gewaltiger hervor. Seine tiefinnerliche Fröhlichkeit, die in einem festen Glauben wurzelte, machte ihn besonders geschickt, mit Kindern zu verkehren, die er ungemein liebte und mit denen er noch im hohen Alter kindlich scherzen konnte. Humor war überhaupt ein Grundzug seines Wesens. Als er sein Haus in der Großen Straße verkauft hatte, wurde ihm der Kaufpreis, einige tausend Taler, in harten Talern ausgezahlt. Da holte er sich eine Schiebkarre, schüttete die Taler hinein und fuhr sie durch die Stadt nach seiner Wohnung, stolz wie ein König über einen Silberschatz, wie er ihn bisher nicht besessen.

Er war ungemein mäßig und nur ein großer Liebhaber der Pfeife, die er kaum ausgehen ließ. Scherzend sagte er wohl im Alter:

Digitized by Google

er sei ein Beweis dafür, daß der Tabak Gift sei, nur ein langsam tötendes Gift. In seinem Hause hielt er streng auf Zucht und Sitte. Noch aßen Gesellen und Lehrlinge am Tisch des Meisters und hatten auch ihre Wohnung in seinem Hause. Einmal hatte er einen Gesellen, der sehr wählerisch im Essen war. Als diesem eines Mittags ein Essen vorgesetzt wurde, das ihm nicht paßte, nahm er seinen Teller mit dem Essen und warf ihn durchs Fenster auf das Dach des Nachbarhauses. Zornig sprang der Meister auf, entließ den Unverschämten sofort aus der Arbeit und verwies ihm das Haus. Einige Jahre später geht Meister Uhlhorn über die Straße und sieht, wie ein elend aussehender Mann sich aus einem Kehrichthaufen Brotreste sucht und sie gierig verschlingt. Der Mann kommt ihm bekannt vor, er faßt ihn schärfer ins Auge, und da ist es sein früherer Geselle.

Das Leben brachte ihm viel Schweres. Er war viermal verheiratet und es wurden ihm 18 Kinder geboren. Die Sorge war ein häufiger Gast, und Krankheiten und Sterbefälle (drei Frauen und zwölf Kinder) brachten Not und Trübsal genug. Um so inniger hingen die Familienglieder an einander. Die älteren Kinder vermieden den jüngeren gegenüber peinlich, das Stiefverhältnis zu einander zu berühren, um die Liebe unter einander nicht zu stören. Der Ältere sorgte stets für den Jüngeren, und es ging trotz der kleinlichen Verhältnisse ohne Streit und Murren friedfertig zu. Hierauf hielt vor allen der Vater, dem nichts verhaßter war als Zank und Zwietracht, und dann besonders die zweite Tochter Minna.

Bis in sein hohes Alter hinein war der alte Uhlhorn unermüdlich tätig. Als er sein Geschäft aufgegeben und sich zur Ruhe gesetzt hatte, war der Garten und die Arbeit darin seine größte Freude. Schon vom frühen Morgen an war er darin geschäftig. Ich erinnere mich noch, daß ich als Kind einmal bei ihm in Osnabrück war und der Großvater des Mittags nach Haus kam und mir erzählte, daß er am Morgen 400 Kohlpflanzen gesetzt habe. Als ich ihn fragte: „Da bist du wohl recht müde?“ antwortete er mir: „Nicht sehr, nur der Rücken tut mir von dem fortwährenden Bücken etwas weh, ich merke doch, daß ich alt werde.“ Und damals war er schon über 80 Jahr alt! Schlicht und einfach blieb er bis zuletzt, das Urbild eines tüchtigen deutschen Handwerkers und Bürgers. Als er einmal seinen Sohn — der damals schon Hofprediger war — in Hannover besuchte, zog er wohlgemut mit diesem und der Schwiegertochter vom Bahnhof durch die Stadt, seine Siebensachen in ein baumwollenes Taschentuch gebunden in der Hand tragend. Sein Sohn Gerhard war sein Stolz und seines Herzens Freude. König Georg V. besuchte

Digitized by Google

einmal Osnabrück, ließ sich auch den alten Uhlhorn vorstellen und sagte zu ihm: „Ihr Sohn ist eine Perle in meiner Krone.“ Als der alte Vater das den Seinen zu Haus erzählte, liefen ihm die Freudentränen aus den Augen.

Seine erste Frau war früh gestorben, ohne Kinder zu hinterlassen. Als der Witwer eines Morgens — er war ein Frühaufsteher, der beim ersten Sonnenstrahl, schon um 4 Uhr seinen Spaziergang machte — an „Schaumburg's Hotel“ in Osnabrück vorbeigeht, sieht er dort die Mamsell Strohrmann schon geschäftig tätig in der Küche. Das Mädchen gefällt ihm, er sucht ihre Bekanntschaft und verlobt sich mit ihr. Während des Brautstandes konnten sie nur in der frühesten Morgenstunde einmal einander sehen und sprechen. Sie war eine vortreffliche, kluge Frau, wie Pastor Weibezahn in Osnabrück bestätigt hat, der sie hochschätzte und besonders gern hatte, aber leider zart und kränklich. Nur drei ihrer Kinder erlebten ein höheres Alter: Luise (geb. 1822), die ein Rückenmarkleiden hatte, ein kluges Mädchen und bis zu ihrem Tode bei dem schweren Leiden stets geduldig und voll Gottvertrauen, dann Minna (geb. 1824), die verwachsen und zwerghaft klein, aber ebenfalls reich begabt war. Sie erreichte ein ziemliches Alter (60 Jahr) und war besonders geschickt mit den Händen. 1826 endlich wurde Gerhard geboren. Einige Wochen nach der Geburt starb seine Mutter. Als die Hausgenossen von dem Sterbebette zu der Wiege des Kindes traten, lag der kleine Knabe mit gefalteten Händchen darin, ein Anblick, der dem Vater unvergeßlich geblieben ist.

Der kleine Gerhard war ein zarter Junge. Noch als Schulknabe hatte er an der Schläfe eine offene Stelle, die nur langsam zuheilte. Schwer lernte er das Sprechen und hatte im ersten Schuljahre noch seine Not damit. Er besuchte zunächst die unteren Klassen der Bürgerschule seiner Vaterstadt. Hier wurde er von dem bekannten Inspektor Schüren unterrichtet, und bis ins Alter hinein hat er dankbar bekannt, welchen reichen Segen er von diesem hervorragenden Schulmanne empfangen hat. Zu Hause mußte er in der Werkstatt helfen. Der Vater dachte aus seinem ältesten Sohne auch einen Schuster zu machen und zog ihn schon früh zur Arbeit heran. Aber Schüren, der auf die geistigen Fähigkeiten des kleinen Uhlhorn aufmerksam geworden war, bestimmte den alten Uhlhorn, ihn auf das Gymnasium zu schicken. Der Knabe kam eines Tages aus der Schule nach Haus und berichtete dem Vater: Der Lehrer habe ihn nach Haus geschickt, weil er ihm nun nichts mehr beibringen könne. So wurde der Übergang zur höheren Schule gemacht. Uhlhorn hat das Ratsgymnasium in Osnabrück von der Quinta an besucht. Diese Schule

Digitized by Google

stand damals unter der Leitung des Direktors Abeken, von dem Uhlhorn stets mit der größten Verehrung sprach. Abeken war zwei Jahre der Hauslehrer von Schillers Söhnen in Weimar gewesen und lebte in der Erinnerung an die klassische Zeit der deutschen Dichtkunst, für die er auch seine Schüler zu begeistern wußte. Auch hatte Abeken selbst Theologie studiert und viel Interesse für religiöse und theologische Fragen. Als Schüler zeichnete sich Uhlhorn in jeder Weise aus, und das Andenken an seine hervorragende Tüchtigkeit blieb lange Jahre auf dem Ratsgymnasium lebendig. Wenn später einer weit jüngeren Generation gegenüber der Mathematiklehrer Feldhoff zu klagen anfing, daß die Jungen jetzt nichts mehr leisteten, pflegten die Schüler ihm das oft gehörte Wort aus dem Munde zu nehmen: „Ja, als der große Uhlhorn noch hier war, da — —".

Auch als Gymnasiast wurde der Knabe zu Hause weiter in der einfachen Weise gehalten. Seine Schularbeiten mußte er in der Werkstatt des Vaters machen, erst als Student bekam er ein eigenes Stübchen. Wenn später Studenten oder Kandidaten klagten, in Lärm und Unruhe nicht arbeiten zu können, und schon für Knaben und Jünglinge ein eigenes stilles Studierzimmer verlangt wurde, sagte er wohl: Er verdanke dem Umstande, daß er oft im Getöse der Schusterwerkstatt habe seine Schularbeiten machen müssen, die Fähigkeit zu abstrahieren und sich zu konzentrieren. In seinem ganzen späteren Leben war er ungemein unempfindlich gegen äußere Störungen bei der geistigen Arbeit. — Wir können die Schilderung des Lebens im Elternhause nicht abschließen, ohne noch hervorzuheben, mit welcher Liebe Uhlhorn stets an seinem Vater gehangen hat, und wie gut das Verhältnis zu der Stiefmutter gewesen ist. Eine alte Osnabrückerin bestätigt noch jetzt: „Die Liebe und Treue gegen Eltern und Geschwister war etwas besonders Schönes bei Uhlhorn. Er kam auch noch mit Frau und Kindern in dieses kleine einfache Bürgerhaus, und einmal war ich gerade gegenüber in einem Laden, als er mit alle den Seinen in einem Omnibus ausfuhr zur Freude der ganzen Nachbarschaft." Die Bilder seiner Eltern und ein Bild seines Vaterhauses hatte er auch als Abt in seinem Arbeitszimmer hängen, und seinen Kindern erzählte er gern von dem Elternhause, dem er oft die Einfachheit und die Klarheit seines Wesens und Lebens zuschrieb. Als die Petristiftung gegründet wurde und manchmal tadelnde Stimmen laut wurden aus Predigerhäusern und andern, daß man auf diesem Wege zu sehr die Jünglinge aus niederen Ständen heranzöge, sagte er, daß er doch auch nur eines Schuhmachers Sohn sei und am Ende doch dem geistlichen Stande nicht zur Unzierde gereiche. Freilich darf nicht übersehen werden, daß

Digitized by Google

der enge Kreis, in dem er aufwuchs, auch etwas Schädigendes für ihn hatte. Eine gewisse Zaghaftigkeit und Scheu, mit seiner Person hervorzutreten, ist ihm immer eigen geblieben. Er klagte wohl darüber, wie schwer ihm das werde, weil er von Jugend an immer von dem Wohlwollen anderer abhängig gewesen sei. Daneben ist es ein Wunder, daß die große Verehrung, mit der Eltern und Geschwister von früh an zu ihm aufsahen, und die Erfolge, die er schon als Schüler hatte, ihn nicht eitel gemacht haben; zu kämpfen hatte er allerdings mit dieser Neigung, aber er ist doch schlicht und demütig geblieben.

Auf der Schule war er stets in allem der Erste, von den Lehrern den andern Knaben als Vorbild hingestellt, aber bei allem ernsten Arbeiten doch immer fröhlich und heiter, bei den Kameraden von allen geliebt und verehrt. Als er noch in den unteren Klassen war, saß er bei schlechtem Wetter in den Freizeiten oft unter den Gesellen des Vaters und fertigte aus den Lederresten Puppenschuhe für seine kleinen Spielfreundinnen, das gute Wetter dagegen lockte zu Spielen auf der Straße oder zu Streifzügen durch die altertümliche Stadt. Noch zog man ohne Kopfbedeckung zu diesen Wanderungen aus, und wenn man Sonnabends an der Synagoge vorüberkam, wurden rasch aus den Taschentüchern Mützen gemacht, um den Tempel betreten zu können. Es mag sein, daß die großen geschichtlichen Erinnerungen, die sich an die alte Bischofsstadt und die Stätte des westfälischen Friedens knüpften, schon früh den historischen Sinn in dem Knaben weckten. In der Sekunda und Prima wurden dann mit den Schulfreunden weitere Fußtouren in die schöne Osnabrücker Umgebung unternommen, wobei auch eifrig botanisiert wurde, und fast wöchentlich traf man sich zum Kegeln. Es war ein Kreis besonders tüchtiger Schüler, der sich hier zusammenfand, unter ihnen z. B. der spätere Oberlandesgerichtspräsident Struckmann und der spätere Landwirtschaftsminister Freiherr von Hammerstein. Die ganze Schulzeit ist Uhlhorn immer in dankbarer Erinnernng geblieben, und er hat immer wieder den Segen betont, den er von ihr gehabt hat, vor allem auch von der eingehenden Beschäftigung mit den lateinischen und griechischen Schriftstellern, die fleißig — und dabei nicht nur die streng klassischen, sondern auch spätere — gelesen und besprochen wurden. Dabei suchten die Lehrer ihre Schüler nicht nur grammatisch fest zu machen, sondern vor allem in den Geist der Antike einzuführen und die ideale Gesinnung zu wecken.

Von großer Bedeutung für die innere Entwickelung des Knaben wurde der Konfirmandenunterricht bei Pastor Weibezahn an der St. Katharinenkirche. Magister Weibezahn hatte in Osnabrück

Digitized by Google

— allerdings in pietistischem Sinne — eine reichgesegnete Tätigkeit entfaltet, er hatte angeregt und erweckt. Er liebte den begabten Knaben und hat zu seiner Frau schon früh geäußert: „Du sollst sehen, aus dem kleinen Uhlhorn wird noch etwas recht Gutes." Sein Einfluß auf ihn ist groß gewesen. Wenn dieser den Pietismus auch später überwunden hat, so ist die kindlich innige Frömmigkeit, die schlichte und doch so tiefe Liebe zu Christo ihm doch geblieben, die durch Weibezahn in ihm geweckt und bestärkt wurde. Es kam dazu, daß die Jugendjahre Uhlhorns in die Erweckungszeit fielen, wo ein neuer Hauch des Lebens durch die erstorbene Kirche ging. Auch in Osnabrück machte sich das Frühlingsregen dieser Zeit nach dem langen öden Winter des Rationalismus spürbar und fiel befruchtend in die junge Seele des Knaben. Von Westfalen herüber schlugen die Wellen einer neuen kirchlichen Bewegung auch nach dieser Stadt herüber, die wie mit Bremen, so auch mit Barmen in alter Verbindung stand. Es waren Kaufmannsfamilien, die hüben und drüben Beziehungen pflegten, welche nicht nur dem Handel dienten, sondern auch religiöse Interessen förderten. Die Liebe zur äußeren und inneren Mission erwachte, und das alles übte auf den heranwachsenden Uhlhorn einen starken Einfluß. Sein Eifer für diese Bestrebungen ist dadurch geweckt worden, und die Anregungen, die er hier empfangen, haben für sein ganzes Leben nachgewirkt.

Er hat erst nicht die Absicht gehabt, das Gymnasium bis zum Ende zu besuchen. Anfang 1843 meldete er sich als Sekundaner zur Aufnahme in das Schullehrerseminar in Osnabrück. Vielleicht, daß die wenig günstige wirtschaftliche Lage seines Vaters ihn zu diesem Schritte bewog, der ihm durch seine pädagogische Begabung und Lust zum Unterrichten überdies nahegelegt wurde. Unter dem Datum des 2. März 1843 schrieb das Königlich Hannoversche Evangelische Konsistorium an den Seminarinspektor Kerksieg in Osnabrück: „Unter den Seminar-Exspektanten befinden sich 10, welche Ostern 1844 das Alter von 18 Jahren vollendet haben, mithin in dieser Beziehung rezeptionsfähig sind. Da indes nur vier derselben zu jener Zeit in das Seminar aufgenommen werden können, so bleibt kein anderes Mittel übrig, als einen Konkurs unter ihnen eintreten zu lassen und dann die vier qualifiziertesten derselben zu rezipieren. Diese Adspiranten sind folgende: 1 . . . 8, Joh. Gerh. Wilh. Uhlhorn aus Osnabrück . . ." Die Prüfung fand Michaelis statt, als Uhlhorn schon seit einem halben Jahre Primaner war, aber aufgenommen wurde er nicht. Wahrscheinlich mußten die Jüngsten, zu denen er gehörte, noch ein Jahr warten oder es fehlte ihm die musikalische

Digitized by Google

Vorbildung. Als er später einmal durch einen Jugendbekannten an diesen „Konkurs“ erinnert wurde, sagte er lächelnd: „Ja, Abt bin ich geworden; aber Lehrer konnte ich nicht werden.“*)

So blieb er auf dem Gymnasium. Es wurde ihm das ermöglicht durch die freundliche Beihilfe einiger Osnabrücker Herren, z. B. des Schatzrates Stüve und vor allem des Syndikus Pagenstecher, des Magistratsdeputierten für das Gymnasium, der sich des strebsamen Jünglings sehr angenommen hat. Uhlhorns ursprünglicher Gedanke war gewesen, Mathematik zu studieren, aber daran war bei den knappen Mitteln des Vaters nicht zu denken. So entschloß er sich noch während der Schulzeit zur Theologie, zu der ihn die religiösen Eindrücke seiner Jugend hinzogen. In sein Tagebuch, welches das Motto trägt: „Für oder Wider!“ schrieb er am 1. Januar 1845:

„Wieder ein Jahr dahin! Über die Zeit pflegt man heute Betrachtungen anzustellen; das will auch ich tun, aber nicht darüber klagen, daß sie so flüchtig dahineilt, sondern darüber, daß sie so träge, so gar langsam dahinschleicht, daß es so lange dauert, ehe ich die Freiheit, nach der ich schon so lange geseufzt, erlange, ehe die Zeit kommt, wo ich mich ganz und ungeteilt dem Einen, Hehren, Göttlichen werde zuwenden können, der Theologie. — Aber noch vier Monate gehen darauf hin, vier lange Monate! Und was für Monate. Zwei der angestrengtesten Arbeit, der größten Mühe. Zwei der Muße, vielleicht der köstlichsten, die ich je genießen werde, der erquickendsten Ruhe nach mehr als zehnjähriger Arbeit, ein Ruhepunkt im Leben, wie er vielleicht, fast möchte ich sagen nie mir wird wieder geboten werden. Und zwischen beiden, die wirkende Ursache für beide — die Maturitätsprüfung, milde aber doch ernst winkend, ermahnend zum Fleiße, zur Arbeit, aber nicht düster und finster antreibend, wie der Fuhrmann seine müden Gäule, kein schreckender Popanz, der weithin schon Jahre vorher Schrecken und Furcht verbreitet. Eine freundlich-ernste Ermahnerin, das sei auch mir sie in diesen zwei Monaten. Nur rüstig gearbeitet, dann muß, dann wird auch alle kindische Furcht verschwinden. Möge der Segen von oben, an dem alles gelegen ist, dazu nicht fehlen. —“

5. Januar. „Heute erhielt ich einen Brief von W. aus B. Welch ein Übelstand ist es doch, in dem, was man gelernt hat, nicht gründlich sein! Man baut dann nachher ohne rechten Grund zu haben, auf dem man baut, und bringt deshalb nichts zu stande; alle Mühe,

*) Mitgeteilt von L. Hoffmeyer in „Haus und Schule“ 1902 S. 28.

Digitized by Google

alle Anstrengungen auch beim redlichsten Fleiße sind vergeblich. Auch bei mir findet sich, das sehe ich wohl ein, noch viel zu wenig Gründlichkeit. Möchte ich doch durch anderer Schaden klug werden! Wie ungestüm und eilig gehen wir Menschen doch oft bei den wichtigsten Dingen zu Werke, vor allem in der Jugend! Wie eilen und drängen wir und können die ruhige Entwicklung der Zeit nicht abwarten. Wahrlich übel würde es mit uns stehen, wenn unsere Pläne auch gleich erfüllt würden, sobald sie erdacht sind. — Das waren ungefähr meine Gedanken bei Durchlesung des Briefes."

8. Januar (Schulanfang): „Heute morgen begannen wir Ciceros Rede pro Murena, welche beginnt: ‚Was ich von den unsterblichen Göttern gebeten habe u. s. w.' Also mit Gebet begannen die Römer ihre wichtigen Staatsgeschäfte. So taten die Heiden, und die Christen?! — Wird doch in einer christlichen, sogar den höhern Wissenschaften gewidmeten Schule, ich will nicht sagen, an jedem Tage, auch nicht in jeder Woche, sondern beim Anfange eines neuen Jahres der Unterricht begonnen, wenn auch mit Gesang, doch ohne Gebet, ohne Flehen um den Segen, an welchem alles gelegen ist." —

Das schriftliche Examen, welches sechs Tage dauerte, fiel gut aus. Im deutschen Aufsatz über das Thema: Besaß Luther die Eigenschaften, welche für einen Reformator der Kirche gefordert werden? erhielt er die Zensur: 1, in der Mathematik, wo er von 19 Aufgaben 15 löste, 1 vorzüglich gut. Trotzdem sah er mit Unruhe der mündlichen Prüfung entgegen, die an zwei Tagen gehalten wurde. Das Endergebnis war ein Zeugnis erster Klasse. Am 13. März fand die feierliche Entlassung statt, bei der er die Abschiedsrede hielt über das Thema: „Warum beschäftigt man sich auf dem Gymnasium so viel mit dem Altertume?" „Nachdem hierauf," schreibt er, „der Professor Abeken über die wahre Humanität einige schöne Worte geredet, wurde uns das Zeugnis eingehändigt und wir von dem Gymnasium entlassen, ich mit dem Glückwunsche: ‚Werde ein treuer Arbeiter im Weinberge des Herrn!' O, möchte es sich erfüllen, das letzte Wort, das der Lehrer zu seinem Schüler als Schüler geredet!"

Am 22. April verließ er Osnabrück, um nach Göttingen, der Landesuniversität, zu gehen. Die Reise wurde mit der Post über Minden und Hannover gemacht. Zum ersten Male sah er die Stadt, in welcher er den größten Teil seines Lebens wirken sollte.

Digitized by Google

2. Kapitel.

Studenten- und Kandidatenjahre. Eindrücke auf der Universität. Lücke und Ehrenfeuchter. Theologisches Examen in Osnabrück. Hauslehrerzeit. Theologische Stellung. Preisarbeit. Repetent in Göttingen. Kirchenpolitische Fragen. Kirchliches Parteiwesen. 1845—1849.

Der Glanz der berühmten Georgia Augusta war durch die unglücklichen Ereignisse von 1837 erloschen. Nur langsam erholte sich die Universität von dem harten Schlage, der sie durch die Vertreibung der sieben Professoren getroffen hatte. Immerhin blieb sie für die Hannoveraner doch die bevorzugte Universität und Uhlhorn traf hier nicht nur manche alte Schulfreunde wieder, sondern schloß auch neue Freundschaften mit manchem hannoverschen Studiengenossen. Auch mit dem späteren Finanzminister Miquel ist er viel zusammengekommen. Dieser hieß damals wegen seiner revolutionären Ansichten bei den Freunden schon der „rote Miquel", und Uhlhorn hat später wohl geäußert: „wer Miquel damals gesagt hätte: Du wirst noch einmal preußischer Minister, den hätte er sicher erwürgt." So gern er in fröhlichem Freundeskreise, an dem sein Herz in Treue hing, die mancherlei Freuden der Studentenzeit genoß, hat er doch nie die Hauptsache, die ernste Arbeit bei Seite gesetzt. Von dem Verbindungswesen, auch dem sogenannten christlichen, hielt er nichts. „Ich bin allem Verbindungswesen prinzipiell abhold und fürchte, dadurch, daß es den Charakter eines christlichen annimmt, wird es nicht besser, wohl gefährlicher." Doch ließ er hierin jedem seine Meinung. Wenn er später seinem jüngeren Bruder Gustav, der als Theologe der christlichen Verbindung „Germania" beitrat, seinen bestimmten Rat und Wunsch auch nicht vorenthielt, so hütete er sich doch vor einem Eingreifen in Dinge, „wo nur freie Entscheidung Segen bringt". Seine Freude war das Studium, und hier war er zur günstigen Zeit nach Göttingen gekommen. Der Rationalismus lag im Sterben, und sein Zwillingsbruder, der Supranaturalismus, folgte ihm nach. Eine neue Zeit war für die Theologie heraufgekommen, die von Schleiermacher ihren Ausgang genommen

Digitized by Google

hatte. Gieseler freilich, der berühmte Kirchenhistoriker, war noch der Vertreter eines historisch-kritischen Rationalismus. Er konnte auch schon wegen seiner Langweiligkeit den jungen Studenten nicht fesseln. Als dieser zum ersten Male im Hörsaal sitzt, gespannt auf die kommenden Dinge harrend, besteigt Gieseler das Katheder und beginnt: „Meine Herren! Wir sind stehen geblieben bei § 95 meines Lehrbuches: Das Mönchtum", und der Strom der Rede floß gemächlich weiter. Mehr als von den Vorträgen Gieselers hatte Uhlhorn von dessen gedrucktem Lehrbuche, das zwar einen fast wertlosen Text bietet, aber durch einen fortlaufenden Kommentar aus den Quellen, der mit glücklicher Auswahl und echter Kritik völlig unparteiisch und unbefangen getroffen ist, ungemein zum Studium anreizt.

Bedeutsamer für seine theologische Entwicklung wurde Lücke, der seit 1827 in Göttingen wirkte, ein Schüler Schleiermachers und des Kirchenhistorikers Neander. „Was man an Gieseler vermissen konnte," schrieb Schenkel über ihn, „jenen mystischen Zug des Herzens, jene innige Empfänglichkeit für das religiöse Geheimnis und namentlich ein tieferes Verständnis des Geheimnisses der Erlösung und Versöhnung in Christo, hatte sich in Lücke zu einem wesentlichen Organ seiner theologischen Anschauung durchgebildet." „Ihm ist," wie Ehrenfeuchter sagt, „in der deutschen Theologie das Große zu teil geworden, als einer der berufensten und geweihtesten Führer an der neuen Wende zu stehen, welche für kirchliches Leben und Wissen angebrochen und mit dem Schimmer der ersten Liebe geschmückt war." Und Uhlhorn selbst hat dankbar für alles, was er von diesem großen Theologen empfangen, noch in seinem letzten Buche bekannt: „Mit Lücke kam zuerst der warme Hauch des neuen Glaubenslebens nach Göttingen, und an der Wiederbelebung der Landeskirche hatte seine Wirksamkeit den größten Anteil."

Lücke war auch Kirchenhistoriker, aber in Göttingen las er nicht Geschichte, sondern vor allem Dogmatik, Ethik und neutestamentliche Exegese. Er war eine ideale, johanneische Natur, warm begeistert, ohne Schwärmerei, innig fromm, aber nicht pietistisch, wissenschaftlich wie praktisch hoch begabt, vorwärts strebend und doch immer maßvoll, sein Grundgedanke: die Verbindung des freien wissenschaftlichen Geistes mit der lebendigen Kraft des eigentümlich christlichen. „Die Kritik muß, wie sie angefangen, auch vollendet werden, bescheiden aber auch furchtlos. Sie kann und will ja das ewige Heil und das Heiligste nicht antasten und vernichten; das ist nur ein Wahn ängstlicher oder lichtscheuer Seelen. Nur die stolze und hochfahrende Kritik ist der Fluch unserer Zeit, die bescheidene und besonnene aber ist ihr Heil

Digitized by Google

und wird und kann nicht untergehen." Der falschen übertriebenen Kritik, die alles anzweifelt, nur um zu zweifeln, macht er den Vorwurf, daß sie „das Ansehen der heiligen Schriften untergrabe und das Verständnis der himmlischen Gottessprüche zweifelhaft und unsicher mache." „Die Wissenschaft ist uns ein hohes Gut, wir können sie nur mit dem Leben aufgeben. Aber das höchste Gut ist sie nicht! — Die Kirche, wenn sie in ihrem innersten Herzen und Gewissen angegriffen ist, weist von Gottes und Rechts wegen die Wissenschaft in ihre Grenzen zurück." Mit den Worten billigte er, daß Strauß, der in seinem Leben Jesu die ganze evangelische Geschichte in Mythen auflöste, von dem theologischen Lehrstuhl in Zürich abgewiesen wurde. „Nur Unwissenheit und Unwissenschaftlichkeit," schreibt er 1847, „kann das Recht der Kirche zur Lehrordnung bestreiten. Wer keinerlei Lehrordnung in der Kirche will, will überhaupt gar keine Kirche; er ist ein Wildfang und Unband. Wer dagegen jede Abweichung von der orthodoxen Formel, jeden Fortschritt vom Alten zum Neuen, jedes Fragen, Suchen und Tragen der freien Forschung von vornherein verdammt und in allen frischen, ungewöhnlichen Lebensregungen gleich tödliche Häresien wittert und fürchtet, der ist ein feiger Ungläubiger, der zur ewigen Wahrheit in der Kirche kein Vertrauen hat; der steht schon mit einem Fuße in der papistischen Kirche und ist wie ein Nervenschwacher und Schwindsüchtiger, der das helle Licht und die frische Luft der evangelischen Kirche nicht mehr vertragen kann." Und anderen Orts sagt er: „Der Glaube ist nicht durch die Wissenschaft erzeugt, sondern er hat tiefere, unvergänglichere Quellen in der Geschichte, wie im innersten Gemüte des Einzelnen. Darum muß die Wissenschaft ihn als eine gegebene Tatsache, historisch wie psychologisch hinnehmen und achten." „Obwohl wir als Theologen auf dem Standpunkte, wohin uns Gott gestellt hat, zunächst nur durch die Wissenschaft wirken können und sollen, so bin ich doch ganz der Meinung, daß auch uns nur in und mit dem Gebet, nur in und aus jener heiligen Stille des Gemütes, die sich in und um Christum versenkt hat, das rechte Licht und der wahre Segen der Wissenschaft gegeben werden kann und daß, wo dieses Licht und dieser Segen fehlt, alles Arbeiten, Bauen und Wachen auf den Höhen und in den Tiefen der Wissenschaft umsonst und nicht selten verderblich ist." Man könne zwar ohne Wissenschaft gläubig sein, aber nicht den Inhalt des Glaubens wahrhaft verstehen und wohl unterscheiden, was dem Glauben gemäß, gesund und gut geredet und was ihm fremd und darum falsch sei.

Die Theologie sollte nach ihm mit voller Wahrung aller Rechte der kritischen Wissenschaft pietätvoll auf die geschichtlichen Grundlagen

Digitized by Google

zurückgehen, welche die Reformation in Deutschland geschaffen und welche das Zeitalter der Aufklärung so leichtfertig und selbstzufrieden verlassen hatte. So trieb und forderte er das eingehende Studium der symbolischen Bücher und machte der rationalistischen Theologie den Vorwurf, daß ihr das Verständnis und jede rechte Liebe für den geschichtlichen Werdegang der christlichen Lehre, namentlich auch für die heilige Schrift und für die klassischen Zeugnisse aus der Geburtszeit der evangelischen Kirche abgehen. Das Wort und sein einfacher geschichtlicher Sinn sei heilig zu halten. Gern erwähnte er den Mahnruf Bacos von Verulam: „Wahrlich der Propheten Rat (Jerem. 6, 16) ist die beste Richtschnur: Stehet auf den alten Wegen und schauet, welcher Weg recht und gut sei, und darauf wandelt!“ Aber er teilte auch wieder die Überzeugung de Wettes, daß zwar der gemeine Rationalismus den lebendigen Glauben an das Göttliche im Menschlichen vernichte, die kirchliche Gemeinschaft zerstöre, die auf diesem Glauben gegründet ist, den trostbedürftigen Menschen hinausweise in die kalte tote Leere der Allgemeinheit, daß es aber auch einen wahren, edlen Rationalismus gebe, welcher das Allgemeine sucht, ohne das Besondere aufzuheben, welcher die Kirchenlehre, namentlich die Grundlehre von Gottes alleinseligmachender, in Christo Jesu geoffenbarter Gnade treu bewahrt, aber durch allgemeine Begriffe aufhellt und im einzelnen ihre Fassung fortgehend zu berichtigen strebt.

Die Theologie Lückes darf als Vermittlungstheologie bezeichnet werden. Sie will zwischen Offenbarung und Zeitbewußtsein vermitteln und erstrebt eine Vereinigung von Glauben und Wissenschaft, aus der dann auch eine Versöhnung in der Kirche, eine Annäherung der verschiedenen Konfessionen und Richtungen und ein Ausgleich unter den Gegensätzen der Zeit erwachsen werde. Er war auch entschieden ein Freund der Union, deren Stiftung er 1817 in Berlin mitgefeiert hatte. Ihm galt Schleiermachers Satz als Wahrheit, daß die Trennung der lutherischen und reformierten Konfession „nicht hinreichend begründet gewesen ist, indem die Lehrverschiedenheiten keineswegs auf eine Verschiedenheit der frommen Gemütszustände selbst zurückgehen“. Aber die tiefere Einheit beider Konfessionen, wie die Einheit der gesamten Welt- und Lebensanschauung wird nur von dem frommen Gemüte vorausgesetzt, nicht jedoch klar nachgewiesen und wird nur scheinbar, durch Nachgeben und allerhand Abschwächungen, erreicht. Nicht nur die schroffen Orthodoxen (Hengstenberg und Genossen) warfen ihm Mangel an abgeschlossener Bestimmtheit vor, auch seinen Freunden erschien er zu vorsichtig und seine Zurückhaltung in der Äußerung der eigenen Ansichten zu ängstlich und übertrieben.

Digitized by Google

Es fehlte oft an scharfer und fester dogmatischer Entscheidung der einzelnen Punkte. Bezeichnend für ihn ist das Urteil Dahlmanns: „Es ist eine liebenswürdige Natur in ihm, aber er hat keine einfachen Überzeugungen; alles kompliziert sich ihm;“ und Hase redet von dem „schwebenden und künstlichen Charakter“ seiner Theologie. Ehrenfeuchter bezeichnet es als mildes Luthertum, während Claus Harms spottete: Göttingen sei von jeher „Sitz eines Mäßigkeitsvereins“ gewesen.

Der Einfluß Lückes auf das theologische Werden Uhlhorns ist nicht gering gewesen. Mit jugendlicher Begeisterung gab er sich dem Eindruck dieses bedeutenden Theologen hin. Nicht als ob er sich durch ihn völlig in seinem theologischen und kirchenpolitischen Denken hätte bestimmen lassen. Wenn ihm auch seiner Gemütsart nach der theologische Standpunkt Lückes sehr zusagte, so war er doch zu besonnen und selbständig, zu sehr darauf bedacht, sich eine eigene fest gegründete Anschauung zu bilden. Er hat es stets für verkehrt gehalten, zu früh abzuschließen, einseitig bloß einer Richtung in der Theologie zu folgen und auf die Worte des Meisters zu schwören. Dazu leitete ihn gerade Lücke selbst an, objektiv und gerecht auch gegen Andersdenkende zu sein, und die Beweglichkeit seines Geistes, wie seine hervorragende historische Begabung machten es ihm leicht, sich auch in andersartige Gedankengänge zu versetzen, und auch Fremdartiges suchte er unbefangen zu prüfen und zu verstehen. Was ihn später über Lücke hinausführte, war vor allem der geniale Blick für das Einfache, der ihn zu einem hervorragenden Kirchenhistoriker machte, und die Beschäftigung mit der Geschichte, auf deren Bedeutung Lücke selbst hinwies und die seit Mosheim in Göttingen besondere Pflege gefunden hatte, ebenso mit den Bekenntnisschriften und den großen Dogmatikern der lutherischen Kirche, zu deren eingehendem Studium wieder gerade Lücke ihn führte.

Durch dieses Studium hat er auch die ihm noch aus der Jugendzeit anhaftenden Reste des Pietismus überwunden. Viel später, im Jahre 1855, berichtet er einmal über ein Gespräch mit Niemann und Dr. Hanne, das sich um den Pietismus und Jung Stilling drehte: „Niemann machte eine feine Bemerkung. ‚Es gehört, meinte er, zu dem Größesten, was der Mensch erfahren kann, wenn er einmal die Liebe Gottes persönlich für sich erfährt, daß Gott mich lieb hat, gleich als wäre gar nichts anders in der Welt als Gott und ich und drehte sich die ganze Weltregierung um mich; es ist die Erfahrung des Wortes, daß der Herr die 99 Schafe läßt und gehet dem einen nach. Jung Stillings Weltanschauung ist oft die Karikatur von dieser, weil das Stehenbleiben, oft selbstsüchtige Steckenbleiben darin.‘

Digitized by Google

Das ist sehr wahr. Es ist einer der Grundfehler des Pietismus. Deshalb begreifen sie auch alles nicht, was vom Reich Gottes gesagt wird. Gewiß muß das ein jeder rechte Christ an sich erfahren, das: Gott liebt mich, das ‚mein Herr, der mich verlornen Menschen erlöset hat' im Katechismus, es ist der eigentlich tiefste Lebensgrund — und wer das nicht erfahren hat, ist noch nicht zum Leben gekommen; aber darin darf das Leben nicht stecken bleiben; indem wir unser aller persönlichstes Leben darin finden, finden wir es doch auch als ein Leben in der Gemeinschaft, wir finden das Reich."

Unter den alten Dogmatikern zogen ihn besonders Johann Gerhard und Chemnitz an wegen ihrer lebendigen Orthodoxie, ihrer Richtung auf die praktische Frömmigkeit, und er wünschte noch später oft, daß die jungen Theologen sich mehr mit den Bekenntnisschriften und den altlutherischen Dogmatikern beschäftigen möchten. In den achtziger Jahren äußerte er einmal Ritschl gegenüber, es wäre wünschenswert, daß die Loci von Chemnitz neu herausgegeben würden, was allerdings dieser Göttinger Theologe ziemlich ungnädig und abfällig zurückwies.

Noch mehr als auf dem Katheder wirkte Lücke durch den persönlichen Verkehr und in engerer Gemeinschaft auf die Studenten. Er hatte ein geselliges Haus. Die befreundeten Familien, bevorzugte Studenten, die empfohlen waren oder sich durch Eifer und Empfänglichkeit namentlich in der „Sozietät" auszeichneten, jüngere Gelehrte der Universität und zwar nicht nur Theologen, gingen ein und aus und genossen die schlichte Gastfreundschaft des Lückeschen Ehepaars. Es war eine bei aller Einfachheit edle Geselligkeit, die hier bei einem Glase Wein gepflegt wurde, ein guter Spruch zur Mahlzeit und schöne Musik war beliebte Regel. Wurden hier in der engsten Berührung mit dem geistvollen Professor schon die wissenschaftlichen Tagesfragen gern erörtert, so bot die theologische Gesellschaft (Sozietät) in Lückes Hause mannigfache Anregung. Sie war in erster Linie der Exegese, dann aber theologischer Unterhaltung überhaupt gewidmet und sollte einen Mittelpunkt bilden für den gegenseitigen und geordneten Austausch verschiedener Ansichten und Meinungen. Lücke war die Seele und treibende Kraft der Vereinigung. Hier regte er den kirchlichen Sinn an (z. B. auch gemeinsame studentische Abendmahlsfeiern), wies auf die liturgische Aufgabe der Zeit hin, pietätvoll aber kritisch vorsichtig die alten klassischen Schätze der lutherischen Gottesdienstordnung zu erneuern. Dann wieder vertrat er mit Wärme die Sache der Heidenmission, über deren Fortschritte man sich fort und fort auf dem Laufenden erhielt, und bekannte sich als einer der ersten

Digitized by Google

unter den akademischen Theologen zu den keimenden Anfängen der inneren Mission und des freien christlichen Vereinswesens. Endlich war Lücke auch ein eifriger Verteidiger presbyterialer und synodaler Einrichtungen für die Kirche. „In der Vierteljahrschrift für Theologie und Kirche" hatten Lücke und seine Freunde sich ein Organ zur Vertretung ihrer Ansichten in weiterem Kreise geschaffen. Von Anfang an wurden hierin die Verhältnisse der hannoverschen Landeskirche besprochen und durch viele Aufsätze die Teilnahme an der äußeren und inneren Mission zu wecken versucht. So war es eine Fülle von Anregungen, die hier auch in das empfängliche Herz des Studenten Uhlhorn fielen, Samenkörner, die später reiche Frucht für die Kirche gebracht haben.

Neben Lücke war Ehrenfeuchter eine Zierde und Segenskraft für die theologische Fakultät. Auch er stammte, wie Lücke, aus der Union und gehörte ebenfalls der unionsfreundlichen gläubigen Theologie an. Er war im Juli 1845 nach Göttingen berufen als außerordentlicher Professor, Universitätsprediger und Mitdirektor des homiletischen Seminars. Ein ungemein vielseitiger Mann, las er neben der praktischen Theologie und ihren Einzeldisziplinen noch Einleitung in das theologische Studium (ein Kolleg, das Uhlhorn sehr schätzte), Religionsphilosophie, Apologie und Apologetik, Leben Jesu, Erklärung der Pastoralbriefe, Geschichte der neueren Theologie im Zusammenhange mit der allgemeinen Kulturentwicklung, kirchliche Statistik, hannoversche Kirchengeschichte. Sein fließender und formvollendeter Vortrag zog die akademische Jugend an, ebenso seine Predigten und Kanzelreden, die Innigkeit und Tiefe des Inhaltes mit eindringender Kraft verbanden und durch Feinheit und Eleganz der Form ausgezeichnet waren. Uhlhorn bekennt, daß sie ihm „reichen Genuß und Stärkung gegeben haben", und sie haben ihn in der Ausbildung seiner eigenen Predigtbegabung wesentlich gefördert, wie er auch sonst bezeugt, daß gerade Ehrenfeuchter „im Kolleg und auf der Kanzel zahlreiche Schüler für das Amt begeistert und zu einer lebendigen Amtsführung angeleitet" habe und er „persönlich ihm vor Allen auf Erden den meisten Segen seines Lebens danke". „Meisterhaft verstand er, die praktisch theologischen Seminarien zu leiten, seine Menschenkenntnis, seine Formgewandtheit, seine Gabe, in fremde Anschauungen sich zu versetzen, ließen ihn stets das rechte Wort finden, um bald die Gewissen zu schärfen, bald in die individuellen Bedürfnisse der Anfänger liebevoll einzugehen" (Wagenmann). Die Einheit von Humanität und Christentum nachzuweisen war ihm die schönste Lebensaufgabe, um daran zu helfen, die Kluft zwischen Christentum und moderner Kultur zu überbrücken.

Digitized by Google

Er war eine außerordentlich reich und harmonisch angelegte Natur, von seiner allseitiger Empfänglichkeit für das Ideale, von inniger und fester Hingabe an Christum und sein Reich, in welchem er die Lösung aller Probleme der Theologie und Philosophie, die Einheit aller Gegensätze des Wissens und Lebens gefunden. Ihm war es unverständlich, daß Wissenschaft und Kirche, Theorie und Praxis, Glaube und Bildung, Kirchenregiment und akademisches Lehramt einander fremd oder gar feindlich gegenüberstehen sollten. In seinen Grundanschauungen sich mit Lücke deckend, war er gleich diesem allem Extremen abgeneigt und darauf bedacht, auch mit seiner Arbeit die Kirche auf dem alten ewigen Grunde zu erbauen.

Zwischen Ehrenfeuchter und Uhlhorn entspannen sich bald nähere, auch häusliche Beziehungen, die mit den Jahren zu einer innigen Freundschaft führten. Leider ist von dem reichen Briefwechsel, der später zwischen den beiden geführt wurde, nur sehr wenig erhalten. Von beiden aber, Lücke und Ehrenfeuchter, wurde Uhlhorn sehr geschätzt. Er war aber auch früh ein eifriger und ernster Mann, der unermüdlich trotz seiner körperlichen Schwachheit arbeitete, und zwar widmete er sich fast gleichmäßig allen Disziplinen der Theologie und legte durch fleißiges Studium in Göttingen schon den Grund zu seinem umfassenden und sicheren, allzeit gegenwärtigen Wissen, das später an ihm ebenso bewundernswert war, wie sein Interesse für die mannigfaltigsten, auch nicht geradezu theologischen Dinge. Sein Notizenbuch gibt uns einen kleinen Einblick in seine Lektüre. Es finden sich darin neben anderem Lesefrüchte aus Scrivers Werken, den er sehr viel gelesen hat, ebenso aus Augustins Bekenntnissen und Luthers Schriften. Spangenbergs Lied: „Heilge Einfalt, Gnadenwunder" scheint er sehr geliebt zu haben. Aus Herders Provinzialblättern notiert er die Stelle: „Symbolische Bücher sind Denkmale des Ursprungs, Insignien, auf denen zum Teil Religionsfreiheit, Friede und Wohlfahrt beruhen, historische Ehrenmonumente, Paniere! Schlechter Soldat, der eine Siegesstandarte wegwirft und will einer Kinderklapper folgen! Symbolische Bücher abschaffen! Wer kann's, wer darf's, wer will's? Und was denn an ihre Stelle? Davon schweigt man weise oder die Vorschläge, die man tut, sind, dünkt mich, noch sehr unreif und erbärmlich." Von Lücke findet sich ein mündliches Wort: „In zehn Jahren sind die freien Gemeinden (deren Zahl eben nicht groß werden wird) total verkrüppelt, aber je mehr rationalistische Elemente auf diesem Wege aus der Kirche ausscheiden, desto mehr verkrüppelt auch die Orthodoxie, indem jenes das Treibende ist. Es darf also weder auf der einen Seite der Rationalismus ausgestoßen

Digitized by Google

werden, noch darf er freiwillig ausscheiden und sich auf eigene Hand setzen. Beide müssen sich mit Liebe tragen und vor allem muß man von keiner Seite „Kirche spielen“. Ebenso hat er manche mündliche Äußerung Ehrenfeuchters notiert und aus Goethe u. a. den charakteristischen Vers:

Mit Kirchengeschichte, was hab' ich zu schaffen?
Ich sehe weiter nichts als Pfaffen.
Wie's um die Christen steht, die Gemeinen,
Davon will mir gar nichts erscheinen.

So war der junge Student vielseitig und dabei doch nie zersplittert, sondern immer auf die Hauptsache konzentriert, und er war in allem, was er trieb, gründlich. Wenn er später mit seinen Kindern bei Spaziergängen gern botanische Studien trieb, so wurde zu Hause alles genau im Lehrbuche nachgesehen, was unklar geblieben war. Noch im Alter hatte er bei der Lektüre der Zeitschriften „Globus“, „Ausland“ und „Petermanns Monatshefte“ jedesmal den Atlas zur Hand, um darin nachzusehen und sich eingehender zu orientieren. Und doch war ihm dabei jede Pedanterie fremd.

Aus der Göttinger Studentenzeit finden sich in seinem Tagebuche einige bemerkenswerte Stellen. Am 15. Dezember 1846 heißt es: „Die letzten Worte schrieb ich an einem schönen Tage des Vorfrühlings, heute an einem kalten, schneeigten, stürmischen Winterabende nehme ich das Tagebuch wieder auf. Mehr als 1½ Jahre liegen dazwischen, 1½ Jahre voll Mühe und Arbeit, aber auch nicht ohne Frucht, voll getäuschter Erwartungen, zerstörter Hoffnungen, aber auch nicht ohne viele Freuden. Zweimal bin ich seitdem wieder heimgekehrt ins Vaterhaus, zweimal wieder hinausgezogen nach Göttingen. Die Hauptfrucht aber der 1½ Jahre ist gewiß die, daß ich eingesehen habe, was es heißt, Theologie zu studieren, und wie wenig ich noch weiß!

„Ich nehme mein Tagebuch auch aus dem Grunde wieder auf, weil ich glaube, daß es ein gutes Mittel sein wird, mir über mich selbst eine klare Einsicht zu verschaffen, was mir vor allem not tut jetzt, wo sich die Frage in meinen Busen drängt: Wo wirst du arbeiten am Weinberge des Herrn? Hier im Vaterlande, oder draußen unter den Heiden? Um aber Klarheit darüber zu gewinnen, dazu gehört vor allem Wahrheit, und so sei denn die Wahrheit das erste Gesetz in Führung des Tagebuches. Gott möge mir auch darin beistehen und möge mir auch dieses dazu dienen lassen, über meine Bestimmung ins Klare zu kommen.

„Es fragt sich zunächst, ob ich mich überhaupt für befähigt und, was noch unendlich wichtiger ist, durch Gott berufen halte, in seinem

Digitized by Google

Weinberge, sei es hier oder draußen, zu arbeiten? Diese Frage muß ich unbedingt bejahen. Freilich übersehe ich meine Schwächen nicht (wenn auch noch viel Hochmut daneben ist), aber der Herr ist im Schwachen mächtig, und daß der Herr mich berufen habe, mir den Eliasmantel zugeworfen, das gehört zu der unerschütterlichsten (bei allen Zweifeln) Grundüberzeugung meines Lebens, ohne welche ich nie auch nur mal den Anfang gemacht haben würde, Theologie zu studieren. Wenn ich freilich wohl weiß, daß ich noch weit, sehr weit entfernt bin von der vollkommenen Erkenntnis Christi, noch weiter von der vollkommenen Entfaltung des Christentums in meinem Leben, so weiß ich durch die Gnade des Herrn trotz aller aufkeimenden Zweifel auch das gewiß, daß ich durch seine Gnade eingegangen bin durch die enge Pforte und im christlichen Leben stehe, und lebe der festen und frohen Hoffnung, daß der Herr was er in mir begonnen auch fortführen wird zu seiner Ehre, zu meinem Heile, und daß er mich aus dem Kindesalter in Christo wird hindurchdringen lassen zum Mannesalter in ihm.

„Frage ich nun weiter: Wohin soll ich mich wenden? Soll ich der Mission meine Kräfte widmen? so ist, um hierüber klar zu werden, zuvörderst nötig zu fragen: Was verlangt man von einem Missionar? Er soll Christum den Heiden bringen, das kann er aber nur, wenn er ihn auch selbst hat. Dieses ist gewiß das Haupterfordernis. Daneben müssen sich aber auch die nötigen Geistesanlagen finden. Auch diese glaube ich zu besitzen. Freilich habe ich noch keine solche Bekanntschaft mit der Arbeit eines Missionars, daß ich genau darüber urteilen könnte. Endlich ist auch ein gesunder Leib erforderlich. Bin ich nun auch nicht sonderlich stark, so steht dieses doch ganz in Gottes Hand. Daneben werde ich meinen Körper immer mehr zu stärken und abzuhärten suchen, um mit des Herrn Hilfe auch diesen Anforderungen zu genügen.

„Aber es ist doch im Vaterlande Arbeit genug, gewiß auch für dich. Das ist nicht zu verkennen, und an Arbeit für das Reich Gottes wird es dem, der dafür nur arbeiten will, gewiß nicht fehlen. Aber es sind doch auch der Arbeiter viele da, wenn auch nicht zu viele, während ganze Strecken der Heidenwelt gänzlich ohne Arbeiter sind und mit lauter Stimme rufen: Kommt herüber und helft uns. Etwas Ausgezeichnetes würde ich hier doch nicht leisten, und an mittelmäßigen Arbeitern fehlt es hier nicht, während auch Mittelmäßige in der Heidenwelt nötig genug sind.

„Darüber endlich, ob mich denn der Herr zu den Heiden gerufen oder ob ich aus eigener Weisheit und eigenen Gelüsten hingehe,

Digitized by Google

ob meine Absichten denn auch so rein sind, bin ich bis jetzt noch nicht klar geworden. Bald wird es mir gewisser, bald steigen wieder eine Menge Zweifel auf. Der Herr helfe zu immer mehrerer Gewißheit!"

Am 1. Januar 1847 hielt er seine erste Predigt über den Text 1 Kor. 3, 11. In dem Tagebuche schreibt er am 26. Dezember 1846: „Gestern beendete ich meine erste Predigt im Konzept. Ich hatte mir vorgesetzt, die erkannte Wahrheit von dem alleinigen Heile in Christo mir recht lebendig darin vor die Seele zu stellen, mir selbst zu einem Zeugnisse und einem mahnenden Rufe, wenn ich je davon weichen sollte. Mein Urteil über die Predigt ist sehr ungünstig. Sie ist zu oberflächlich. Dieses liegt aber wohl an der Überfülle des Stoffes und der Kürze der Zeit, zum Teil wenigstens ist dieses der Grund. Die nächste wird hoffentlich besser."

„29. Dezember. Gestern abend sah ich wieder recht deutlich, daß das Kartenspiel für meine sittliche Entwickelung durchaus schädlich ist. Es regt meine Leidenschaft gewaltig auf und setzt mich oft sehr zurück. Dadurch wird viel Zeit, oft auch Geld damit verschwendet. Ich habe deshalb beschlossen, nie wieder Karten zu spielen, wenn um Geld gespielt wird. Der Herr gebe mir dazu seine Kraft. Mit zeitweiliger Entsagung kommt man keinen Schritt weiter, vor allem wenn man, wie ich bis jetzt getan, sich die Bestimmung der Zeit vorbehält. Ich treffe mit diesem Entschlusse seltsam zusammen mit einem früher gefaßten, freilich als ich noch nicht alles bedenken konnte, nämlich mit dem, von dem Augenblicke an, wo ich zum ersten Male die Kanzel betreten würde, nicht mehr Karten zu spielen. Sollte das reiner Zufall sein? Am 1. Januar halte ich ja, so Gott will, meine erste Predigt! Ich habe die Spiele mit Karten, wo nicht um Geld gespielt wird, ausgenommen, weil hier ja der eigentlich bedeutsam einwirkende Punkt wegfällt."

„31. Dezember. Da sitze ich nun wieder an einem Sylvesterabend gemütlich auf meiner Stube und überlasse mich, während die Pfeife brennt, so meinen Betrachtungen. Es sind die beiden Kreise, um die sie sich drehen, der Jahresschluß und die morgende Predigt. Ich habe sie noch einmal vorüberziehen lassen, die bösen und guten Tage des Jahres. Jene, wo ich unwohl, mißmutig dasaß, jene, wo ich mit mir kämpfend mir selbst die ersten Erfolge meines Studiums abwog, jene, wo schlimme Nachrichten von Haus mich beunruhigten, aber auch jene liebliche größere Zahl der schönen Tage. Jene, wo ich wirkliche Erfolge sah, wo die Nachrichten aus der Heimat mich erfrischten, jene, wo ich in Thüringens grünem Waldgebirge hauste, jene vor allem, wo ich im Abendrot die Türme der Heimat vor mir

Digitized by Google

auftauchen sah, jenen Abend, wo ich rasch durch die Straßen flog und am heimatlichen Herde alle wohlbehalten in die Arme schloß. — Mit ihm kreuzen dann die andern Gedanken. Du sollst zum ersten Male öffentlich Zeugnis ablegen vom Herrn und seinem Heil! Zeuch die Schuhe aus, denn der Ort, da du stehest, ist heiliges Land. Ach, ich möchte mir's so gern mit voller Lebhaftigkeit, mit voller Bedeutung in die Seele rufen, was es heißt, sich auf das Amt vorbereiten, das die Versöhnung predigt. Daß da vor allem das Herz selbst die Versöhnung erfahren haben muß, selbst versöhnt sein muß. O, Gottlob, ich bin durch den Herrn auch hier ja fortgeschritten; und sind manche Tage gewesen, wo ich im dürren Tale schmachtete und ich abirrte in der Wüste und den Herrn verließ, so führte mich auch seine Hand oft in ein liebliches Sarepta, um mich da zu erquicken aus dem Born des Lebens, bald zur Stärkung nach dem Kampfe, bald zur Vorbereitung für denselben. Ja, jetzt eben hat er mich in ein solches Sarepta geführt.

„Bald dachte ich auch an jene Szene in Hippels Lebensläufen, wo die Mutter dem Sohn das Konzept der ersten Predigt unter das Kopfkissen legt. Mir legt keine Mutterhand das Konzept unters Kissen! Nun, so tue ich's selbst und kann wenigstens träumen, es habe es eine Mutterhand oder eine andere liebe Hand getan.

„So lege ich mich denn auch am letzten Abend ruhig nieder und soll ich mit einem Worte das Jahr beenden, so sei es mit dem des Psalmisten:

‚Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich.' Amen."

„4. März 1847. Da stehe ich wieder am Ende eines Semesters und zwar des zweiten Jahres meines Studiums. Wenn ich's überblicke? — Lessing sagt einmal: Der Christ lasse die Festungen an der Grenze liegen und dringe ins Innere ein ohne Sorgen, während sich die Theologen an den Grenzfestungen den Kopf einrennen und oft darum das Land selbst nicht zu sehen bekommen. So ist's auch mir ergangen. Als Christ bin ich durch Gottes Gnade im Lande, während ich als Theologe noch an den Festungen mir den Kopf einrenne. Nun auch da wird, so Gott will, nach und nach manches Bollwerk erobert werden. Der Herr gebe Gelingen."

Mit dem Schlusse des Wintersemesters 1847/48 verließ Uhlhorn Göttingen, um zunächst vor dem Osnabrücker Konsistorium sein erstes theologisches Examen zu machen. Er predigte auch in Osnabrück zur Freude vieler Gemeindeglieder. Seine Absicht war, nach dem Ablaufe der vorschriftsmäßigen Kandidatenzeit das zweite

Digitized by Google

Examen zu machen, um dann in das praktische Amt einzutreten. Inzwischen suchte er eine Hauslehrerstelle und fand eine solche bei dem Gutsbesitzer Fr. in Müggenburg auf der Insel Zingst in Pommern. Von hier ist der folgende Brief an seinen Freund, den Kandidaten der Theologie Ferdinand Meyer (1875 als Superintendent in Alfeld gestorben) geschrieben.

„Müggenburg, den 22. Mai 48.

„Gestern, lieber Ferdinand, hatte ich schon die Absicht, Dir zu schreiben, freue mich aber jetzt, daß ich daran gehindert bin, da ich erst heute Deinen lieben Brief erhielt, der mir ein wahres Labsal gewesen ist, wofür ich meinen herzlichen Dank sage. Unser Los ist uns sehr verschieden gefallen; Du füllst den ganzen Brief mit den Annehmlichkeiten Deiner Stellung*) und die Unannehmlichkeiten sind vorübergehend oder Null, ich könnte den ganzen Brief mit den Unannehmlichkeiten meiner Stellung ausfüllen und die Annehmlichkeiten sind Null. Nun, ich will nicht mit der Tür ins Haus fallen, so sehr's im Herzen drückt.

„Die Wochen zu Haus gingen mir nur zu rasch hin. Ich habe zweimal gepredigt und mein Examen gemacht. Mit den Predigten ging's gut, nur war ich zu eitel; mit dem Examen ging's schlecht. Ich glaubte an meinem Examinator, Pastor Kranold, früher Repetent in Göttingen, einen Mann der vermittelnden Theologie zu finden (um diesen Ausdruck zu gebrauchen, den ich eigentlich nicht gern habe), allein darin hatte ich mich gänzlich geirrt. Früher ist er's gewesen, jetzt trat er durchweg orthodox auf, so weit, daß er die Schlange Gen. 1 als vom Teufel besessen ansah und in dem Wandeln Gottes im Garten eine Menschwerdung Gottes fand. Das ganze Examen drehte sich um die Erbsünde, sowohl exegetisch, als dogmatisch und dogmenhistorisch, artete aber an vielen Stellen in förmliche Disputation aus. Teils nun weil ich gegen eine so gründliche Gelehrsamkeit, wie sie K. besitzt, nicht anrennen konnte, teils verwirrt durch die Art des Examens und den unerwarteten Alt-Lutheranismus erging's mir sehr schlecht, und das Examen lieferte ein mich auch nicht im Mindesten befriedigendes Resultat. Dazu hatte mich die ganze Sache unruhig gemacht, wie ich, offen gestanden, immer unruhig werde, wenn mir die Orthodoxie begegnet (ein Zeichen, was ich noch nicht recht zu deuten weiß) und hatte mehrere Tage mit mir selbst zu kämpfen.

„Am 3. Ostertage reiste ich ab, sprach Köhler in Hannover, wenn auch nur auf wenige kurze Minuten und kam am 6. Mai hier

*) Kandidat Meyer war damals Hauslehrer in Dresden.

Digitized by Google

an. Mich selbst plagten fürchterliche Zahnschmerzen, die mir schon einige Nächte keine Ruhe gelassen, dabei war ich abgemattet von den Strapazen der Reise, hier im Hause hatte Alles mit sehr geringen Ausnahmen das Fieber — so konnte der Empfang eben kein erfreulicher sein. Um Dir einen Begriff meiner Stellung zu geben, will ich zunächst die Lage des Guts charakterisieren. Etwa 10 Minuten vom Binnensee und 20 Minuten von der Ostsee liegt das Gut, der Boden, sandig oder sumpfig, eine noch neue (etwa 9 Jahre alte) Anlage, aus der mit der Zeit noch etwas werden kann. Nach der Ostseeseite lange finstere Tannenwaldung mit sparsamen Eichen und Buchen. Das nächste Dorf, Zingst, liegt eine Stunde weit, das nächste Kirchdorf über eine Meile entfernt. Wir sind also eigentlich ganz auf uns beschränkt. Herr Fr. ist ein jovialer, gemütlicher Mann, soweit das Fieber es zulassen will; dabei gut gebildet, aber Erzpreuße. Das Letztere scheint unbedeutend, ist es aber heutiges Tags, wo das Gespräch sogar hier oft auf Politik fällt, keineswegs, da es jedes derartige Gespräch zu verleiden vermag. Frau Fr. ist eine nette, sehr gebildete Frau, aber sehr kränklich, was der Unterhaltung eben nicht günstig ist. Das ist meine ganze Umgebung (von den Kindern nachher), auf die ich tagaus, tagein beschränkt bin. Dazu kommt nur noch ein Schullehrer von Zingst, ein Mann von ehrlicher Offenheit und Biederkeit, dessen Umgang aber, zumal da ich ihn doch wöchentlich höchstens zweimal auf einige Stunden sehe, auch eben nicht viel Erbauliches bietet. Du siehst, wie es mir in meinem Kloster an allem fehlt, denn so nett die Leute selbst sind, so ist es doch schrecklich, immer auf dieselben Personen beschränkt zu sein. Ein schlimmes Zeichen ist es schon, daß meine beste Unterhaltung in einer Partie L'Hombre oder Boston bestehen muß, obgleich mir die Karten eigentlich ziemlich gleichgültig sind.

25. Mai 48.

„Einige Tage durch Unwohlsein am Weiterschreiben gehindert, nehme ich heute den Brief wieder auf. Ich bin freilich noch nicht ganz wieder wohl und fürchte fast, es ist das Fieber, was mir in den Gliedern steckt. —

„Was endlich die Kinder anbetrifft, so sind deren fünf, alle gutmütig und im ganzen wohlerzogen. Ihre Fähigkeiten dagegen sind äußerst ungleich. Zwei sind sehr gut begabt, dagegen die übrigen ziemlich unbegabt und was noch schlimmer ist, schläfriger Natur. So ist das Unterrichten auch eben kein Vergnügen. Schon im allgemeinen sagt mir das Unterrichten als Hauslehrer nicht zu, und ich finde meine alte Ansicht bestätigt, daß es nicht natürlich ist, daß der junge Theologe

Digitized by Google

seine Zeit als Hauslehrer zubringt. Er sollte einige Jahre an einer Volksschule arbeiten und sodann ins Amt. Den Religionsunterricht, so schwer er mir wird, gebe ich wirklich mit Freuden, aber wenn ich mensa deklinieren lassen muß oder rechnen oder von Sumatra und Java erzähle, so fühle ich, daß ich nichts bin als der Hund in der Karre, ich muß eben. (Hier bin ich vielleicht etwas zu weit gegangen. Stoße die Ecken ab.) Weil ich nun einmal auf die Theologie gekommen bin, so will ich doch auch dahin einen trostlosen Blick werfen. Bis jetzt habe ich fast nichts getan. Etwas Katechetik nach Palmer und die ersten 150 Seiten von Schleiermachers Glaubenslehre, das ist alles. Nach sechs Unterrichtsstunden will das Arbeiten nicht mehr und an frühes Aufstehen habe ich mich noch nicht wieder gewöhnen können. Wenn ich auch aufwache, träume ich mich zu gern wachend in frühere Tage, auch in unsere Abendstunden des vorigen Winters zurück. Anregung kann ich hier natürlich gar nicht haben, nicht einmal die einer rationalistischen Predigt oder richtiger die eines Gottesdienstes, abgesehen von der Predigt, denn die Kirche ist zu weit. Doch muß ich mit Dank gestehen, daß es mir an Erbauung noch nicht gefehlt hat, ja daß ich noch nicht einmal so dürre Stunden meines geistigen Lebens habe durchmachen müssen, wie sie früher bei aller Anregung und Erbauung oft mein Teil waren. Theologische Zeitschriften kann ich natürlich gar nicht haben und habe auch meine Absicht, mir selbst einige zu halten, aufgegeben, da es mir fast scheinen will, als bliebe ich nicht lange hier.

„Du siehst, mein Lieber, von Annehmlichkeiten ist hier also wenig die Rede, und gäbe es keine andere Art der Anschauung unserer Verhältnisse, so wäre ich allerdings im Vergleich mit Dir schlecht daran. Aber gottlob, es gibt ja noch eine andere und ich strebe wenigstens dahin, sie lebendig zu der meinigen zu machen, ich meine die, daß wir uns ja nicht selbst auf diesen oder jenen Platz stellen, sondern von dem hingestellt werden, der, weil er ja das Facit unseres Lebens immer vor Augen hat, auch am besten weiß, wie jeder einzelne Faktor darin lauten muß. Ohne Segen ist mein Aufenthalt gewiß nicht; welcher Segen dies sein wird, erläßt Du mir wohl zu schreiben, da ich ihn ja selbst kaum ahne, viel weniger überschauen kann. Du mußt freilich nicht glauben, daß auf diese Ansicht gestützt, die gewiß auch die Deinige ist, nun mein Leben still und glücklich ist. Ich bin nur zu oft unglücklich genug, und oft hat mich nichts aufgerichtet als eine Stelle, die ich früher nie gekannt und gewürdigt habe, aus der Erzählung von der Auferweckung der Tochter des Jairus: „Fürchte dich nicht, glaube nur," eine Stelle, der ich alles, was ich von Ruhe habe, danke. Nun, mit Gottes Hilfe werde ich immer ruhiger.

Digitized by Google

„Für Deinen Wunsch in Beziehung auf die eingereichte Abhandlung*) meinen Dank, obwohl er nicht in Erfüllung gehen kann. Je mehr ich daran denke (ich habe eben nicht oft mehr daran gedacht), sehe ich das ein und staune nur meine Torheit an, die mich zu solch einem Schritte trieb. Dir wünsche ich herzlich Glück in Bezug auf die Predigt.

„Mit Deinen politischen Bemerkungen**) stimme ich überein. Es wollte mir gleich nicht behagen, daß die Kirche so ganz in den Hintergrund trat. Ich hoffte, es sei dies nur vorübergehend, aber nun soll sich alles gestalten ohne irgend welche religiöse Grundlage, ja geradezu im Gegensatze zu ihr und damit geht alles seinem sicheren Untergange entgegen. Denn wenn, wie ich noch immer dafür halte (ich glaube, wir sprachen einmal zusammen darüber), das deutsche Volk im Neuen Bunde eine ähnliche Mission hat, wie das Volk Israel im Alten Bunde (natürlich mit den Modifikationen und Entschränkungen, die die ganze Stellung des Neuen Bundes nötig macht), so kann es bei uns keine Entwickelung geben, als auf einer religiösen Grundlage, auf der bis jetzt noch alle unsere Entwickelungen basierten. Doch darf man gewiß die Hoffnung, ja die endliche Siegesgewißheit nicht aufgeben. — — P. S. Ich hätte gern noch Einiges gesagt über die Frage, wo die größere Frische und Siegesfreudigkeit sei, in dem Alt-Luthertum oder in der neueren gläubigen Theologie? aber das Papier reicht nicht. Meine Ansicht ist bis jetzt fest die: „bei der neueren Theologie".

Die Ahnung, die Uhlhorn in diesem Briefe ausspricht, daß er nicht lange Hauslehrer bleiben würde, bestätigte sich. Wie aus seinen Tagebuchblättern und Gedichten in dieser Zeit hervorgeht, fühlte er sich in Müggenburg dauernd unbefriedigt; er löste darum zum Herbste das Verhältnis und kehrte nach Osnabrück zurück, um sich auf das zweite Konsistorialexamen zu Ostern 1849 vorzubereiten. Aus dieser Zeit findet sich folgender Brief an seinen Freund Meyer vor.

„Osnabrück, 26. 12. 48.

„Gern hätte ich Dir schon vor dem Feste geschrieben, allein bei überhäufter Arbeit fehlte mir gänzlich die Zeit, und ich will nun eine Stunde des Festes selbst in Gedanken mit Dir verleben, um mir dadurch das schöne Fest noch schöner zu machen. Deine Hoffnung, die

*) Eine Preisschrift, von der theologischen Fakultät zu Göttingen gestellt: Exponuntur librorum symbolicorum ethica argumenta (Die ethischen Anschauungen der symbolischen Bücher).

**) Es handelt sich um die Beratungen der Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt 1848.

Digitized by Google

Du am Eingange Deines Briefes aussprichst, daß unsere kurze Bekanntschaft trotz der Entfernung zu einer immer innigeren Freundschaft werden möge, ist ganz die meine; und ich glaube, bei aller Schwachheit wird ihr der Grund nicht fehlen, ohne den es ja keine Freundschaft gibt, die Einigung in dem Herrn, dem wir dienen. Es schwebt mir freilich (ich muß, um offen zu sein, es schreiben) eine Ahnung vor, als sollten wir nicht ganz auf Einem Wege gehen, aber dann, wenn wir etwa im Lauf der Jahre, die uns der Herr beschieden, uns auf verschiedenen Punkten treffen sollten, so laß uns daran festhalten, daß wir auf einem Grunde stehen, dem einzigen festen Grunde, den es gibt, und laß uns gegenseitig nicht verkennen, wenn der eine auf einem andern Punkte und auf andre Weise am Bau des Reiches Gottes arbeitet. Dazu verhelfe uns Gott nach seiner Gnade. Ich habe dieses schreiben müssen, lieber Ferdinand, mehr auf einen dunkeln Antrieb hin als in klarer Einsicht von unserm jetzigen Standpunkte, aber die erste Bedingung der Freundschaft ist Offenheit, offen habe ich geschrieben, darum bitte ich auch Dich.

„Das schöne Fest mit seiner frohen Botschaft ist nun fast dahin. Ein weniges habe ich auch dazu beitragen können, diese Botschaft zu verkünden. Am Sonntage 4. Advent habe ich über Joh. 1, 19—29 gepredigt. Ich suchte es der Gemeinde darzustellen, wie nur der zu Christo kommen kann, der zuvor bei Johannes gewesen, wie der Weg zu Christo durch die Buße geht. Ich selbst muß freilich bekennen, daß nach der eigentümlichen Führung, die mich der Herr geführt, gerade dieses Bewußtsein der Sünde und Schuld bei mir nicht so stark ist. Die einen läßt der Herr lange in die Irre gehen, ehe er sie ruft, die andern ruft er früh in der ersten Stunde und so hat er nach seiner Gnade mich gerufen und da kann ein solches Sündenbewußtsein nicht hervortreten, wie es bei einem Augustin nach langen Irrwegen hervortritt. Denke nicht, ich wollte mich damit selbst beschönigen; aber es ist auch eine Gefahr da, und oft fühle ich mit Schrecken keine geringe, solche Gefühle, solches Bewußtsein zu erheucheln. Wenn es der Herr nicht gibt, können wir's nicht machen. — Etwas körperliches Unwohlsein (wohl durch zu angestrengte Arbeiten hervorgerufen) abgerechnet, habe ich die Feiertage recht froh verlebt. Welche Fülle von Freude und Friede liegt doch in der Gewißheit, ‚einen Heiland zu haben,' das ist mir so lebhaft vor die Seele getreten. Wenn wir nur recht fest an ihm hielten; aber der Trost ist, daß er treu bleibt, wenn wir auch oft untreu werden.

„Du willst gewiß gern wissen, wie ich hier lebe. Recht still und zurückgezogen, ganz meinen Studien. Leider werde ich's nun wohl

Digitized by Google

einige Wochen etwas sanfter gehen lassen müssen, denn gestern war ich so unwohl, wie ich lange nicht gewesen. Heute ist's freilich vorüber, aber das fühle ich mehr und mehr, daß ich zum angestrengten Arbeiten nicht tauge. Daß mich das so betrübt, ist zum großen Teil Schuld meiner Eitelkeit, die gern hätte, wenn ich gelehrt würde. Du siehst, ich bin offen; aber das kann ich mir nicht oft genug sagen, Eitelkeit verfolgt mich allenthalben, sogar auf die Kanzel, wo sie doch der Tod aller Erbauung ist."

Ein starkes Unwohlsein ließ diesen Brief fürs erste nicht zur Vollendung kommen. Erst am 5. März 1849 wurde er abgesandt. Inzwischen hatten sich die Verhältnisse gänzlich anders gestaltet. Die Preisarbeit war gekrönt und gedruckt und hatte den Weg zur akademischen Laufbahn eröffnet. Die Schrift wurde von der Fakultät auch deshalb gelobt, weil sie in weiter geschichtlicher Zusammenfassung über die lutherischen Anschauungen hinausblickte und Gleichartiges aus andern Konfessionen angemessen in Vergleich zog. Auf Ehrenfeuchters und Lückes Aufforderung bewarb sich Uhlhorn um eine Repetentenstelle in Göttingen. Am Sonntag den 11. März sollte die Probepredigt, am 12. das Examen stattfinden. „Ich gehe den Weg," schreibt Uhlhorn, „weil ich ihn für besser halte für mich als eine Hauslehrerstelle, besser eben wegen der Gelegenheit zu weiterer Ausbildung, die er bietet, keineswegs in Absicht auf die akademische Carriere. Ich gehe ihn ruhig, weil ich hoffe, daß Gott, welchen Weg er mich führe, mir Bahn brechen wird." Auf alle Fälle wollte er aber zugleich auch noch das Konsistorialexamen in Osnabrück machen, zu dem er die schriftlichen Arbeiten schon abgeliefert hatte, um sich den Weg ins praktische Amt freizuhalten. In drei Wochen war dann auch wirklich alles erledigt und in dem glücklichen Gefühl eines Menschen, der die „lange Examensreise abgeschlossen hat", durfte er sich nun frei als vom Ministerio bestätigter Repetent seinen Studien überlassen, „ohne durch den mehr oder minder dräuenden Popanz eines Examens erschreckt zu werden." „Ich danke meinem Gott," schreibt er am 1. April 1849, „daß er mich so weit geführt hat und bin gewiß, er wird weiter helfen. Wo er mir auch dereinst nach seiner Gnade einen Platz anweisen wird, das bitte ich und danach strebe ich, daß ich möge tüchtig werden, ihn auszufüllen und es mir möge vergönnt sein, auch ein kleines Steinchen heranzutragen zum Bau seines Reiches. Gelegenheit zu solcher Ausbildung bietet meine künftige Stelle — in dem Gedanken trete ich sie an, es Gott überlassend, mir nach den drei Jahren weiter zu helfen."

Und wie eigen! In diesem selben Briefe folgt dann noch eine

Digitized by Google

Auseinandersetzung über die damals die Gemüter bewegenden kirchenpolitischen Fragen, an deren Lösung er selbst mitarbeiten sollte. Es ist wie ein Fingerzeig auf seine eigene kirchenregimentliche Tätigkeit, die den Hauptteil seines Lebens umfassen sollte. Am 9. Februar 1849 war den Ständen ein Ministerialentwurf für eine Umgestaltung der kirchlichen Verfassung vorgelegt. Danach sollte ein Landeskonsistorium errichtet werden als Oberbehörde für mehrere Provinzialkonsistorien, deren Bezirke sich mit den Landdrosteien tunlichst decken sollten.*) Zu diesem Entwurf, aus dem übrigens damals nichts wurde, bemerkt Uhlhorn: „In meinen Augen ist er eines der verfehltesten Machwerke, die man denken kann. Nicht nur kein Fortschritt, sondern das Alte wird auch so fest und schwer hingestellt, daß es so neu konsolidiert später um so schwerer werden wird, es zu reformieren. Mit den Rechten der Gemeinden bleibt's beim alten, kein, auch nicht der kleinste Ansatz zu einer Synodal- und Presbyterialverfassung, die falsche Verknüpfung mit dem Staat wird nur enger gezogen, die Rechte des Landesherrn (selbst über Dogma und Liturgie!) nur schroffer und fester hingestellt. Und wem sind die kirchlichen Behörden untergeordnet? Dem Ministerio, dem Ministerio, das der politischen Vertretung des Landes verantwortlich ist. Was die Centralisierung unter ein Oberkonsistorium für gute Früchte haben soll, sehe ich wahrlich auch nicht, wenigstens nicht, wenn man den Provinzialkonsistorien so alle Befugnisse, selbst Prüfung und Anstellung von Predigern nimmt, daß sie zu Unterpolizeibehörden in dieser Polizeikirche herabsinken. Hoffentlich werden unsere Stände erkennen, daß es ihre Sache nicht ist, diesen Entwurf zu beraten, und bei einer Synode wird er nie durchgehen können. Mit der Synode sieht es freilich noch sehr weitläufig aus." —

Der Schluß des Briefes gibt noch bemerkenswerte Äußerungen über das damalige kirchliche Parteiwesen in Hannover. Wir werden in den nächsten Kapiteln noch eingehender davon zu reden haben. Hier sollen nur erst einmal die Worte Uhlhorns kommen: „Die Petrischen Zeitblätter gewinnen immer mehr Boden, während die Wieselersche Zeitschrift immer mehr verliert an Mitarbeitern und Abonnenten. Wenn ich auch bekennen muß, daß dabei viel Schuld auf das letztere Blatt fällt, kann ich es doch nur bedauern, daß es so ist, und möchte wünschen, daß die Richtung der ‚neueren Theologie' sich ein lebenskräftigeres, volkstümlicheres Organ schüfe als die Vierteljahrsschrift. Die Altlutheraner stellen sich immer schroffer,

*) G. Uhlhorn, Hannov. Kirchengeschichte, S. 140.

Digitized by Google

und wenn ich auch glaube, daß wir ihnen näher stehen als den regierenden, so fürchte ich doch von ihrer Starrheit und Schroffheit nur Unheil für die Kirche. Heute tut uns Einheit not und jede Partei, die eine andre, und wären es auch Rationalisten, aus der Kirche drängt oder selbst, wenn auch wohlmeinend, aus der Kirche austritt, ist schuld daran, wenn wir Gefahr laufen, im Sektenwesen zu verkümmern. Das ist meine innigste Überzeugung. Mein Wunsch und Gebet: der Herr der Kirche wolle uns eine neue Ausgießung seines Pfingstgeistes geben und in diesem die Kraft zu einem neuen lebendigen, einigenden Bekenntnis als Grundlage einer Neugestaltung der Kirche, sonst sehe ich keinen Weg. Dabei gebe er uns nur rechten Hunger und Durst nach dem Worte des Lebens und Männer, es zu befriedigen, keine Männer des Katheders, deren wir genug haben, sondern Männer der Kanzel, Volksmänner wie Luther. — Trübe ist die Aussicht in die Zukunft nach allen Seiten, aber der Glaube verzweifelt nicht, dem, der glaubt, heißt es ja, sind alle Dinge möglich."

Digitized by Google

3. Kapitel.

Akademische Lehrjahre. Streit Petris mit der Göttinger Fakultät. Theologische Anschauungen. Habilitation als Privatdozent. Vorlesungen. 1849—1854.

Am 17. April 1849 trat Uhlhorn seine neue Stellung in Göttingen an. Das Amt eines theologischen Repetenten wurde auf drei Jahr übertragen und verpflichtete, unter der besonderen Aufsicht des Dekans der theologischen Fakultät öffentliche exegetische Vorlesungen über einzelne Teile des Alten und Neuen Testaments zu halten und zugleich als Hilfsarbeiter auf der Universitätsbibliothek mitzuwirken. Uhlhorn hat oft bedauert, daß diese Einrichtung in der preußischen Zeit aufgehoben wurde. Es war, meinte er stets, eine günstige Gelegenheit, die Befähigung zum akademischen Lehramte zu erproben, in die akademische Laufbahn einzubiegen und im Falle daß man merkte, die Kräfte reichten nicht aus, sich still ins praktische Amt zurückzuziehen. Wenn erst jemand Privatdozent sei, sei es ihm sehr schwer gemacht, solches zu tun, und aus manchem weniger tüchtigen Professor wäre noch ein tüchtiger Pastor geworden. — Da sein Kollege Dieckhoff (später Professor in Rostock) neutestamentliche Exegese las, fiel ihm nach dem Gebrauch die alttestamentliche Exegese zu, und er begann mit der Auslegung des Propheten Micha.

Die Göttinger Jahre waren schöne Jahre für den jungen Gelehrten. Der alte Verkehr mit den Professoren und früheren Freunden wurde wieder aufgenommen und bot viel Erquickung und geistige Förderung. Neue Bekanntschaften wurden gemacht, so auch mit dem vorhin genannten Repetenten Dieckhoff, der schon seit seiner Studienzeit mit voller wissenschaftlicher Überzeugung im Bekenntnis der lutherischen Kirche feststand und sich wissenschaftlich vornehmlich mit der Klarlegung der ersten Ursprünge der lutherischen Lehrreform beschäftigte. Da die Repetentenstelle nicht viel einbrachte (nur 150 Taler), mußte er sich mit literarischen Arbeiten und Stundengeben noch Geld verdienen. Er unterrichtete z. B. auch junge Mädchen in deutscher Literatur und andern Fächern. Ehrenfeuchter aber zog ihn auch zum

Digitized by Google

Predigen heran, indem er sich öfter von ihm in der Universitätskirche vertreten ließ.

Es war eine theologisch und kirchlich bewegte Zeit, in der Uhlhorn seine Stellung in Göttingen antrat. Der Kampf zwischen der neulutherischen Partei unter der Führung Petris und der theologischen Fakultät hatte begonnen und entbrannte bald in äußerster Heftigkeit. Gegen Ende der dreißiger Jahre war in den hannoverschen lutherischen Kreisen, welche das neu erwachte Glaubensleben pflegten, eine Wendung eingetreten. In der Frühlingszeit der Erweckung war man gleichgültig gegen die Konfession gewesen und hatte auf die Gemeinschaft der Gleichgesinnten (ob Lutheraner, Reformierte oder Unierte) mehr Gewicht gelegt als auf die Kirche, der man angehörte, jetzt wurde die neue Bewegung kirchlich und konfessionell lutherisch. Ihr Hauptführer wurde Petri, Pastor an der Kreuzkirche in Hannover, der durch seine Predigten und Seelsorge einen sehr bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. Unter seiner Kanzel sammelte sich ein geistlich angeregter Kreis aus der ganzen Stadt, geistig hervorragende Persönlichkeiten, die dann die empfangene Anregung in weitere Kreise trugen. Unter den neueren von Ritschl ausgehenden Theologen wird heute die Bedeutung Petris stark unterschätzt; sie sagen, er habe kein Verständnis für das Gemeindeleben gehabt. Demgegenüber darf hier hervorgehoben werden, daß Uhlhorn, der ein entschiedener Vertreter des Gemeindeprinzips war, sich dahin äußerte: „diese Kritiker Petris wüßten gar nicht, was Petri für die Kirche geleistet hätte. Seine Aufgabe sei es gewesen, in einer toten Zeit erst einmal überhaupt neues Leben zu wecken.“ Sodann war es von der größten Bedeutung für die Entwicklung des kirchlichen Lebens und hat wesentlich zur Förderung des Gemeindeprinzips, das damals durchaus undurchführbar war, beigetragen, daß Petri überhaupt erst einmal die Bedeutung der Kirche hervorhob. Alles Christentum, so war sein Gedanke, muß kirchlich sein, alle kirchliche Fortbildung muß organisch sein; eine wahre Entwicklung ist weder dadurch möglich, daß man gewisse Glaubensmomente indifferent beseitigt, noch dadurch, daß man zu der früheren Unbestimmtheit zurückkehrt, sondern nur im Gehorsam des Wortes und in gewissenhafter Bewahrung des aus dem Wort geborenen Bekenntnisses. Der Einzelne ist Glied der Kirche und hat ihr als Glied zu dienen, er darf sich nicht in Eigenmacht ihr gegenüber stellen, er muß, wenn er in ihr wirken will, nach ihren Normen wirken. Unter dieser Fahne sammelte Petri seit 1842 in steigendem Maße die hannoversche Geistlichkeit auf der Pfingstkonferenz, dann aber besonders durch das von ihm seit dem 1. Juli 1848 heraus-

Digitized by Google

gegebene „Zeitblatt für die Angelegenheiten der lutherischen Kirche". Auch die meisten Schüler Lückes schlossen sich ihm an, über ihren Meister hinausgehend zu einer festen volksmäßigen lutherischen Orthodoxie. Die Bewegung war zuerst stark hochkirchlich, sie stand unter dem Einfluß Arnswaldts, der auch Petri wesentlich bestimmte und zu seiner katholisierenden Anschauung vom Pfarramte brachte. Das Bezeichnende für diese Richtung ist der Ausschluß der Gemeinde von der Regierung der Kirche und die Aufrichtung der Souveränität der Pastoren. „Der Pfarrer als solcher ist Präsident der Gemeinde," erklärte Petri, „und er regiert geistlich in Kraft und Vollmacht des nicht aus der Gemeinde, sondern vom Herrn gestifteten Amtes." Presbyteriale und synodale Einrichtungen werden als schriftwidrig schroff abgelehnt. Man fürchtete nach den Erfahrungen der Revolution von 1848 den Einzug der Demokratie in die Kirche und hielt schon jedes Wählen für verderblich. Der Summepiscopat, der im konfessionslosen und konstitutionellen Staat unhaltbar geworden sei, solle aufhören, das Regiment der Kirche auf die Generalsuperintendenten übergehen, die das erste Mal vom König ernannt werden, später sich selbst ergänzen und ihre Generaldiözesen, die völlig selbständig nebeneinander stehen, in bischöflicher Weise regieren. Noch weit extremer als Petri war in diesen Dingen Münchmeyer. Katholisierend waren auch vielfach die Forderungen der Herstellung der Privatbeichte und strengerer Kirchenzucht, wie sie von Petri und Genossen vertreten wurden.

Diese Richtung eröffnete nun schon in der Mitte der vierziger Jahre den Kampf gegen Lücke und die theologische Fakultät in Göttingen. Als der Erstere im Jahre 1845 aus Anlaß der Gustav-Adolf-Versammlung in Stuttgart auch in Tübingen bei Dr. Ferdinand Christian Baur zu Besuch weilte, warfen Petri und seine Freunde ihm vor, daß er der Apostel Paulus und Johannes Vorschriften über das Verhalten gegen ketzerische und feuchtige Menschen (1 Tim. 6; Tit. 3; 2 Joh.) gröblich verletzt hätte und hielten ihm und seinem Begleiter das Beispiel des Evangelisten Johannes entgegen, der angeblich mit dem Ketzer Cerinthos nicht in einem Bade zusammen weilen wollte. Die Göttinger suchten ihre Freunde um die schon oben erwähnte „Vierteljahrsschrift für Theologie und Kirche mit besonderer Berücksichtigung der hannoverschen Landeskirche" zu sammeln. Lücke hatte diese Zeitschrift 1845 mit Karl Wieseler zusammen gegründet in dem Wunsche, „das im Lande vorhandene kirchliche und theologische Leben allseitig anzuregen, mit der allgemeinen deutschen Evangelischen Kirche in engere Verbindung zu bringen, zu einem würdigen Selbstbewußtsein und fruchtbringenden Tun anderen Kirchen gegenüber zu

Digitized by Google

erheben und das vielen teure Band der theologischen und kirchlichen Gemeinschaft zwischen den praktischen Geistlichen und den akademischen Theologen des Landes auf heilsame Weise bewußter zu machen und enger zu knüpfen." 1849 wurde diese Zeitschrift als Monatsschrift in Verbindung mit Professor Ehrenfeuchter und Superintendent Hildebrand in Göttingen herausgegeben, später wieder zur Vierteljahrsschrift gemacht. In diese Kampfesjahre fiel die akademische Lehrtätigkeit Uhlhorns. Wie er in dogmatischer Hinsicht zu den Neulutheranern stand, wird aus dem folgenden Briefe sichtbar, der zugleich auch über seine Göttinger Stellung und Studien Aufschluß gibt.

„Göttingen, den 6. Mai 1849.

Mein lieber Ferdinand!

„Für Deinen langen, lieben Brief meinen herzlichen Dank! Wenn ich auch bei weitem nicht mit allem übereinstimme, was Du schreibst, so ist mir doch alles lieb. Wenn ich den Brief einige Zeit habe liegen lassen, ohne ihn zu beantworten, so geschah es besonders, um ihn erst ganz auf mich wirken zu lassen, ehe ich antworte. So wäre also meine Ahnung erfüllt, wir ständen nicht mehr auf demselben theologischen Boden, nicht mehr in demselben Lager, sondern bisweilen wohl gar als theologische Feinde in verschiedenen Reihen einander gegenüber. Ich premiere absichtlich das theologisch, denn einen Boden gibt's, auf dem wir beide stehen, ein Lager, in dem wir uns wieder finden, und da soll uns nichts von einander reißen, der Boden des evangelischen Bekenntnisses, daß Jesus ist der Christ, der Heiland der Sünder, unser Heiland. Ich komme zunächst auf das, was Du von der Buße schreibst. Ich unterschreibe ganz Deine Äußerungen, ‚daß wir Sünder sind ganz und gar, ganz unter Gottes Zorn, ganz der Verdammnis unterworfen' und Gott bewahre mich, auch nur ein Jota davon abhandeln zu wollen. Aber ein anderes ist es doch noch, dieses zu glauben, ein anderes, ein lebendiges Gefühl davon zu haben. Du sagst, ich wolle ein Auskommen treffen zwischen dem Wort und dem eigenen Gefühl. Das ist ja einer der Hauptvorwürfe, die uns von eurer Seite treffen. Ich leugne die teilweise Berechtigung dieses Vorwurfs nicht, ich leugne nicht, daß sich bei uns noch viele falsche Subjektivität findet, auch bei mir. Das ist ein Übel, das uns noch von Schleiermacher her anhaftet, aber soweit es ein Übel ist, werden wir's mit des Herrn Hilfe überwinden.

„Allein ich will gleich auf den Mittelpunkt unserer ganzen Verschiedenheit kommen. Es sind dies zwei innig verbundene Behauptungen, die ich auch in Deinem Briefe wiederfinde, einmal, daß die ganze

Digitized by Google

Bibel Wort Gottes und alleinige Wahrheit ist, sodann daß das lutherische Bekenntnis mit Einschluß der Konkordienformel der reine Abdruck des göttlichen Wortes ist. Die erste der beiden Behauptungen kann ich deshalb nicht annehmen, weil ich einmal mir keine solche Inspiration der Verfasser der heiligen Schrift denken kann, die ihre menschliche Persönlichkeit so ganz zurücktreten ließe, wie es dabei notwendig hätte der Fall sein müssen. Es bekommt dann die ganze Abfassung der Schrift etwas Zauberhaftes, Magisches, und der leichtere Weg wäre dann gewesen, sie uns fertig ohne Menschenhilfe zu geben. Sodann kann ich jene Behauptung nicht annehmen, weil ich Unrichtigkeiten und Widersprüche in der Schrift finde, Stellen, die nicht Gottes Wort sein können. Ich will nicht auf die Widersprüche des Alten Testaments, z. B. zwischen dem Buch der Könige und der Chronik, auch nicht auf die klar vorliegenden Widersprüche der Evangelisten eingehen; ich will bloß eins hervorheben: die Zitate des Alten Testaments im Neuen Testament. Es finden sich doch Zitate im Neuen Testament, die erweisliche Irrtümer, erweisliche nach Grammatik und Lexikon falsche Übersetzungen des Alten Testaments enthalten. Beide, der Urtext und die Übersetzung, die einander widersprechen, können doch nicht Wort Gottes sein? Oder waren die Septuaginta auch inspiriert bei ihrer Übersetzung? So lange mir nicht jemand alle Widersprüche der Schrift ausgleicht, kann ich die erste jener Behauptungen nicht annehmen.

„Was die zweite Behauptung betrifft, so kann ich nicht glauben, daß das Wort Gottes, die Offenbarung in Jesu Christo, so arm und wir Menschen so klug sein sollten, den ganzen Gehalt des göttlichen Wortes in diese Bekenntnisschriften niederzulegen. Enthalten sie aber nicht den vollen Gehalt des göttlichen Wortes, sondern gibt es noch Seiten, noch Anschauungen desselben, die darin nicht enthalten sind, lassen sich die Tatsachen und Wahrheiten der Schrift noch tiefer, noch allseitiger erfassen, so liegt darin die Berechtigung wie die Verpflichtung, noch darüber hinauszustreben nach einem volleren Erfassen und Bekenntnisse aufzustellen, die den unendlich reichen Inhalt der Offenbarung unseres Gottes reiner und reicher wiedergeben als die früheren. Ich sage auch reiner, denn auch das muß ich leugnen, daß die Bekenntnisschriften der reine Abdruck des göttlichen Wortes sind. Ich will nicht auf die unbescheidene scholastische Dogmenbildung der communicatio idiomatum kommen, die keinen Schriftgrund hat, ich will ein untergeordnetes Dogma nehmen, denn läßt sich daran nachweisen, daß die Bekenntnisschriften nicht mit der Schrift stimmen, so ist die ganze Behauptung umgestoßen — ich meine das Dogma von der

Digitized by Google

Höllenfahrt. Die Formula Concordiae lehrt (p. 788 Rechenb.): es sei tota persona Christi, Deus et homo, post sepulturam*) zum Hades hinabgestiegen; der erste Brief Petri sagt ausdrücklich: der auferstandene Christus sei hinabgestiegen. Die Formula Concordiae gibt als Zweck die Besiegung des Teufels an, was unsere alten Dogmatiker noch dahin erweitern, daß von einer beseligenden Predigt Christi nicht die Rede sein könne; die Schrift lehrt, Christus sei hinabgestiegen, um dort das Evangelium zu predigen, gewiß doch nicht ohne Erfolg. Es mag dies eine Beispiel hinreichen. Die lutherischen Bekenntnisschriften sind nicht der reine Abdruck der Schrift, wir müssen deshalb darüber hinaus, wenn die Zeit gekommen sein wird, und der Herr seine Gnade und seinen Geist dazu gibt durch neue Bekenntnisbildung. Darin stimme ich ganz mit Dir überein, daß die Bekenntnisfrage bei weitem die wichtigste, die eigentlich grundlegende ist, allein was die Lösung betrifft, gehen wir ganz auseinander. Du willst nur ein reines Zurückgehen auf die alten Bekenntnisse und ein Ausscheiden aller, die nicht rechtgläubige Lutheraner sind, ich muß auf meiner früheren Behauptung beharren, daß uns eine neue einigende Bekenntnisbildung nottut, und bleibe bei meiner Befürchtung, daß wir falls das nicht gelingt, den schweren Prüfungsweg werden gehen müssen, in Sekten zu zerfallen. —

„In Hannover ist die Kirchenverfassungsfrage wiederum einen Schritt vorgerückt. Der vom Ministerio vorgelegte Entwurf ist von einer Kommission, in der auch Ehrenfeuchter und Hermann von hier tätig waren, so gut wie verworfen und wird die Kommission in den Pfingstferien wieder zusammentreten, um einen bessern Entwurf auszuarbeiten. Dann dürfen wir auch bald hoffen, eine Synode zusammentreten zu sehen. Wahrscheinlich wird man, was auch Lücke und Wieseler verteidigen, Reformierte und Lutheraner zusammentreten lassen. In meinen Augen ein großer Fehler, man wird mit Streit anfangen und mit Streit endigen. Wir sollten uns in Hannover freuen, daß wir keine Kabinettsunion haben, die doch der Berliner Generalsynode die größten Hindernisse in den Weg legte. Man sollte Lutheraner und Reformierte für sich zusammenkommen lassen und nachher versuchen, ob eine wahre Einigung möglich ist." (Wie wir oben schon hörten, wurde aus der ganzen Sache nichts.)

Pfingstmorgen.

„Soweit war der Brief geschrieben, als die unglückseligen Dresdener Ereignisse seine Absendung für einige Tage unmöglich zu machen

*) Die ganze Person Christi, Gott und Mensch, nach dem Begräbnis.

Digitized by Google

schienen. Seitdem habe ich Deinen letzten Brief erhalten und sage Dir dafür Dank. Im ersten Teile dieses Briefes habe ich mich etwas über den Gegensatz, in dem wir beide stehen, ergangen; heute würde ich's nicht können; ist doch jede Festfeier eine Höhe, die uns über so manche Gegensätze unseres irdischen Lebens erhebt; in der Höhe atmen wir freier als in der Tiefe des täglichen Lebens. — Zunächst biete ich Dir am Festmorgen meinen herzlichen Festgruß und Festwunsch. Möge es uns allen ein wahres Fest der Ausgießung des Geistes werden, die Kirche des Herrn bedarf ja jetzt vor allem dieses lebendigmachenden Geistes. Ich habe mich diese Tage hindurch viel mit Ezechiel 37 beschäftigt, ein rechter Pfingsttext. Gottlob, die Verheißung: ‚Ich will meinen Geist in euch geben, daß ihr wieder leben sollt,' gilt ja auch uns, wer weiß, wie bald die Totenfelder der Kirche leben werden, dann werden wir Ezechiel 37 besser verstehen.

„Du wünschest gewiß auch etwas von meiner hiesigen Stellung zu hören. Ich finde mich täglich besser hinein und befinde mich täglich wohler in ihr. Die ruhige Muße zum Studieren, die Bibliothek, das Anregende der ganzen Umgebung hat mich fast zu einem andern Menschen gemacht. Für jetzt liegt doch meiner ganzen Natur das ruhige wissenschaftliche Leben noch näher als ein bewegtes praktisches. Du scheinst vorauszusetzen, ich würde nie zum praktischen zurückkehren, siehst vielmehr das Repetententum als die erste Stufe der akademischen Laufbahn für mich an. Dagegen muß ich entschieden protestieren. Ich sehe wohl ein, daß das Katheder nicht mein Feld ist, dazu bin ich viel zu wenig produktiver Natur, oder, um es noch gerader herauszusagen, zu wenig begabt. Vielmehr sehe ich meine jetzige Stellung nur als eine Gelegenheit an, mich noch weiter wissenschaftlich auszubilden, um dann, so Gott will, als durchgebildeter Theologe (das will sagen mehr durchgebildet als es sonst möglich wäre) ihm zu dienen, wohin er mich stellen wird. Danach richte ich denn auch meine jetzige Arbeit ein, indem ich einmal die praktischen Studien keineswegs bei Seite liegen lasse, andererseits mir kein bestimmtes Fach auswähle, um mich auf das Eine mit aller Kraft zu legen, was ich doch im andern Falle tun müßte. In dieser Zeit beschäftige ich mich besonders mit den apostolischen Vätern, einem ebenso interessanten als fruchtbringenden Studium. Besonders ist es mir wichtig, daß ich an ihnen so recht sehe, welch ein Unterschied doch da ist zwischen den kanonischen und auch den ältesten und besten nichtkanonischen Schriften. Vielleicht komme ich auf diesem Wege Dir näher. Außerdem beschäftige ich mich mit Micha, den ich zweistündig lese. Was ich im nächsten Semester lese, weiß ich noch nicht gewiß, vielleicht ausgesuchte Kapitel

Digitized by Google

der Apostelgeschichte; die ganze Apostelgeschichte mag ich nicht lesen, einmal weil sie mir zuviel Arbeit machen würde, sodann sieht es mir doch zu arrogant aus, im zweiten Semester Apostelgeschichte lesen zu wollen. Der Anfang meines Hierseins ist mir leider durch Krankheit etwas verbittert. Ich bekam, als ich erst wenige Tage hier war, das kalte Fieber, was mich vierzehn Tage plagte. Jetzt bin ich gänzlich hergestellt und habe auch die auf das Fieber folgende Mattigkeit und Schwäche überwunden.

„Hast Du schon Wicherns neuestes Buch über die innere Mission gelesen? (Die innere Mission der deutsch-evangelischen Kirche. Hamburg 1849), ein höchst interessantes und der Sache wie der Leistung nach gewiß sehr bedeutend. Ich glaube, die innere Mission verdient jetzt fast den ersten Platz vor ihrer Schwester, der äußeren. Doch soll auch die nicht vernachlässigt werden. Unter den hiesigen Studierenden hat sich am Ende des vorigen Semesters ein Verein gebildet für innere Mission unter Ehrenfeuchters Leitung. Das Ganze ist noch im Werden und verspricht viel." — — —

Hier finden wir schon das Interesse an der Innern Mission deutlich ausgesprochen, das Uhlhorn in seinem späteren Leben betätigen sollte. Waren es doch, wie er später in seiner „Liebestätigkeit" schreibt, die Männer der gläubigen Vermittlungstheologie, welche Freunde und Helfer Wicherns wurden: „Ja, man kann geradezu sagen, die innere Mission ist eine Frucht dieser Theologie." Er ist auch in diesen Jahren — die genaue Zeit ist nicht mehr festzustellen — in Hamburg gewesen und hat das Rauhe Haus aus eigener Anschauung kennen gelernt. Noch in seiner „Liebestätigkeit" (Bd. III, S. 351) ist der mächtige Eindruck zu spüren, den er damals von diesem Werke der inneren Mission empfangen hat.

Die drei Repetentenjahre neigten sich ihrem Ende zu und die Frage war, welcher Weg nun eingeschlagen werden sollte. Wir sahen schon, wie Uhlhorns Gedanken noch immer auf das praktische Amt gingen, und der Anklang, den seine Predigten fanden, mußte ihn darin noch bestärken. Aber alle Versuche, in das praktische Amt zu kommen, scheiterten, obwohl sich die Freunde in Osnabrück, wo er in den Ferien öfter zur Freude der Gemeinde predigte, sich lebhaft darum bemühten, ihm eine Stelle zu verschaffen. Er bewarb sich neben anderen Stellen auch in Quakenbrück, aber vergeblich. „Dat kleine Jüngelken, wat will uns dat lihren?" sagte man und wählte einen andern. In dieser Zeit vielleicht ist es auch wohl gewesen, wo er sich dem Konsistorium in Hannover zur Verfügung stellte und von dem in Besetzungssachen maßgebenden Konsistorialrat auf sein 40. Lebensjahr vertröstet

Digitized by Google

worden sein soll, dann möge er nochmals anfragen. Einmal stand ihm auch eine Stelle als Divisionsprediger in Aussicht, aber auch daraus wurde nichts. So blieb ihm nichts übrig, als sich der akademischen Laufbahn zuzuwenden, wozu ihn gewiß wieder Lücke und Ehrenfeuchter und auch die Erfolge in seiner Repetententätigkeit ermutigten. Nur eine große Schwierigkeit stellte sich dem entgegen, der Mangel an Geldmitteln. Die wirtschaftliche Lage seines Vaters war nicht derart, daß er von ihm unterstützt werden konnte, und seine kindliche Liebe hätte es auch nicht ertragen, daß sein Vater, der schon soviel an ihm getan hatte, um seinetwillen auch nur etwas entbehren sollte. So wandte er sich am 12. Januar 1852 vertrauensvoll an den Osnabrücker Syndikus Pagenstecher:

„Hochzuverehrender Herr Syndikus!

„Den Schritt, den ich mit diesem Briefe zu tun im Begriff bin, würde ich nicht zu tun gewagt haben, wenn ich in meiner Lage einen andern Ausweg finden könnte, oder wenn ich nicht fest davon überzeugt wäre, daß Ihre Liebe zu mir, von der ich schon so viele Zeichen dankbar bewahre, selbst dann, wenn Sie die Bitte, die ich Ihnen vorzulegen wage, abschlagen müssen, mir es wenigstens nicht verargen wird, sie getan zu haben. Ich habe nicht im Sinne, eine lange Vorrede voraufzuschicken, muß jedoch zur Motivierung meiner Bitte einiges zuvor zu bemerken mir erlauben.

„Sie kennen meine hiesige Stellung. Ich weiß, daß Sie nie ganz damit zufrieden waren, daß ich hierher ging; ich kenne auch Ihre Gründe, die mich damals, als es sich darum handelte, zu einer ernsthaften Prüfung bewogen haben und mir noch oft nachher zu nochmaliger Prüfung meines Lebensweges Veranlassung gaben. So gern ich denselben beigestimmt hätte, so hätte ich das nur können, wenn es sich darum gehandelt, mich in eine andere Laufbahn hineinzudrängen, ich konnte es nicht, als es sich nur darum handelte, einen Weg, der sich mir ungesucht auftat, zu gehen. Ich darf wohl versichern, daß ich mich nicht zur akademischen Laufbahn gedrängt habe, wenn ich auch Augenblicke habe, wo ich mich dessen freue, daß es mir so weit gelungen, freilich auch Augenblicke, wo jener Gedanke mein einziger Halt ist; ich weiß mich nicht von Eitelkeit frei, aber das weiß ich, daß mir die Eitelkeit nicht meinen Lebensweg gewiesen hat. Als mir die Repetentenstelle angeboten wurde, hielt ich es für meine Pflicht, sie anzunehmen, schon deshalb, weil sie mir wie keine andere Stellung Gelegenheit zur Ausbildung gab und ich in den Jahren stand und noch stehe, wo Lernen das Erste, Ausüben erst das Zweite ist. Es war nicht mein Gedanke, mit der Annahme jener Stelle auch die aka-

Digitized by Google

demische Laufbahn betreten zu haben, jetzt nach drei Jahren bin ich hineingedrängt. Meine Versuche und — ich darf es ja dankbar sagen — auch Ihre Versuche, mir eine andere Stellung zu verschaffen, sind gescheitert, dagegen, ohne daß ich's suchte, tat sich mir hier ein Wirkungskreis auf, der mir zugleich Mittel bot, hier ferner leben zu können. Das Kuratorium übertrug mir einen Teil der Predigten an der Universitätskirche und bestimmte mir dafür eine jährliche Remuneration von 200 Talern von Ostern 1852 an, wo ich die Repetentenstelle verliere, die nur auf drei Jahre verliehen wird. Unter solchen Umständen würde ich glauben, wider den Willen meines Gottes zu handeln, wenn ich statt hier zu bleiben, wo er mir das Bleiben möglich macht, noch ehe der entscheidende Augenblick gekommen, eigenmächtig davonginge und mir eigene Wege suchte, und so sehr ich sonst auch den Mangel materieller Mittel als von Gott geordnet, als Indikation und Motiv in Anschlag zu bringen gewohnt bin, so kann ich ihn in diesem Falle nicht als bestimmendes Motiv ansehen, wo andere Gründe so bestimmt den Weg mir vorzeichnen. Es entstehen mir allerdings nun neue Schwierigkeiten. Um hier zu bleiben, muß ich Licentiatus theologiae werden, denn das ist die unumgänglich notwendige Bedingung, mich hier zu habilitieren. Schon lange habe ich darüber gesorgt, woher ich die Mittel zur Promotion nehmen sollte, denn daß ich auf mich angewiesen bin, wissen Sie. Im vorigen Herbst hatte ich Hoffnung, sie durch Honorar herbeizuschaffen. Auf Herrn Abt Lückes Aufforderung wollte ich ein holländisches dogmatisches Werk deutsch bearbeiten, allein die Perthessche Buchhandlung, der Lücke es anbot, wollte wohl den Verlag annehmen, bedauerte aber bei einem Buche, dessen Verlag so zweifelhaft sei, kein Honorar versprechen zu können. Ich habe versucht, von meinem geringen Repetentengehalt und dem Ertrage litterarischer Arbeiten zu sparen, allein litterarische Arbeiten bringen erst etwas ein, wenn man die Früchte langer Studienjahre sammeln kann und einen Namen hinzufügen, nicht wenn sie die Produkte eines langsamen Hineinlebens in die Wissenschaft sind. Nun hoffte ich, die Remuneration für die mir übertragenen Predigten würden mir die Mittel bieten, allein für das erste halbe Jahr setzte mir das Ministerium nur 50 Taler aus, und als ich dieser Tage nach Hannover schrieb, weil ich damit den Druck meiner Dissertation bestreiten wollte, schrieb man mir zurück, dieselben würden erst nachträglich ausgezahlt. An die Fakultät kann ich mich auch nicht wenden, denn einmal bekommt die Fakultät nur einen Teil der Kosten, andererseits fließt selbst dieser Teil in eine allgemeine Kasse, und Kassen sind unerbittlich. So ist mir alles zu nichte geworden, meine Disser-

Digitized by Google

tation liegt fast fertig vor mir, aber es fehlen mir selbst die Mittel, sie drucken zu lassen; so bleibt mir nichts als die Hoffnung auf Ihre Liebe, an die ich mich mit der Bitte wende, mir die Mittel zur Promotion vorzuschießen. Ich weiß wohl, was ich, auch sonst noch in Ihrer Schuld, bitte; die Summe, um die ich bitten möchte, ist nicht ganz gering und Sicherheit bietet nur mein Leben und die Hoffnung, in einigen Jahren eine Stellung zu erringen, die es mir möglich macht, zurückzuerstatten, bis dahin nach Möglichkeit abzutragen, allein ich weiß auch, welche Beweise Ihrer wohlwollenden Liebe Sie mir bisher gegeben haben, das ist meine Hoffnung. Ob Sie meine Bitte erfüllen können, weiß ich nicht; Sie werden darüber entscheiden und ich will die Entscheidung ruhig hinnehmen — aber das Eine weiß ich, daß Sie mir meine Bitte nicht übel anrechnen und mir, auch wenn Sie mich abweisen müssen, ferner dieselbe Liebe bewahren werden, wie früher, und das Eine glaube und hoffe ich, daß dann mein Gott, der mich bis hierher geführt hat, auch, ob ich schon nicht sehe wie, Mittel und Weg finden wird."

Einer schweren Last wurde Uhlhorn entledigt, als am 18. Januar die Antwort Pagenstechers eintraf, der bereitwillig für das Geld zu sorgen versprach. „Sie haben mich," schreibt Uhlhorn, „von einer großen Unruhe befreit, denn wenn ich auch, während ich an Sie schrieb, vielleicht gerade dadurch, daß ich schrieb, sehr ruhig war, so habe ich doch in diesen Tagen manche Stunde gehabt, wo ich diese Ruhe nicht ganz bewahren konnte. Das ‚sorget nicht' ist doch ein schwer zu lernender Satz, auch wenn man nochsoviel Beweise in Händen hat, daß ein anderer sorgt, wie mein kurzes Leben gerade an solchen Beweisen schon reich genug ist." Pagenstecher scheint zugleich seiner Hoffnung und seinem alten Wunsche Ausdruck gegeben zu haben, daß Uhlhorn dem praktischen Amte treu bleiben möchte, denn dieser schließt den Brief: „Hier halte ich nun meine regelmäßigen Predigten alle vier Wochen und darf wohl sagen, daß ich auch in diesem Punkte schwerlich anderswo soviel lernen könnte, da ich wohl nirgends eine so freundliche und doch wahre und eingehende Kritik finde, wie bei Ehrenfeuchter. Sie können überzeugt sein, daß ich über meinen rein wissenschaftlichen Arbeiten diesen Punkt nie aus den Augen verlieren werde und daß mich ein passender Ruf ins praktische Amt immer willig finden würde."

Der angehende Dozent empfing durch Pagenstechers Vermittlung von unbekannter Seite 100 Taler vorgestreckt. Seine Hoffnung, die Dieterichsche Buchhandlung zur Übernahme des Verlags der Dissertation zu bewegen, scheiterte zwar, weil das „zu sehr gegen

Digitized by Google

die Sitte“ und mit zu großem Wagnis für die Buchhandlung verbunden war, aber auf den Rat des Schatzrates Stüve wandte er sich an das Universitäts-Kuratorium, und empfing von diesem wirklich eine außerordentliche Remuneration von 100 Talern zum Behuf seiner Promotion. Mit erleichtertem Herzen teilte er dies Pagenstecher mit, dem er jetzt schon die Hälfte des geliehenen Geldes zurücksenden konnte. Er fügte hinzu, daß dieser Schritt (die Bitte an das Universitäts-Kuratorium) „nicht im allerentferntesten in dem Gefühle geschehen ist, als wäre mir es lästig, Ihnen so sehr verpflichtet zu sein, eine Verpflichtung, die ja auch nur um ein Geringes im Vergleich mit ihrer Größe vermehrt ist.“

Anfang März 1852 erlangte Uhlhorn die Licentiatenwürde und hatte damit den bestimmten Schritt in die akademische Laufbahn getan. Seine Habilitationsschrift war geschichtlichen Inhalts: Fundamenta chronologiae Tertullianae (Die Zeitbestimmung der Tertullianschen Schriften), und von jetzt an ist seine schriftstellerische Arbeit vor allem der Geschichte gewidmet, obwohl er daneben das Alte Testament nicht vernachlässigte; aber zu selbständigem Studium auf letzterem Gebiete ist er nicht gekommen. Auch in späteren Jahren las er noch gern hebräisch, und hatte Interesse für die neuere kritische Auffassung, wie er auch einen seiner Söhne unbefangen bei Stade in Gießen Altes Testament hören ließ, aber er selbst verhielt sich den Ergebnissen und Behauptungen der neueren Alttestamentler gegenüber ziemlich reserviert. Die von Baur und der Tübinger Schule hervorgerufenen Kämpfe, die in seine Dozentenjahre fielen und an denen er sich, wie wir noch hören werden, lebhaft beteiligte, hatten ihn vorsichtig gemacht. Damals, pflegte er zu sagen, glich das Gebiet der Einleitung ins Neue Testament einem überschwemmten Lande, wo die Wasser alles bedeckten. Selbst die vier großen paulinischen Briefe seien in den Fluten untergetaucht, aber nach und nach sei eine Bergspitze nach der andern wieder hervorgekommen, und wo er nun alt geworden sei, wagten selbst die kleinen Pastoralbriefe sich wieder heraus. Ähnlich werde es auch mit der alttestamentlichen Kritik gehen.

Uhlhorn war ein gern gehörter Dozent. Er las gleich im ersten Semester ein Publikum über hannoversche Kirchengeschichte, mit dem er sich bei den Studierenden am leichtesten einzuführen hoffte, aber vor allem hielt er auch ferner noch alttestamentliche Vorlesungen; außerdem las er Einleitung ins Neue Testament. Zu seiner Freude wurden die Kollege gut besucht. Es wird noch heute von seinen damaligen Zuhörern bezeugt, daß es das allgemeine Urteil unter den Studenten gewesen sei: Bei Uhlhorn kann man wirklich viel lernen.

Digitized by Google

Alles was er vortrug war klar und dabei dem Verständnis der Zuhörer angepaßt. Seine eigentümliche Gabe, der geniale Blick für das Einfache, wie es ein Historiker genannt hat, kam hier zur vollen Geltung. Er verlor sich nicht in Einzelheiten, sondern hielt den Blick immer auf das Ganze gerichtet, auf die geschichtliche Entwickelung, die er meisterhaft darzulegen verstand. Dabei gewann er die Gemüter durch seine eigenartige Beredsamkeit, die mit Wärme und liebevoller Hingebung an den behandelten Gegenstand verbunden war.

Erst nach dem Tode Gieselers († 1854) konnte er es unternehmen, ein größeres kirchengeschichtliches Kolleg zu lesen. Ehrenfeuchter schrieb ihm darüber am 15. Juli 1854: „Um Ihre Frage sogleich zu beantworten, so bin ich für meinen Teil der festen Überzeugung, daß Sie nichts davon abhalten soll, Ihre Absicht, Kirchengeschichte zu lesen, durchzuführen. Die Kirchengeschichte ist ein so großes und erhabenes Feld, daß sie nicht genug Bearbeiter finden kann; sie ist, wie mir scheint, in Behandlung und Form noch so weit hinter der Darstellung der Profangeschichte zurück, daß auch von diesem Gesichtspunkt es erwünscht ist, wenn sich jüngere Kräfte ihr widmen, und gerade der Standpunkt, der mir in ihr noch am wenigsten vertreten scheint, der eigentliche und im höchsten Sinne welthistorische, fordert die frische, begeisterte und gründlich eingehende Arbeit heraus. Ich glaube nun, daß Sie zu einer solchen Auffassung berufen sind. Ihr empfänglicher Sinn, der Sie das Charakteristische in der Mannigfaltigkeit erkennen läßt, ohne darüber die Einheit der Idee zu verlieren, der das Große und Wahre in den verschiedenen Gestaltungen durchschaut, der das Geheimnis der Entwickelungen und Verwandlungen gern und glücklich erforscht, der die Zusammenhänge von Christentum und Menschheit wie seinen Gegensatz zur Welt zu betrachten vermag, gibt mir die Bürgschaft, daß gerade das Feld der Kirchengeschichte dazu geeignet ist, die Ihnen eigentümliche Begabung in treuer und gesegneter Arbeit anzulegen.

„Ebenso klar liegt mir der andere Punkt, daß Sie Ihre Alttestamentlichen Vorlesungen nicht aufgeben dürfen. Sie haben selbst die treffenden Gründe hiezu angeführt, daß es nicht nötig ist, andere hinzuzufügen. Schon die Dankbarkeit gegen den Segen, den Sie bisher davon gewonnen haben, darf Sie keinen Abschied von diesen Vorlesungen nehmen lassen. Es müßte auch einen eigentümlichen Eindruck machen, wenn Sie so rasch dieses unmittelbar heilige Land verließen und dadurch den Schein erweckten, es nur als ein vorübergehendes Parergon bebaut zu haben. Ohnedem hat für mich wenigstens die Geschichte der Kirche zu viele und noch nicht deutlich genug aufgezeigte

Digitized by Google

Analogien mit der Geschichte des Alten Bundes, als daß es nicht als ein äußerst glückliches Begegnis angesehen werden müßte, wenn einmal, was so selten sich trifft, das Studium beider Gebiete von Einer Hand umfaßt wird. Ich erwarte hiervon neue und tiefe Resultate."

In der Tat las Uhlhorn auch noch weiter über das Alte Testament, 1854 noch über die Psalmen. Wie er aber auch das wissenschaftlich Erarbeitete praktisch verwertete und in Lückes Sinne überhaupt Wissenschaft und Praxis zu gegenseitiger Befruchtung vereinte, geht daraus hervor, daß er, über die Genesis lesend, zugleich eine Reihe von Predigten über Abrahams Leben hielt, welche damals geradezu Aufsehen in Universitäts- und andern Kreisen machten. Das Umgekehrte finden wir später, wo aus seiner Arbeit in der inneren Mission sein größtes historisches Werk, die Geschichte der christlichen Liebestätigkeit, erwachsen ist.

Digitized by Google

4. Kapitel.

Wissenschaftliche und kirchenpolitische Kämpfe und Arbeiten. Redaktion der Monatsschrift. Synodalfragen. Die römische Kirche. Ende des Streites zwischen Petri und der Fakultät.

Der Name Uhlhorns wurde bald nach außen bekannt durch seinen Kampf gegen die Tübinger Schule und seine Arbeiten auf dem Gebiete der älteren Kirchengeschichte. 1835 war das „Leben Jesu", kritisch bearbeitet von David Strauß, erschienen, eine Vorfrucht der Ansichten, die Ferdinand Christian Baur in Tübingen zuerst ausgesprochen, und zugleich von Hegelscher Philosophie inspiriert. In seiner Schrift, die noch heute das Evangelium eines Gartenlaubenliberalismus ist, der nirgends reaktionärer als auf kirchlichem und religiösem Gebiete erscheint, werden die Erzählungen der Evangelien ihres geschichtlichen Charakters beraubt und in Mythen aufgelöst, „einen Kranz von Sagen, den die Verehrung seiner Anhänger um das Haupt des Meisters geschlungen". Streift man alles Sagenhafte ab, so bleibt nur ein kümmerlicher Kern übrig. Der ursprüngliche Stamm, sagt Strauß, ist von der Schlingpflanze der Sage so umgeben, daß er kaum noch zu erkennen ist, und wir wissen von Jesu eigentlich kaum mehr, als daß er gelebt hat, gelehrt hat und zuletzt am Kreuz gestorben ist. Die Ansichten von Strauß entstammen zuletzt nicht historisch-kritischer Forschung, sondern sind das Ergebnis Hegelscher philosophischer Spekulation. Die ewig notwendige Idee der Gottmenschheit kommt nur in der Gattung zum Ausdruck. Diese Gattung ist Christus, also die Menschheit, in der Gott zum Bewußtsein kommt. Die einzelnen Geschichten der Evangelien suchte Strauß mit der eintönig wiederholten Behauptung zu erklären, daß die absichtslos schaffende Sage sie nach alttestamentlichen Vorbildern und Weissagungen geschaffen habe, aber die Entstehung des Christentums weiß er damit nicht zu erklären, der „religiöse Genius" Jesus verschwindet in mythologischem Nebel.

Die Aufgabe, welche Strauß nicht hatte lösen können, den Ursprung des Christentums und der christlichen Kirche aus natürlichen

Digitized by Google

Ursachen abzuleiten, hat nun Baur zu lösen unternommen. Durch „objektive“ historische Kritik sucht er das überlieferte Christusbild als ungeschichtlich nachzuweisen und zwar setzt er mit dieser Kritik ein bei der apostolischen und nachapostolischen Zeit. Er konstruiert schon für die älteste apostolische Zeit einen Gegensatz zweier Parteien, einer strengen judenchristlichen und einer freien heidenchristlichen. Die Urapostel und die ältesten Christen sind ihm nach Anschauung und Sitte noch ganz Juden, nur daß sie in Jesu den erschienenen Messias fanden. Sie hielten streng auf das väterliche Gesetz und waren partikularistisch; von einer Rechtfertigung durch den Glauben wußten sie so wenig etwas, wie von der Ausbreitung des Reiches Gottes unter die Heiden. Erst in Paulus wird die Gesetzesreligion zur Freiheitsreligion und er ist erst der Vertreter des Universalismus. Zwischen beiden Richtungen herrscht in der apostolischen Zeit heißer Kampf, der mit der völligen Niederlage des Paulus endigt. Die Offenbarung Johannis ist ein Buch der juden-christlichen Partei, von Paulus sind nur die vier großen Briefe echt (Römer, die beiden Korinther, Galater). In der nachapostolischen Zeit dauert der Kampf fort, bis es endlich zum Friedensschluß kommt. Die Extreme schleifen sich ab und in der altkatholischen Kirche ist die volle Neutralität und Versöhnung erfolgt in einer Kompromißformel: Glauben und Werke, Petrus und Paulus. Die sämtlichen apostolischen Schriften, außer den oben genannten, vor allem die Evangelien, sind erst im zweiten Jahrhundert entstanden und nachher vom Standpunkt dieses Friedensschlusses aus in die apostolische Zeit zurückverlegt. Es sind Tendenzschriften. Das Matthäusevangelium hat judaistische Tendenz, das von Lukas paulinische, beide haben jedoch schon manche Schroffheiten abgemildert. Ließ sich bei Markus keine bestimmte Tendenz nachweisen, so war das auch wieder Tendenz, ein Versuch, die vorhandenen Gegensätze abzuschleifen oder zu verdecken. Das Evangelium Johannis sollte aber vollends klar die Tendenz haben, diese Gegensätze in einer höheren Einheit zu vermitteln und zugleich der Gnosis und dem Montanismus entgegenzutreten. Die Gesamtanschauung Baurs wirkte natürlich auch auf die Beurteilung und Darstellung der alten Kirchengeschichte entscheidend ein.

Gegen diese Anschauungen ist nun auch Uhlhorn aufgetreten, dem Baur selbst das Zeugnis gegeben hat, daß er „kein unbilliger Beurteiler“ sei. Er war in gewisser Weise besonders befähigt dazu. Bekämpfte schon die Vermittlungstheologie die Hegelschen Einwirkungen auf die Dogmatik, so war Uhlhorn, überhaupt philosophisch wenig angelegt, aller Spekulation feind, ein klarer nüchterner Kopf, der vor allem auf das Tatsächliche sein Augenmerk richtete. Er hatte auch

Digitized by Google

die Genugtuung, daß Baur seinen Angriffen entgegnete, wozu er von seinen Freunden beglückwünscht wurde, weil sein Name dadurch in der wissenschaftlichen Welt bekannt würde.

Uhlhorns wissenschaftliches Arbeiten setzte ein bei den sogenannten „Homilien und Rekognitionen", Schriften eines gnostisch gefärbten Judenchristentums, welche eine Ausgleichung des ebionitischen und paulinischen Christentums versuchten. Baur fand in ihnen das Beweismaterial für seine Auffassung von der Entstehung der altkatholischen Kirche. Strittig war und ist, welche von den beiden Schriften die ältere ist und in welche Zeit sie zu setzen sind. Während Hilgenfeld in den Rekognitionen die Urschrift und in den Homilien eine Überarbeitung derselben sah, verteidigte Uhlhorn die umgekehrte Auffassung und suchte als Vaterland der ganzen pseudoclementinischen Litteratur Ostsyrien nachzuweisen. Er bekämpfte zugleich die Annahme der Tübinger Schule, daß der Lehrbegriff der Homilien einmal in weiteren Kreisen der Kirche geherrscht habe und die Schriften für einen bestimmten Zeitpunkt in der Entwickelung der katholischen Kirche bedeutsam gewesen seien. Heute ist man fast durchweg der Ansicht, daß sie für die Erkenntnis des Ursprungs der katholischen Kirche nichts austragen.

Der Streit wurde bald heftig. Auf eine scharfe Kritik des Hilgenfeldschen Buches: „Die Clementinischen Rekognitionen und Homilien nach ihrem Ursprung und Inhalt dargestellt (Jena 1848)", die Uhlhorn in den Göttinger gelehrten Anzeigen brachte, antwortete dieser in einer eigenen Schrift: „Die Göttingische Polemik gegen meine Forschungen in sittlicher und wissenschaftlicher Hinsicht gewürdigt" (Leipzig 1851). Die Schrift ist in überaus leidenschaftlichem Tone geschrieben und greift neben Düsterdieck vor allem Uhlhorn in fast gehässiger Weise an, wie sich dieser schon früher über die in Hilgenfelds „Kritischen Untersuchungen" enthaltenen „Schimpfreden" beschwerte. Allerdings waren Uhlhorns Kritiken und Entgegnungen auch nicht in sanftem Tone gehalten und zuweilen spitz und sarkastisch, so wenn er zu dem schon früher gefällten Urteil über Hilgenfelds Schriften, „daß mit solchen Hypothesen ohne Grund und Boden der Wissenschaft wenig gedient ist", jetzt hinzufügt: „Sollten wir für Herrn Hilgenfelds Schriften ein Motto suchen, wir wüßten kein besseres, als die Worte des alten Barons in Immermanns Münchhausen: ‚Hypothesen, Hypothesen begehre ich, eine gewaltiger als die andere, denn nur Hypothesen löschen den Wissensdurst, wenn er einmal entflammt ist.' Wir müssen ihn dann freilich bitten, sich zu hüten, daß es ihm mit seinen Arbeiten nicht ergehe, wie dem Baron mit seiner Luftsteinfabrik."

Digitized by Google

Nun, das war jugendlicher Eifer — anmaßungsvoll und übermütig, sagt der Gegner — und Kampfesfreudigkeit des eben erst in die wissenschaftliche Arena Hinabgestiegenen.*) Im Alter konnte er wohl über die jugendlichen Kampfeszeiten lächeln, die ihn doch zugleich in der wissenschaftlichen Welt bekannt machten. Für einen angehenden Schriftsteller, so sagte er wohl einmal, ist es besser ordentlich durchgehechelt, als totgeschwiegen zu werden. Im Jahre 1853 nahm er die Bearbeitung dieser Fragen noch einmal gründlich vor in dem Buche: „Die Homilien und Rekognitionen des Clemens Romanus nach ihrem Ursprung und Inhalt dargestellt" (Göttingen 1854). Der Ton der Polemik ist hier weit maßvoller, auf die Hilgenfeldsche Streitschrift geht er überhaupt nicht ein.

Neben andern wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiet der alten Kirchengeschichte (wir erinnern nur an die Frage nach der Echtheit der Ignatianischen Briefe, zu deren Klärung Uhlhorn Wesentliches geleistet hat) und der eifrigen Mitarbeit an der neu erscheinenden Realencyklopädie für Theologie und Kirche übernahm er schon als Repetent 1851 die Redaktion der Monatsschrift für Theologie und Kirche, für die er manchen Artikel lieferte, einmal Gegenstände aus der hannoverschen Kirchengeschichte behandelnd, deren Erforschung er die Zeitschrift dienstbar machen wollte, dann aber auch in die damaligen kirchlichen Kämpfe eingreifend. Eine von der Regierung aus Lutheranern und Reformierten zusammengesetzte Kommission hatte 1849 den Entwurf ausgearbeitet und vorgeschlagen, zwei Vorsynoden, eine lutherische und eine reformierte, zu berufen, welche die Befugnis erhalten sollten, sich zu Einer Versammlung zu vereinigen. Damit sollte die Bestimmung des Staatsgrundgesetzes von 1833 ausgeführt werden, die bis dahin nur ein leerer Buchstabe gewesen war. Die Entwürfe wurden von beiden Seiten scharf angegriffen. Während die schroff orthodoxe Richtung ihnen vorwarf, daß sie das bisher gewordene Leben nicht genug beachteten, mit dem bisher gewordenen im Widerspruche ständen, bekenntniswidrig seien und Idealen nachjagten, statt sich im lebendigen Zusammenhange mit der Gegenwart zu halten, tadelte die liberale Richtung, daß sie keine Fortbildung enthielten und nur unter scheinbareren Formen das Alte verfestigen wollten. Wortführer dieser Partei wurde Diakonus Greiling in Celle mit einer Schrift: „Die gegenwärtige Hoffnungslosigkeit der Zu-

*) Wie sehr ihn Hilgenfeld jedoch als wissenschaftlichen Gegner achtete, geht aus Briefen desselben hervor. Im Jahre 1853 bat er Uhlhorn, sein Buch über die apostolischen Väter zu besprechen, da ihm viel an seinem Urteile liege.

Digitized by Google

kunft der hannoverschen Landeskirche" Celle 1850, welche von Uhlhorn im Aprilheft der Monatsschrift 1851 eingehend besprochen wird. Er will nicht um jeden Preis und in allen Punkten die Kommissionsentwürfe verteidigen, aber in den Grundgedanken und deshalb auch in den meisten Punkten erklärt er sich mit ihnen einig, war er doch schon als Schüler Lückes ein warmer Freund presbyterialer und synodaler Einrichtungen.

Sein Urteil über Greilings Schrift lautet:

„Wir sind weit davon entfernt, solche Angriffe irgend beklagen zu wollen, schon deshalb nicht, weil vor allem solche Angriffe von den entgegengesetzten Extremen her der Wahrheit auch wider Willen Zeugnis geben müssen. Dieser nicht in der Absicht des Verfassers liegende Segen ist freilich auch der einzige, den wir der Schrift zuschreiben können. Nicht als ob wir es verkenneten, daß aus dem Streite verschiedener Richtungen das Leben entsteht. Wir würden dem Verfasser dankbar sein, wenn er eine andere Richtung als die der Entwürfe, wenn auch einseitig, doch mit aufrichtiger Liebe zur Wahrheit, mit Kenntnis der geschichtlichen Entwickelung und der gegenwärtigen Zustände, mit Ruhe und ohne Leidenschaft verträte. Dann würde seine Schrift den Segen haben, den jede solche, wenn auch einseitige, Vertretung einer andern Richtung hat und wir würden dann diese Bemerkungen dazu dienen lassen, eine Verständigung zwischen ihm und den Entwürfen zu versuchen, um damit eben die Früchte einzusammeln, die eine solche Vertretung einer abweichenden Ansicht bringt. Das ist aber bei dieser Schrift durchaus nicht der Fall, sie ist Parteischrift in schlechtem Sinne des Wortes. Ohne Kenntnis der geschichtlichen Entwickelung, ja mit sichtlicher Abneigung gegen die geschichtliche Betrachtung, ohne Kenntnis gegenwärtiger Verhältnisse geschrieben, legt sie es in leidenschaftlicher Bestreitung der Entwürfe darauf ab, kirchlich zu agitieren und zu wühlen, eine Partei für sich zu gewinnen teils durch Aufnahme der Schlagwörter des Tages, teils dadurch, daß sie in demagogischer Weise ihre eigenen Ansichten oft verdeckt und verhüllt, um einen Teil der Kirche, der so weit nicht mitgehen würde, nicht abzuschrecken, immer aber doch auch die weitergehenden Ansichten durchblicken läßt, um einen anderen Teil zu gewinnen. Die Schrift will Partei machen, das ist ihre Absicht von der ersten Seite bis zur letzten. So gewiß aber der Streit verschiedener Richtungen das Leben fördert, so gewiß bringt der Streit von Parteien Tod. Mit einem Vertreter einer andern Richtung ließe sich eine Verständigung versuchen, gegen eine solche Parteischrift ist nur Widerlegung am Platze."

Digitized by Google

In der Besprechung wendet sich nun Uhlhorn zunächst entschieden gegen den Gedanken Greilings, daß die Verfassung der Hannoverschen Kirche ein gänzlich veraltetes unbewohnbares Gebäude sei, das gänzlich niedergerissen werden müsse, um an dem leeren Fleck ein Gebäude der Phantasie aufzuführen. Das würde unsittlich sein, denn der einfache Kanon für alles sittliche Handeln ist der, daß es ein erhaltend fortbildendes sein muß und ein fortbildend erhaltendes. Es ist daher ein unsittliches Handeln, alle historische Entwickelung verachtend in die Luft zu bauen und mit einem Schlage alle die tausend Fäden zu zerschneiden, die uns mit der Vergangenheit verknüpfen. Auch aus Gründen des Rechts und der kirchlichen Weisheit sei dieser Vorschlag Greilings abzuweisen. Sodann bespricht er die einzelnen Punkte der Schrift. Greiling hatte verlangt, daß die Regierung von vornherein nur Eine Synode von Lutheranern und Reformierten zusammenrufe, und um die Regierung dahin zu bringen, sollten nicht nur die Kirchengemeinden, sondern auch Magistrate und Bürgervorsteherkollegien u. s. w. Adressen an das Ministerium, wie an die Ständeversammlung schicken. Das billigte Uhlhorn durchaus nicht. Sowenig er damals als Schüler Lückes der Union grundsätzlich abgeneigt war, so fürchtete er doch, daß sie auf diese Weise erst recht nicht erreicht werde. „Man wird mit Streit beginnen und mit Streit aufhören." Ganz entschieden bestreitet er in dem vorliegenden Artikel die Behauptung Greilings, daß die Berufung von zwei Versammlungen verfassungswidrig sei, das Gegenteil sei der Fall. „Eine Union besteht in Hannover (die einzige Gemeinde Freren ausgenommen) nicht, aber ein erhebliches Maß von Union. Dieses muß gewahrt werden, allein jede Vergrößerung desselben wäre eine Verfassungsänderung." Die Berufung einer Versammlung wäre aber eine bedeutende Vergrößerung der Gemeinschaft des lutherischen und reformierten Teiles der Landeskirche, denn die Verfassung redet zwar immer von der „evangelischen Landeskirche", unterscheidet aber in ihr stets den lutherischen und reformierten Teil, die man erst zu einer Synode vereinigen könne, wenn beide jede für sich beratenden Synoden das beschlössen. Die Forderung Greilings laufe darauf hinaus, daß der Staat die Befugnis erhalte, in die einzelnen Angelegenheiten der Kirche einzugreifen und rechtswidrig eine Union mit Gewalt zu machen, und während er sonst nach seinen liberalen Grundsätzen Kirche und Staat möglichst scharf trennen und überall als Verteidiger der Freiheit der Kirche dem Staate gegenüber gelten wolle, geriete er hier dahin, dem Staate noch mehr Gewalt in kirchlichen Dingen zu geben, als er bisher hatte und die Entscheidung über kirchliche Angelegenheiten

Digitized by Google

ganz in die Hände der staatlichen Vertretung zu legen. „Wir hoffen zu Gott, daß der gesunde kirchliche Sinn unserer Gemeinden noch stark genug sein wird, sie davor zu bewahren, Schritte zu tun, die, statt zur kirchlichen Selbständigkeit zu führen, dazu beitragen müßten, die Kirche in eine Abhängigkeit vom Staate zu bringen, in der sie nie gestanden hat."

Wenn die Kommission die Synode zur Hälfte aus Geistlichen, zur andern Hälfte aus Laien bilden wollte, so forderte Greiling hier zwei Drittel Laien und nur ein Drittel Geistliche. Das ist für Uhlhorn nur eine Ordnungsfrage. Er will das Recht der Gemeinden nicht verkürzen, stimmt auch zu, wenn Greiling hervorhebt, die wesentliche Unterscheidung von Geistlichen und Laien gehöre dem Katholizismus an, die Geistlichkeitskirche, d. h. die Geistlichkeit, die sich als Kirche innerhalb der Kirche abschließt, sei das Verderben der Kirche und in der evangelischen Kirche werde das allgemeine Priestertum aller Christen gelehrt. Aber damit sei doch nicht ausgeschlossen, sondern eingeschlossen, daß es in der Kirche einen Unterschied zwischen Geistlichen und Laien gebe. Zwischen Laien und Geistlichen sei nicht nur der Unterschied von „Technikern und Nichttechnikern", sondern Gemeinden und Lehrstand sind zwei in dem einen Organismus der Kirche zu unterscheidende Grundorganismen. „Das Amt ist mit Notwendigkeit entstanden, nicht mit zeremonialgesetzlicher, sondern mit der Notwendigkeit der Ordnung; einmal, weil die Gemeinde ohne das Amt keine organisierte Gemeinschaft und deshalb auch keine sittliche wäre, was sie doch sein soll, weil ohne das Amt nicht alles, wie es der Apostel fordert, ordentlich zugehen könnte, sodann weil der Inhalt des Amtes, das ursprünglich jure divino allen Christen zukommt, die Spendung der Gnadenmittel ist und deshalb, obwohl prinzipiell die ganze Gemeinde sowohl Objekt als Subjekt dieser Spendung ist, diese doch nicht in der Ununterschiedenheit von Subjekt und Objekt bleiben kann, sondern, wenn überall eine solche Spendung stattfinden soll, in Objekt und Subjekt, in Empfänger und Spender auseinandergehen muß." So müssen auch beide auf der Synode vertreten sein, Geistliche und Gemeinden selbständig je ihren Vertreter wählen. In welchem Zahlenverhältnis, das muß nach dem Zustande der Kirche entschieden werden. „Da wird aber wohl niemand, der die Verhältnisse in der Kirche kennt, zu leugnen wagen, daß es bei dem jetzigen Zustande der Kirche, bei der jetzigen Beschaffenheit des Laienelements in der Kirche, zweckmäßig ist — und nur darum handelt es sich — den Laien keine größere Zahl von Synodalen zuzugestehen als den Geistlichen."

Endlich hatte Greiling auch gerügt, daß die Zahl der Ver-

Digitized by Google

treter der Städte gegenüber der des Landes viel zu klein sei. Obwohl die Städte „Herde des Lichts“ wären, obwohl in ihnen „die Fülle der Intelligenz“ wohne, obwohl von ihnen allein alle Reformen ausgehen müßten, würden sie doch den Landgemeinden, in denen „namentlich in religiösen Dingen tiefe Finsternis herrscht“, in denen noch „der Teufel und seine Gesellschaft spukt“, in denen sich noch „der alte Glaube mit all' seinen Wundern und Abenteuerlichkeiten findet“, nachgesetzt. Die Zahl der Vertreter müsse nach der Seelenzahl bestimmt werden und eine städtische Parochie von 10 000 Seelen mehr Vertreter haben als eine ländliche von 500 Seelen. Demgegenüber schreibt Uhlhorn: „Nicht die Einzelnen, sondern die Gemeinden sollen vertreten werden.“ Sodann sei bei Greiling die Bedeutung der Städte für die Kirche gänzlich verkannt. „Im Staate bedürfen die Städte einer besonderen Vertretung als Sitze des Handels und der Gewerbe, in der Kirche kann eine Stadtgemeinde keine höhere Bedeutung beanspruchen als eine Landgemeinde, und wenn der Verfasser die Städte als „Herde des Lichts“, als „Sitze der Intelligenz“ rühmt, so mag das in Bezug auf alle denkbare Intelligenz der Fall sein, nur nicht auf religiöse Einsicht. Im Gegenteil sind unsere Städte, besonders die kleinen Städte, die Sitze der allergrößten Flachheit in religiösen Dingen. Man sehe, wenn man Beweise wünscht, nur die Resultate einer Reihe von freien Predigerwahlen an, wo es fast aussieht, als hätten die Gemeinden sich abgemüht, die am wenigsten tauglichen Subjekte herauszufinden. Wahrhaftig, es möchte sehr die Frage sein, ‚wo der Teufel und seine Gesellschaft‘ in Wirklichkeit mehr sein Wesen treibt, auf dem Lande oder in den Städten.“

Die kirchliche Verfassungssache geriet bald ins Stocken zu Uhlhorns großem Bedauern. 1852 schreibt er an Dr. Pagenstecher: „Jetzt scheint man im Kultusministerium alle Gedanken an einen Ausbau unsrer kirchlichen Verfassung aufgegeben zu haben. So läßt man die Zeit, wo man bessern könnte, hingehen. Kommt ein neuer Sturm, und ich fürchte er bleibt nicht aus, so weiß Gott, wie es unsrer hannoverschen Kirche ergehen wird. Und doch, das ist meine feste Überzeugung, hatten wir, wenn irgend eine Kirche in Deutschland, das Material zum Ausbau und daneben den vortrefflichen Entwurf, der nun auch ad acta wandert.“ In seiner „Hannoverschen Kirchengeschichte“ (1901) urteilt er, daß die Verzögerung der Verfassungssache „für die Landeskirche kein Unglück war; die Entwürfe enthielten viel Bedenkliches und die Zeit war für die Ausführung noch nicht reif.“ Aber „die verhältnismäßig ruhige Zeit zu benutzen, um die Kirchenvorstände nach der presbyterialen

Digitized by Google

Seite weiter auszubilden und mit der Einführung synodaler Organe vorzugehen, daran dachte man nicht, im Gegenteil herrschte die Ansicht, es sei richtiger, von oben nach unten fortzuschreiten, erst die Konsistorialbehörde umzubilden; namentlich ein gemeinsames Konsistorium für die ganze Landeskirche zu schaffen und dann erst presbyteriale und synodale Institutionen. Für die weitere Entwicklung der Landeskirche ist das von Segen gewesen, auch die Arbeit dieser Jahre war eine Vorbereitung. Nur daß später im Sturm geschaffen werden mußte, was man in ruhigen Zeiten zu schaffen versäumt hatte."

Unter den andern Artikeln Uhlhorns in der Vierteljahrsschrift heben wir noch einen aus dem Jahre 1852 hervor, der seine Ansichten über das Verhältnis der evangelischen Kirche zur römischen darlegt. Es ist eine Besprechung der Schrift von Franz von Florencourt über seinen Übertritt zur römischen Kirche. Am Schlusse dieses Artikels bespricht er die Stellung, die viele einzelne Glieder der evangelischen Kirche der damaligen Propaganda der römischen Kirche, vor allem den Jesuiten gegenüber einnahmen. Besonders zwei Punkte erscheinen ihm in hohem Maße bedenklich. Der erste ist die falsche Toleranz gegen die römische Kirche. Man redet gern „von den Vorzügen der katholischen Kirche, von dem großartig Imposanten ihres kirchlichen Baues, von ihrer Kraftentwicklung auf Grund einer geschlossenen Kirchenverfassung, von der Fülle ihres Kultus u. s. w. — Es ist eine arge Verblendung, über der glänzenden Außenseite des Baues so ganz den Grund zu vergessen, auf dem er steht, zu vergessen, daß dieses stolze Kirchengebäu, das man bewundert, auf Sand gebaut ist, auf unevangelischem Grunde." Mit der falschen Toleranz hängt die affektierte Unparteilichkeit zusammen, die Scheu, Streit zu erregen, die Angriffe der Feinde kräftig abzuwehren oder selbst anzugreifen, mit einem Wort, die Scheu vor dem energisch Parteinehmen. Unparteilichkeit ist hier Indifferentismus oder leider bei den meisten Parteilichkeit für den Gegner. Leider werde nirgends ein entschlossener Kampf gegen die Jesuitenmissionen geführt, so habe sich z. B. in Osnabrück kein Prediger gefunden, der gewagt hätte, den Jesuiten fest entgegenzutreten, wie es in Heidelberg geschehen sei. „Die Jesuiten, sagt man, predigen nur Moral, reine Moral, sie wollen keinen konfessionellen Zwist erregen. — Seit wann ist denn die Moral neutrales Gebiet? Seit wann gibt es denn eine rechte Moral ohne den rechten Glauben? Als ob ihre Moral nicht gerade so jesuitisch wäre, als alles andere!"

„Der zweite, viel gefährlichere Punkt ist das Bündnis einer Partei in der protestantischen Kirche mit der römischen. Man sagt, es gilt die Revolution zu bekämpfen, es gilt den Kampf gegen eine

Digitized by Google

Macht des Abgrunds, die alles, was seit Jahrhunderten an geistiger Bildung jeder Art erworben ist, zu vernichten droht, es gilt den Kampf gegen den entschiedenen Unglauben, und da müssen sich alle, die überhaupt noch glauben, zusammenscharen, sie seien römisch oder protestantisch, da müssen wir die römische Kirche als einen starken, entschiedenen Bundesgenossen willkommen heißen." Das sei Torheit. Die römische Kirche als Kirche sei uns heute noch ebenso feindlich, wie in der Zeit der Reformation. „Darum aber ist ein solches Bündnis mit unsern Feinden zuerst ein unbegreiflich unkluges. Die römische Kirche hält uns ebensogut für Revolutionäre, ja für die allerschlimmsten; indem sie sich das Bündnis wohl gefallen läßt, verbündet sie sich nur mit einer Partei der Revolution, um die andere zu besiegen; dann aber wird sie sich gegen uns wenden, um uns den Garaus zu machen. Doch das ist das Geringste, daß ein solches Verfahren unklug ist, es ist unsittlich, weil unevangelisch. Es ist unevangelisch, mit denen einen Bund zu machen, die unsre Bekenntnisschriften als unevangelische und Widerchristen bezeichnen, unevangelisch mit einer Kirche gemeinsam zu kämpfen, deren Waffen und Mittel wir als dem Evangelium zuwider bezeugen müssen. Wir wollen es gerade heraussagen, was sich in einem solchen Verfahren kundgibt, es ist nichts als ein versteckter Unglaube, ein Verzweifeln an der Macht des Evangeliums und der evangelischen Kirche; allein mit dem reinen Evangelium glaubt man der Macht der Revolution nicht gewachsen zu sein. Nun dann, glaubt man nicht mehr an die Macht des Evangeliums in der evangelischen Kirche, so gehen wir hinüber in die römische, der man die Macht zutraut. Wir wollen uns dessen freuen, daß wir dann wenigstens Freund und Feind unterscheiden können. Wir glauben das nicht, wir glauben vielmehr gewißlich, daß der Herr, der die Schlüssel des Lebens und des Todes in seiner Hand hält, in unsrer Kirche ist, daß unsre teure evangelische Kirche durch die einfache Predigt des lautern Evangeliums ohne alle andern Mittel, sie heißen wie sie wollen, die Kraft hat, alle Mächte des Abgrundes zu besiegen."

Der Vierteljahrsschrift war kein langes Leben beschieden. Ihr Ziel, belebender Mittelpunkt für das wissenschaftliche Leben der hannoverschen Geistlichkeit zu werden, hat sie nie erreicht. Nur hier und da, z. B. in Celle und Umgegend, fand sie einen größeren Leserkreis, der aber nicht ausreichte, die Zeitschrift über Wasser zu halten. Weder der neue Redakteur, noch der neue, eifrige Verleger, Rümpler in Hannover, noch auch die finanzielle Unterstützung von seiten des Kultusministeriums vermochten den Untergang abzuwenden. Der engere und bald auch der weitere gemäßigtere Kreis der Anhänger Petris

Digitized by Google

hielt sich von der Zeitschrift zurück. Am 24. April 1854 kündigte die Redaktion das Eingehen des Blattes an, dessen Wiederaufleben zwar erhofft wurde, aber nicht erfolgte. Es ist ihm ergangen wie allen Mittelparteien, die in den Zeiten leidenschaftlicher Parteikämpfe zwischen den extremen Richtungen einfach aufgerieben werden. Eine Mittelstellung wollte die Zeitschrift einnehmen, ebensofern von Indifferentismus wie von Eigensinn allem ausschließenden Parteiwesen fest entgegentreten, nicht dieser oder jener Partei und Schule, sondern der evangelischen Kirche und im besonderen der hannoverschen Landeskirche dienen. So hatte Uhlhorn aufs neue bei der Übernahme der Redaktion erklärt. Aber sie war den Liberalen zu konservativ, und den Petrinern zu liberal. Die Zeitströmung aber war für Petri und seine Freunde, deren Zeitblatt mehr und mehr Boden gewann und die Vierteljahrsschrift verdrängte. Im April 1853 beschloß die Pastoralkonferenz in Stade in einer Eingabe an das Konsistorium auf das „schreiende Mißverhältnis aufmerksam zu machen, daß alle angestellten Professoren der theologischen Fakultät in Göttingen der Union angehörten." Die Fakultät antwortete darauf mit einer von Dorner verfaßten Denkschrift, in welcher sie die „Partei", von der die Petition ausgegangen war, heftig angriff, ihr „verknöcherte Orthodoxie", „hierarchische Überspannung der Amtsbegriffe", „Nichtachtung der den theologischen Fakultäten zukommenden Lehrfreiheit" vorwarf. Nun griff Petri entschieden in den Streit ein mit seiner „Beleuchtung der Göttinger Denkschrift". Ritschl urteilte darüber: „Die elegant, aber unvorsichtig geschriebene ‚Denkschrift der Göttinger Fakultät zur Wahrung der evangelischen Lehrfreiheit' hat soeben von D. Petri in Hannover eine sehr geschickt gestellte und doch bei aller Schärfe in mäßigem Tone gehaltene ‚Beleuchtung' erfahren. — Ich glaube, daß die enragierten Unionstheologen, welche der auf die Göttinger geführte Schlag sämtlich trifft, der neulutherischen Richtung weder in wissenschaftlicher noch in praktischer Hinsicht erheblichen Widerstand zu leisten im stande sind." Uhlhorn hat, soviel wir wissen, in diesen Streit selbsttätig nicht eingegriffen, vielleicht stammt von ihm die kurze, objektiv gehaltene Besprechung der Göttinger Denkschrift in dem letzten Heft der Vierteljahrsschrift, die mit den Worten schließt: „Wir hoffen, daß dieses Wiederaufleben alter Fragen nicht ein Zeichen der Unfruchtbarkeit unsrer Gegenwart, sondern aus dem Bedürfnisse entstanden sei, durch eine Revision, bei welcher keine unmittelbaren persönlichen und praktischen Interessen die Leidenschaften erregen, die zusammengehörigen und sich ergänzenden Elemente zu verbinden und so eine wahre Fortschreitung des Ganzen zu gewinnen. Wie wahr

Digitized by Google

es ist, daß aus der Vergangenheit die Gegenwart zum Fortschritte befruchtet wird: so gewiß ist der Zug zur Repristination das Gegenteil dieser Wahrheit. Gegen diesen Zug erhebt die Denkschrift ihre warnende Stimme. Möge sie nicht ungehört verhallen, und bei dem Widerhalle, den sie etwa findet, wie verschieden er auch sein möge, die Liebe zur Kirche, zu der ganzen, wie zu unsrer hannoverschen Landeskirche, der durchdringende und zusammenhaltende Grundton sein." Er stand auf der Seite der Fakultät, ohne indessen mit ihr durch dick und dünn zu gehen. Er schreibt einmal in einem Briefe: „Die Denkschrift hat meiner Überzeugung nach nicht den Eindruck gemacht, den ich selbst erwartete, und bei solchen Erwiderungen, wie die von Petri und Wolff, ist wenig Segen zu erwarten." Von Petris Einfluß hat er überhaupt nicht sehr günstig gedacht — unbeschadet der Anerkennung seiner wahren Verdienste, besonders auf liturgischem Gebiete —; er erschrak vor Petris wachsendem Einfluß und hätte es beklagt, wenn die ganze Landeskirche petrinisch geworden wäre. Er hat später einmal geurteilt: „Die Orthodoxie der 60er und 70er Jahre ist gesunder als die der 50er Jahre." Das war allerdings die Folge des Katechismusstreites und nicht zum wenigsten auch Uhlhorns persönliches Verdienst.

Der noch einige Zeit geführte Kampf verlief zuletzt im Sande. Gieseler und Lücke, die Hauptvertreter der Göttinger, starben rasch nach einander; Ehrenfeuchters milder Sinn war mehr für Verständigung und Frieden als für Erbitterung und Streit. Er suchte die durch Dorner verfahrene Sache durch die sehr geschickt und vorsichtig abgefaßte „Erklärung" der Fakultät als Antwort auf Petris Schrift wieder einigermaßen ins rechte Gleis zu bringen. Äußerlich angesehen, erreichte der Konfessionalismus zunächst nichts. In die Göttinger Fakultät wurde anstatt eines Vertreters lutherischer Kirchlichkeit Schöberlein aus der badischen Union berufen. Petri, welcher Lücke im Zeitblatt einen feinen, beide gleich ehrenden Nachruf widmete, empfing den neuen Professor mit einem überaus scharfen Artikel, der abermals eine heftige Preßfehde entflammte. Wie man aber in Göttingen den Frieden suchte, geht daraus hervor, daß Schöberlein Petris Begrüßung mit einem persönlichen Besuche erwiderte, was dieser ihm hoch anrechnete. Petri selbst legte Michaelis 1855 die Redaktion des Zeitblattes nieder und zog sich aus der Öffentlichkeit mehr und mehr zurück. Er war an den bisher im Zeitblatt vertretenen hochkirchlichen Anschauungen irre geworden und hatte sie als bekenntniswidrig erkannt. So bahnte sich schon jetzt das spätere Zusammengehen beider Richtungen an.

Digitized by Google

5. Kapitel.

Verlobung. Briefe an die Braut. Rheinreise. Herausgabe von Predigten. Berufung nach Hannover. 1854.

Am 19. Februar 1854 verlobte sich Uhlhorn mit Marie Vogel, der ältesten Tochter des Buchhändlers Vogel in Göttingen. Sie war in Leipzig geboren und hatte eine reiche und glückliche Kindheit gehabt. Der Vater besaß in Leipzig die alte, berühmte Vogelsche Buchhandlung. Das elterliche Haus war ein Mittelpunkt geselligen Verkehrs, den der Vater, ein poetisch und künstlerisch veranlagter Mann, gern pflegte. In der Zeit der großen Buchhändlermesse waren die Geschäftsfremde ständige Gäste des Hauses, Gelehrte und andere bedeutende Persönlichkeiten gingen ein und aus. So waren unter anderen die Dichter Chamisso und Rückert alte Freunde des Hauses, und zu De Wette, dem hervorragenden Theologen, bestanden alte Beziehungen. Besonders reiche Anregung empfing das heranwachsende Mädchen in der Schule von Melly Dumas, dieser Lehrerin von Gottes Gnaden. Sie gab den Schülerinnen nicht nur ein gründliches Wissen, sondern wußte auch in den Schulstunden und im persönlichen Verkehr im höchsten Maße erzieherisch zu wirken und den Sinn für ernste Religiosität und für alles Schöne und Ideale in ihnen zu wecken. Außer anderen Lehrern unterrichtete auch der nachmalige Erlanger Professor von Zezschwitz an dieser Anstalt.

Ungünstige Verhältnisse bewogen den Vater, das Geschäft in Leipzig aufzugeben und die Dieterichsche Buchhandlung in Göttingen zu übernehmen. Auch hier wurde ein lebhafter Verkehr mit den Universitätskreisen gepflegt und daneben auch mit Künstlern, wie dem Kupferstecher Unger und dem Geigenvirtuosen Joachim. Hier lernten die jungen Leute sich kennen und 1853 fand die Verlobung statt, die dann zu einer 46jährigen überaus glücklichen Ehe führen sollte. Die Verlobung wurde auch von Uhlhorns Freunden mit Freude begrüßt. Bezeichnend ist eine Äußerung Ehrenfeuchters: „Nicht die geringste Gnade einer echten Brautliebe ist es, daß sie die Schutzwehr und der

Digitized by Google

Rettungsengel vor dem Faustischen Wissensdrange und Wissensübermut ist."

Da die Brautleute an einem Orte wohnten, haben wir aus dieser Zeit nur einige Briefe, die Uhlhorn von Reisen aus geschrieben hat. Er schrieb seiner Braut viel, fast jeden Tag zweimal. Sie geben alle Zeugnis von einer tiefen und zarten Liebe und zugleich von seiner ernsten christlichen Gesinnung. Hier mögen wenigstens einige Auszüge folgen, die uns einen Einblick in sein Gemüt eröffnen.

Um die Osterzeit 1854 war er nach Osnabrück gereist, um seine Eltern und Geschwister zu besuchen. Er hielt es nicht nur für seine Pflicht, sondern es war ihm auch ein Herzensanliegen, den Verkehr mit dem Vaterhause zu pflegen. Immer wieder gibt er dieser Freude Ausdruck, das zu haben, obwohl er auch bekennt: „es kommt mir oft seltsam vor, daß mir das väterliche Haus und die Heimat so fremd zu werden anfängt, daß ich hier eigentlich nicht mehr zu Hause bin, aber so muß es ja sein, ich soll eine neue Heimat haben und die sollst Du mir bereiten helfen." Obwohl sein Aufenthalt nur kurz war, hielt er doch auf Vieler Wunsch am Sonntag die Hauptpredigt in St. Marien. „Abschlagen konnte ich es nicht gut, da unsere Osnabrücker das so wie eine Art von Tribut ansehen, den ich Ihnen bei jeder Anwesenheit zu zahlen schuldig bin, daß ich einmal predige. Auch wünschten die Eltern mich einmal wieder zu hören und so habe ich ja gesagt. Die Predigt liegt in erster Arbeit vor mir, heute nachmittag schreibe ich sie zum zweiten Male. Vielleicht ist auch so noch etwas für den Herrn zu tun und das soll man nicht säumen." Er hatte die Freude, eine gedrängt volle Kirche zu sehen, aber „daß ich mit der Predigt zufrieden wäre, kannst Du nicht erwarten, ich bin's noch nie mit einer gewesen. Daß sie nach des Herrn gnadenvoller Hilfe gefaßt hat, hoffe ich."

Immer weilen seine Gedanken in Göttingen und bei der Braut, deren Briefe ihn reich beglücken.

„Fürchte doch nicht," schreibt er einmal, „daß Du mir nicht genügtest, liebe Marie, gibst Du Dich mir ganz (soweit man eben sich einem Menschen ganz geben kann und darf), so befriedigst Du mich auch ganz. Ganze Liebe ist ganzes Genügen. Sollt ich Dich anders wünschen? O ja, liebe Marie, anders, wie wir alle anders werden sollen und müssen, ‚täglich verneuert', wie der Apostel sagt, im Stande der Heiligung durch tägliche Buße und Vergebung der Sünde, durch tägliches sich neu Vertiefen in die Quellen des Heils, wachsen in der Gnade, wachsen wie Reben am Weinstock, immer mehr Frucht zu bringen. — — Und soll ich nun nach des Herrn Willen, der mich

Digitized by Google

Dir und Dich mir gegeben hat, in meiner Liebe eine Hilfe werden zur Förderung in allem Guten — o, wie tue ich das so gern, wie könnte ich Dir besser meine unendliche Liebe beweisen. Und so will ich's ja tun, will Dich tragen, für Dich beten, Dir helfen, wo und wie ich kann. Aber siehe, meine Marie, da muß ich ja auch anders werden, so gut wie Du, und Deine Liebe muß mir auch helfen, mich auch mittragen, mich auch zurechtweisen. Hier kann es nichts Einseitiges geben, so gewiß Liebe nichts Einseitiges ist. ‚Die Liebe bessert', o, wie erfährt man das doch, wie das fördert und hebt, wie das wie ein reiner Hauch durchs Leben weht und bewahrt vor dem Gemeinen und Schlechten. Ja, Marie, seit ich Dich lieb habe, weiß ich's und fühle es, wie ich auch gewachsen bin an dem inwendigen Menschen. Unser Herr hat ja der Zuchtmittel für seine Kinder, die er hier in die Schule geschickt hat, so viele, Freude und Leid, Wonne und Trauer; sollte er nicht die größte Erdenfreude, die er einem Menschenkinde hier geben kann und die er ja nun uns gegeben hat, sollte er nicht die auch dazu gesendet haben, uns mehr und mehr zu sich zu ziehen? Er will uns haben, uns beide zusammen, uns beide ganz, darum hat er uns so wunderbar zusammengefügt. Und da löset sich dann auch der Widerspruch, daß wir uns ganz einander und doch ganz ihm geben sollen, weil wir uns nicht behalten, sondern ihm wiedergeben. Du gibst Dich mir ganz und ich mich Dir, und ich gebe Dich dann ihm wieder und Du gibst mich ihm wieder, und so ist dann doch am Ende das Ziel da, das er uns bescheren wollte, daß wir beide zusammen ganz ihm gehören. O, liebe Marie, sieh, das ist nun unsere Lebensaufgabe, so zusammen seine Wege zu gehen, einer des andern Stütze — was könnte es Schöneres geben: so alles zusammenzutragen, zusammenzutun, zusammen uns zu freuen, zusammen auch, wenn er's will, zu weinen — bis wir einmal zusammen zu ihm kommen, ihm, unserm Herrn, in Ewigkeit Dank zu sagen für seine Gnade und Treue.

„Liebe Marie, fast fürchte ich, ich bin etwas ins Predigen gekommen. Entschuldige das. Ich fürchte mich immer, ich könnte dann und wann etwas schulmeisterlich werden und das möchte ich doch gar nicht. Das wäre gewiß nicht das Rechte. Nein, nein, das wäre nicht Liebe. O teure Marie, wenn's einmal geschieht, nicht wahr, da trägst Du auch das, wie Du so vieles noch tragen mußt; und ich weiß ja, auch tragen wirst, aus Deiner Liebe Fülle heraus, die Dich zu allem stark macht."

Über die Emanzipation der Frau schreibt er am 29./30. März: „Das ist des Weibes Gefahr, daß ihr ein scheinbar Größeres entzogen wird und sie so darnach lüstern werden kann, wie Eva nach

Digitized by Google

der Frucht des Baumes, daß sie aber nach dem scheinbar Großen greifend das ihr wahrhaft Bestimmte verliert. — Mich hat's herzlich gefreut, daß meine Marie nicht so verschrobene unweibliche Ideen im Kopfe und Herzen hat, sondern ein Mädchen sein, das Weibliche nicht daran geben will. Es heißt wahrhaftig auch einen großen Schatz um ein Linsengericht weggeben, wenn eine das aufgibt. Sie hascht nach Dingen, die ihr doch nur halb zugänglich werden, drängt sich in Gebiete, wo sie nie ganz heimisch wird, wo wenigstens nur selten Begabte heimisch werden, und gibt die Freude auf, in der eigenen naturgemäßen Sphäre zu sein, was sie zu sein bestimmt ist. Der Fehler, den L. macht (Mariens Freundin, die derartige Emanzipationsgelüste geäußert hatte; Marie nennt ihre Reden: „Mädchengeschwätz") scheint mir sehr tief zu liegen. Er liegt zuletzt darin, daß der Begriff, den sie von dem hat, was sie Bildung nennt, ein nicht rechter ist. Bildung, so seltsam das Wort auch oft gebraucht wird, ist ja nicht bloß eine Masse von Kenntnissen, von Wissen und künstlerischen Fähigkeiten. Das heißt Mittel und Zweck verwechseln. Bildung bezieht sich auf die Persönlichkeit des Menschen selbst; nicht besteht sie in Wissen, Haben, Können — das ist alles nur Mittel, sondern im Sein. Was Jemand ist, darauf kommt's an und das ist die Bildung, daß Jemand zum Menschen, zu einer wahrhaft menschlichen Persönlichkeit gebildet werde, und, liebe Marie, das ist ja dasselbe, wie zu einem Christusähnlichen Menschen gebildet zu werden, der ja das Urbild der Menschheit ist, wie wahre Humanität und Christentum eins sind. Die Aufgabe ist also die: Mensch zu werden durch ihn den rechten Menschen, den andern Adam, wie Paulus ihn nennt, und solche Bildung zum Menschen die kann ja gar nicht anders erlangt werden, als daß das Weib Weib bleibt wie der Mann Mann. Gott hat es ja von Anfang an so gewollt, da er sie schuf, ein Männlein und ein Fräulein, und hat damit nicht dem Einen oder Andern etwas entzogen. Es kommt mir oft komisch vor, wenn ich solche Weiber sehe, die mit ihrem Stande nicht zufrieden sind und äffen die Männer nach. Wie wenig haben die begriffen, was ein Weib ist, welch Hohes darin liegt. Die einfache, unendlich tiefe Erzählung von der Schöpfung des Weibes, 1 Mose 2, die in so einfach kindlichen Worten so Tiefes birgt, könnte sie belehren. Das Weib ist vom Manne genommen, darin liegt beides: ihre Hoheit und ihre Beschränkung. Sie ist das letzte der Schöpfungswerke, noch über den Mann hinaus, also gewissermaßen noch in höherem Sinne der Schöpfung Krone, feiner und zarter als er, von feinerem Stoffe, nicht unmittelbar von Erde. Aber so hoch sie dadurch steht, sie ist nichts ohne den Mann, mit Bezug auf ihn geschaffen. Und

Digitized by Google

wie einfach stellt das der Text dar: ‚eine Hilfe' soll sie dem Manne sein, das ist ihre Aufgabe, es ist was Du sagst: ‚sie soll in ihrem Hause ihrem Manne eine angenehme Heimat bereiten'. Törinnen sind die, denen das zu gering ist — Dir ist's gewiß nicht gering, sondern ein hoher und herrlicher Beruf. Und dafür sollen wir euch ehren und lieben, euch tragen und stützen, euch verehren und in steter Dankbarkeit lieben. O liebe Marie, eine geistreichelnde und alles wissende Frau, die habe ich bei Dir mir nicht gesucht, aber eine liebe, gute, die mit mir alles teilt und trägt, ‚die als Weib will wandeln in Einfalt und als Weib in den Himmel eingehen' nun mit mir zusammen. Sieh und den Glauben habe ich an Dich, daß Du mir das bist, das werden sollst. Das kann ja freilich nicht der Fall sein, wenn die Frau, ganz vom Manne verschieden, gar nicht versteht sein Denken und Tun und nicht mitfühlen kann, was ihn bewegt, nicht mit sich freuen, wo er Ziele erreicht. — Aber auch das weiß ich, daß Du meines Lebens Inhalt und Streben verstehst und verstehen wirst, um auch da mit mir zu leben, Dich zu freuen und zu weinen, wie's der Herr gibt. Und dafür sollst Du immer mein Schatz und meine Krone sein, die ich auf den Händen trage und für die ich alles tue, der meine ganze Liebe gehört. O liebe, liebe Marie, ich weiß, Du hältst das nicht für ein Geringes, sondern für ein Hohes und Großes. Das muß man ja auch erst erfahren, und etwas haben wir wenigstens schon davon erfahren. Gott sei Dank! der uns so zusammengebracht hat und hat uns gelehrt und lehret uns noch einander lieb haben von reinem Herzen. Marie, meine Marie, o wie bin ich glücklich, wenn ich mich da so ganz hineindenke, daß Du nun mein bist . . . Ach oft wird mir's auch bange wohl (liebe Marie, ich kann Dir's nicht verschweigen), bange, ob ich auch solch anvertrauten Schatz recht zu bewahren im stande sein werde. Die große Verantwortlichkeit, die auf mir liegt, da Du mir geschenkt bist — das ist's, liebe Marie, was mich oft ängstlich macht. Doch das dränge ich zurück und denke, wenn ich Dich nur immer recht lieb habe, so werde ich mit des Herrn Hilfe gewiß auch das erfüllen und Dir alles sein, wenn auch nicht, was ich Dir sein möchte, so doch das was Er will, das ich Dir sein soll. O, Marie, wie ist mir's doch auch wieder eine so süße Last, diese Verantwortlichkeit, und soll's immer noch mehr sein und werden, daß ich nun auch für Dich sorgen, Dich erfreuen, Dir dienen und helfen darf, und darf es versuchen Deine große, reiche Liebe zu verdienen." — —

Am 1. April: „Es läßt sich doch manches besser schreiben als sagen, es sind manche Dinge, die mich ein Gefühl, das ich nicht er-

Digitized by Google

drücken möchte, abhält zu sagen, die ich aber doch gern schreiben möchte und über die man sich doch gern ausspricht. Unendlich habe ich mich über Deinen Brief gefreut — — O, liebe liebe Marie, ja bleibe, bleibe Du auf dem Einen schmalen Wege, den Du ja kennst und gehst, und des Herrn Gnade bewahre Dich darauf. O, sonst ist ja alles, was die Menschen von Liebe reden, nur Schein, eitler, hohler Schein, wenn sie nicht ihre Weihe bekommen hat aus der Einen rechten Liebesquelle und es gibt nur Eine, am Kreuz, das uns ja in diesen heiligen Wochen so vor die Seele und die Augen gestellt wird. Da muß man Liebe lernen, auch bräutliche Liebe, sonst hat sie nimmer Bestand und Inhalt, sondern muß einmal zerschellen; da muß sie immer wieder sich reinigen und läutern von der Sünde, die sich ja hier wie überall ansetzt, sonst schwindet sie langsam oder zerbricht plötzlich. Siehe und das ist meine immer neue Freude, daß wir uns da zusammenfinden und das meine Hoffnung für die Zukunft. Es hilft ja nichts, daß man sich täuscht, sich gegenseitig engelartig in der Phantasie ausmalt — man müßte nur umsomehr erschrecken, wenn sich nachher die Wahrheit zeigt. Nein, meine Marie, das tun wir nicht, nicht wahr, das tust Du auch nicht? Aber das eine wissen wir, daß es ja ein Mittel gibt immer wieder rein zu werden, uns unbefleckt zu erhalten, stets zu verjüngen und zu erneuen.

„Nun, liebe Marie, Du sollst nicht sagen, daß ich die morgende Predigt vorweg nehme und Dir halte, nein, aber ich kann nicht anders als mein Herz Dir aufschließen wie Du Deines mir und was mir teuerste Lebensangelegenheit ist, auch mit Dir zu besprechen."

Den 2. April: „Daß Dir Frsenius zusagt, freut mich. Es ist das beste, fast sagte ich, das einzig gute Kommunionbuch, welches ich kenne. Vortrefflich sind besonders die Abschnitte über die verschiedenen Klassen der Kommunikanten, die ein recht klarer Spiegel für den Stand des eigenen christlichen Lebens werden können. Wir sprechen wohl noch mehr davon, besonders in der stillen Woche, wo wir ja nach einer früheren Verabredung, so Gott will, zusammen zum Tische des Herrn gehen wollen.

„Daß wir immer zusammen lesen in der Schrift, dient mir auch zu großem Segen und Erquickung. Es liegt ein so starkes zusammenhaltendes Band darin. Wenn ich so einen Psalm lese, ist mir's ein lieber Gedanke, daß Du nun vielleicht in demselben Augenblicke denselben Psalm liest, schöpfest mit mir aus demselben Quell, und wenn auch räumlich von Dir getrennt, fühle ich mich Dir doch so nahe und im Geist verbunden. In England herrscht die schöne Sitte, daß nach den im Common Prayer Book vorgeschriebenen Abteilungen in allen

Digitized by Google

Häusern täglich dieselben Abschnitte gelesen werden. Das ist eine vortreffliche Einrichtung, die nicht bloß ein kräftiger Damm gegen Vernachlässigung des Schriftlesens ist, sondern auch die Gemeinschaft der Gemeinde, „die Gemeinde der Heiligen“ recht unmittelbar darstellt. Leider haben wir solches nicht, läßt sich auch schwer herstellen, da es eingewurzelte Sitte sein muß, nicht etwas neu gemachtes. Aber in kleinem Kreise läßt es sich schaffen und bringt Segen. So denke ich halten wir's immer, bis wir einmal, so Gott will, im eigenen Hause uns zusammen erbauen.

— — „So recht zum Bewußtsein kommt mir jetzt erst, wie ich durch Deinen Besitz anders werde. Ich kann mir's selbst noch nicht recht zusammendenken, aber jedenfalls bin ich weit weicher, gefühlserregter, und bei allem, was ich tue, stehst Du in Gedanken daneben. Ich frage mich, was würde Marie dazu sagen? was würde die tun, sagen, denken? Ich fühl's so recht, daß ich nicht mehr allein, nicht mehr auf mich gestellt bin, daß ich auch neue Verantwortung übernommen habe, von der ich einmal Rechenschaft geben soll. O, daß ich doch recht treu darin wäre, Dich so recht hüten möchte, bewahren, fördern. Nun was meine Liebe kann, tut sie und soll sie tun. Du weißt ja, daß ich dich lieb habe, unendlich lieb. —

„Meine Predigt für Sonntag habe ich heute angefangen zu schreiben, ich hoffe sie noch etwas zu fördern, damit ich vom Freitag und Sonnabend Dir etwas mehr widmen kann. Zum Text habe ich Joh. 18, 37. 38 gewählt und denke über das ‚Demnach ein König‘ zu predigen. Es liegt ja im Palmsonntag eine wunderbare Mischung von Freude und Leid, Hosiannaruf und Königseinzug und doch wieder der Eingang zur stillen Charwoche. Das ist aber am Ende nur das Beisammensein der zwei Grundstimmungen alles Christenlebens, das einmal beides zusammen in sich hat, weil Christenfreude aus dem tiefsten Leide geboren ist und jederzeit auch Christenfreude bereit sein soll, in Leidestiefen hinabzusteigen. Nun, Palmsonntag sind wir ja, so der Herr will, schon wieder beisammen und feiern zusammen, leben dann auch zusammen in der heiligen stillen Woche, erbauen uns zusammen an seinem Kreuze. O, Marie, ich freue mich unendlich auf die Woche, gebe uns der Herr den reichen Segen, auch den Segen gemeinsamer Erbauung, daß wir da erst recht die Innigkeit unseres Einsseins empfinden mögen.

— — „Blicke ich nun auf die durchlebten Tage der Trennung zurück, so sind sie mir allerdings recht lang geworden, gerade wie Du schreibst, weit länger fast als die ganze Zeit unserer Verlobung, oft ist mir's auch schwer geworden, Dich zu missen — aber sonst, denke

Digitized by Google

ich, ist uns doch Beiden die Trennung recht von Segen gewesen, mir wenigstens war sie's. Ich habe so recht leibhaftig und handgreiflich empfunden, wie viel ich an Dir habe, bin so recht inne geworden, wie lieb ich Dich habe und wie tief Du schon in mein Leben Dich hineingewebt. Das rechne ich als einen hohen Gewinnst. Habe ich nun zugleich eine Pflicht erfüllt, die ich Eltern und Geschwistern zu erfüllen schuldig war, habe auch die Freude gehabt (und so tief Du in meinem Herzen lebst und mir über alles jetzt bist, so war's ja doch auch eine Freude), das Elternhaus wieder zu besuchen, so kann ich wohl sagen, mich reut's nicht, daß ich festgehalten habe und gegangen bin und habe manchen Gedanken, der sich in mir regte und mich zum Bleiben verführen wollte, niedergeschlagen. Nun kommt ja zu dem allem noch die schönste Freude hinzu, die des Wiedersehens, und dann können wir länger zusammenbleiben und ich kann das Zusammensein genießen, ohne immer mir Vorwürfe machen zu müssen, eine Kindespflicht versäumt zu haben. So blicke ich denn bei allem Trennungsschmerz, der jetzt ja überwunden ist, mit Freuden auf die durchlebten Tage der Trennung und danke auch da meinem Gott für seine Güte, mit der er mich geleitet, mit der er mich hier erfreut, da er mich die Meinen in Wohlsein finden ließ. Nun gebe er mir eine fröhliche Rückkehr und beschütze mich auf dem Wege. Bitte du ihn auch darum, liebe Marie.

— „Diese Nacht ist nun die letzte im elterlichen Hause, wer weiß, auf wie lange die letzte? Ich weiß, liebe, liebe Marie, Du siehst darin keine Verringerung meiner Liebe zu Dir, wenn mir's nicht schwer, nein! aber seltsam zu Mute ist, da ich nun wieder vom Elternhause Abschied nehme. Ich fühle freilich immer mehr, wie ich von hier mich loslöse, oder eigentlich schon losgelöst habe. Und so muß es ja sein, ich erfahre die Wahrheit des Spruches: Der Mann soll Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen! Aber wenn ich's so fühle, wie mich alle lieb haben, alle an mir hangen — dann kann mir auch seltsam zu Mute werden. Am sonderbarsten ist es mir jetzt, mit Trauer werde ich entlassen, und mein Herz weiß doch von keiner Trauer, ich gehe mit Freuden; denn es geht ja zu Dir!"

Im Herbste desselben Jahres kam er nochmals in sein Elternhaus zurück. Er hatte zu seiner Erholung eine Rheinreise geplant, die er mit dem Besuche des Kirchentages in Frankfurt verbinden wollte. Kaum war er in Osnabrück eingetroffen, als eine Deputation aus Bramsche erschien, um ihn zu bitten, die dortige Predigerstelle anzunehmen. Die Sache war schon früher an ihn herangetreten, ohne daß er sie ernst genommen hätte. Auch jetzt schien sie ihm wenig

Digitized by Google

aussichtsvoll. Das Osnabrücker Konsistorium hatte bereits den Kandidaten Lasius für diese Pfarre in Aussicht genommen. Doch wies er sie nicht ohne weiteres zurück, sondern wollte mit den Konsistorialräten selbst einmal sprechen. „Ich lege," schreibt er, „es ganz in meines Herrn Hand, wo der mich gebrauchen kann und will, da will ich hingehen, sei's an einer Universität, sei's auf einer Landpfarre. Wie Er will, so mag's geschehen." Es bot sich ihm hier die heiß ersehnte Möglichkeit, einen eigenen Hausstand gründen zu können, die er um so lieber ergriffen hätte, als der Überfluß an Kandidaten damals groß war und die Aussicht auf eine ordentliche Professur noch in weiter Ferne lag. Aber nach einer Besprechung mit dem Konsistorialrat Kranold lehnte er die Bitte der Bramscher Gemeinde ab. „Das Konsistorium, dem diese erste Besetzung schwerlich streitig gemacht werden konnte, hat bereits entschieden und einen hiesigen Kandidaten, Hilfsprediger Lasius, für Bramsche bestimmt. Als es aber von dem allerdings bei dem ganz verkommenen Zustande der Gemeinde unerwarteten Wunsche hörte, mich zu haben, hat es beschlossen, von seiner Entscheidung abzugehen und, falls ich zusagte, mir die Stelle zu geben, um mich so wieder hier zu fesseln. So lag auf einmal die Sache in meiner Hand. Sag ich ja, so bin ich Pastor in Bramsche. Allein nach ruhiger Überlegung bin ich entschlossen, nein zu sagen. Ich gehe gern ins praktische Amt, Du weißt, mein Herz zieht mich hin; allein ich muß glauben, daß dieses nicht der rechte Weg sein kann. Mein Herr hat mich in meiner akademischen Laufbahn bisher so wunderbar geleitet, daß ich nur auf bestimmte Weisung, wo sich mir eine in aller Weise mir bestimmte Stellung öffnet, glaube gehen zu dürfen. Nun hat das Konsistorium eigentlich entschieden; es muß einen Schritt aufheben, den es getan, es muß einem Manne (dem bisher bestimmten Kandidaten Lasius) Unrecht tun (denn ein Unrecht ist und bleibt das) und dazu kann und will ich das Konsistorium nicht veranlassen. Ich stehe so, daß ich mit meinem eigenen Herzen nicht hin weiß. Es zieht mich rechts und links, ins Amt und zur Akademie, eine innere Entscheidung finde ich nicht. Um so mehr muß ich nach äußeren suchen, und eine solche scheint mir darin zu liegen, daß das Konsistorium entschieden hat; daß ich das Konsistorium veranlassen müßte, einem Manne Unrecht zu tun. Das halte ich nicht für den rechten Weg. Soll ich ins Amt, so wird der Herr der Kirche mir andere Wege weisen. — Gott gebe seinen Segen zu der Entscheidung. — Sei ganz ruhig, liebe Marie. Ich hoffe, Du stimmst mir bei und wie Du gern mit Deinem Gerhard in einen Flecken Westfalens gezogen wärest als einfache Pfarrfrau, so wirst Du auch geduldig

Digitized by Google

warten, bis unser Gott uns eine andere Stelle anweist und ich Dich als meine liebe Frau heimführe." — Auch Buer wollte ihn haben, aber die Stelle war zu hoch dotiert, als daß das Konsistorium darauf eingehen konnte. Später kam noch einmal aus Schledehausen ein Bauer zum alten Uhlhorn mit der Anfrage, ob sein Sohn nicht ihr Pastor werden wolle. Er hätte schon 50 Unterschriften für eine Bittschrift an das Konsistorium gesammelt. Diesmal scheint Uhlhorn die Sache nicht mehr ins Auge gefaßt zu haben. Versuche, die das Konsistorium dann machte, ihn an den Osnabrücker Bezirk zu fesseln, führten zu keinem Ergebnis.

Es mögen hier noch einige andere bemerkenswerte Stellen aus den Briefen folgen. Seine Braut hatte an einen Nachmittag erinnert, wo sie vor der Verlobung einmal zusammengetroffen waren. Das damalige Zusammensein hatte das junge Paar in den Mund der Leute gebracht. „Nun," schreibt er jetzt, „es hat uns ja nach Gottes Rat nicht geschadet, daß wir auch durch solch Gerüchte gehen mußten, vielleicht nur noch enger zusammengebracht. O, liebe Marie, wenn ich daran denke, so muß ich jedesmal still unsers lieben Gottes und Vaters Führung bewundern, der uns also zusammengefügt, alle Gefahr abgewendet, alle Hindernisse weggeräumt und am Ende uns einander geschenkt. Laß uns ihm denn recht dankbar sein. Wenn er's nach seiner Weisheit über kurz oder lang bescheren sollte, daß wir ein Haus uns gründen, eine neue Heimat, da wollen wir den Herrn, unsern lieben Heiland, mit hineinladen, daß er da einkehre wie in Bethanien bei Martha und Maria, wovon ich Sonntag predigen soll, daß er's uns bescheere, daß es eine Hütte Gottes sei bei den Menschen. Sieh, liebe Marie, das ist doch am Ende der Punkt, wo wir am tiefsten eins sein müssen und ja gottlob! (ich kann's nicht aussagen, wie mich das glücklich macht) eins sind, daß wir Einen Herrn und Heiland haben, haben uns dem zu eigen ergeben als die Seinen. Alles andere kann auf die Dauer nicht festhalten, weil's auf vergänglichem Grunde ruht. Das Eine hält fest in Zeit und Ewigkeit. Wo unsere Liebe nicht eine Weihe hätte aus seiner Liebe, — da wär's doch eitel und Schein. Aber Ihm sei Dank, in Schwachheit dürfen wir's ja bekennen, daß ihr die Weihe nicht fehlt. Ob wir's beide ihm, dem lieben sanften Herrn, oft wohl sauer machen mit unserm Eigenwillen und unserer Sünde, so hat er uns doch; ja wenn's manchmal auch ist, als hätten wir ihn nicht, wenigstens nicht für den Augenblick, so hat er uns doch allezeit in Händen und was Er hat, das läßt er nicht: ‚Ich habe deren keins verloren, die Du mir gegeben hast,' spricht er. Nun, so wollen wir uns Ihm ganz ver-

Digitized by Google

trauen. ‚Er wird's wohl machen!' Sein Name sei in allen Stücken hochgelobet."

In einem andern Briefe kommt er noch einmal auf die Sorge seiner Braut zurück, ob sie ihm auch genüge: „Sieh, Du mußt nicht so viel auf das Einzelne sehen, sondern mehr auf das Eine Ganze. Was wir im Einzelnen tun, ist ja alles so ganz und gar unvollkommen und mangelhaft, aber sobald wir das nur halten: ‚aus Gnaden,' so müssen wir zufrieden sein. Es ist ein köstliches aber auch ernst mahnend Wort, das ‚Laß dir an meiner Gnade genügen'. Dieses sich genügen lassen ist am Ende die höchste Kunst, die allein Frieden gibt. Ist schon in irdischen Dingen die Genügsamkeit die höchste Kunst, viel mehr noch in geistigen und himmlischen Dingen. Was Er gibt, das ist genug, nicht bloß was er gibt an Gnade, Freude und Frieden, sondern auch was Er gibt an guten, ihm wohlgefälligen Werken, an Tugend und Kraft. Genügen lassen, das ist alles. Wir müssen auch in diesem Stücke ganz ganz klein werden, abnehmen, aufhören — Er, unser Herr, muß wachsen und alles werden. Erst wenn wir es verstehen, uns auch in dem Stück ganz Ihm zu überlassen, erst dann haben wir in ihm Frieden.

„Sieh, liebe Marie, Du kannst ja denken, daß mir's oft nicht anders ergeht. Dein ganzer Lebensberuf geht nun darin auf, meine Marie zu sein, und wie Dir's ergeht, daß Du oft bange wirst, ob Du dem auch genügen könntest, so bin ich oft bange, wie ich meinem hohen Berufe genügen könnte. Wie oft hat mich nicht der Gedanke gequält und quält mich zu Zeiten noch viel — wie weit voneinander absteht, was ich sein und leisten sollte und was ich leiste. Die ungeheure Aufgabe und die kleine Kraft. Ruhe finde ich nur in dem Gedanken: ‚Laß dir an meiner Gnade genügen.' Es ist ja des Herrn Sache und sein Wille, wie viel er geben will an Kraft und Gnade, an Arbeitskraft und Arbeitssegen — nun so tue Er, was Er will. Er weiß es am besten. Ist's viel, so will ich mich nicht überheben, ist's wenig, so will ich mich nicht grämen. Nicht auf die Zahl der Pfunde kommt's an, sondern auf die Treue, mit der man haushält. Es wird mancher in seinem Reiche hoch einst stehen, der hier als unbedeutend, schwach, gar nicht beachtet ist, und manch einer, den sie hier hoch gefeiert, unten ankommen trotz all seiner Gaben und Geist und Kräfte."

Schwer wurde ihm immerhin die bisherige Aussichtslosigkeit, ins Amt zu kommen und damit seine Braut heimführen zu können. Auch andere Versuche, die er in diesem Jahre machte, scheiterten. Da war es schwer, geduldig zu bleiben, aber er tröstet seine Braut oft mit den schönen Worten:

Digitized by Google

‚Laß Dich nur nichts nicht dauern
Mit Trauern, Steh feste.
Was Gott beschleußt, das ist und heißt
Das Beste.‘

Oder wie er am 6. September 1854 aus Osnabrück schreibt: „Laß uns festen Mut fassen und geduldig warten. Du weißt ja, der Hüter Israels schläft und schlummert nicht und hält auch Dich und mich in seiner treuen Hut. Er wird meinen Ausgang und Eingang behüten jetzt und immerdar. Ich habe den schönen Psalm recht oft gelesen gestern und heute und mich recht daran erquickt. Es ist ja ein Pilgerlied. Ist's uns doch recht gut, einmal durch Scheiden von dem Liebsten zu merken, daß wir Pilgrime und Fremdlinge sind auf Erden; wir könnten's vergessen und vor der Heimat hier unten und dem, was sie uns lieb macht, die da oben vergessen. Also Gott, unserem treuen Gott, der uns in Christo und um seinetwillen lieb hat als seine Kinder, dem sei alles zu treuer Hut befohlen. Er wird's wohl machen. ‚Was mein Gott will, das g'scheh allzeit.‘“

Die Rheinreise bot ihm großen Genuß und viel Anregung. Mancherlei Bekanntschaften wurden unterwegs gemacht, so mit Gustav Jahn, dem Dichter des Hohenliedes, „ein herzlicher, einfacher Mensch, voll einfacher Frömmigkeit, gemütlich und mit etwas (durch den Tod seiner Frau, die vor sechs Wochen gestorben) wehmütiger Fröhlichkeit“. Weniger erfreulich waren ihm die deutschen Wirte, welche alles anglisieren oder französieren. „Französische und englische Schilder, französische Speisekarten und Weinkarten, französische Rechnung, französisch oder englisch redende Kellner; man glaubt am Ende gar nicht mehr in seinem lieben Deutschland zu sein. Es ist, als hätten die Fremden ein Stück und wahrhaftig ein schönes Stück davon gestohlen.“ Auch die Trennung von der Braut drückte ihn etwas nieder und ließ sein Herz nicht ganz zum vollen Genusse kommen. „Die Natur allein und eine so schöne wie hier am Rhein, vermag des Menschen Herz nicht auszufüllen. Es bleibt ein Rest, und nur wo der dazu kommt, ist der Genuß ganz und voll. Das Eine fehlt mir und deshalb ist aller Genuß nur halb.“

Deutz, 13. September: „Da sitze ich nun im Angesicht der heiligen Colonia mit ihren 100 Kirchen und ewigem Glockengebimmel. Ein Blick durch das offene Fenster bringt all die Herrlichkeit vor Augen. Vor mir die lange Schiffsbrücke mit ihrem Gewimmel von Wagen und Menschen, der prächtige Rhein mit seinen klaren, grünen Fluten voll Leben, die Dampfschiffe auf und ab und dahinter Köln selbst mit seinen schönen Kirchen, etwas rechts der Dom mit seinem Säulenwald,

Digitized by Google

der Krahn oben auf — o Marie, wie schön ist das. Nur eins fehlt, aber das eine ist viel, hätte ich Dich hier, dann wär's erst schön — so ist's nur halb und trotz aller Herrlichkeit sind meine Gedanken bei Dir.

„Heute morgen habe ich Köln besehen. Es ist schwer, den Eindruck zu beschreiben. Äußerst enge, krumme, finstere Straßen mit prachtvollen Läden und einem Menschengewühl, für das die Straßen zu eng sind; eine reiche, alte Stadt, die mehr den Eindruck des Mittelalters als der Neuzeit macht.

„Aber wie wunderbar ist der Dom, dieser Prachtbau. Der Eindruck ist unbeschreibbar trotz allem, was stört, dem Bauen, der elenden Umgebung, den zudringlichen Lohndienern, den Gerüsten, der einstweiligen Zwischenmauer, trotz alledem wahrhaft überwältigend. Steht man im Chor, so kann man kein anderes Gefühl haben, man muß mit hinauf. Die hohen Säulen, die gemalten Fenster, die kühnen Gewölbe ziehen hinauf, man mag wollen oder nicht. Sonst ist mir's widerlich fast Kirchen zu besehen, ich bin nie andächtig und fühle doch, man sollte, sind's auch römische Kirchen, nicht ohne Andacht hineingehen. — Hier muß man andächtig sein, trotz der Messe und römischen Kultus. —"

In Bonn wurde Professor Ritschl besucht. Er hatte diesen schon 1851 auf dem Elberfelder Kirchentage kennen gelernt, „eine seiner liebsten Erinnerungen" an diese Versammlung. Jetzt wurden die freundschaftlichen Beziehungen fester geknüpft, die dann bis zum Tode Ritschls trotz aller theologischen Meinungsverschiedenheiten treulich aufrecht erhalten wurden.*) Man machte gemeinsam eine Tour ins Siebengebirge.

„O Marie, welche wunderbare Schönheiten, der Drachenfels mit einer unvergleichlichen Aussicht — aber ohne Dich! Es gibt ein paar Verse von Byron, wo er diese Aussicht zeichnet und dann immer der Schluß: Es wäre doppelt schön mit Dir — das ist mein Gefühl gewesen ... Wir fuhren nach Plittersdorf mit dem Dampfboot, setzten dort nach Dollendorf über und gingen nun über die Abtei Heisterbach den ganzen Morgen im Siebengebirge umher, bis wir auf herrlichen Wald- und Felsenwegen auf dem Drachenfels anlangten und dort das herrliche Panorama überschauten von Köln bis über Remagen hinaus die Windungen des Rheins mit all ihren Schönheiten, die man sehen muß, nicht beschreiben kann ..."

*) Uhlhorns Besprechung der „Altkatholischen Kirche" von Ritschl hat nach dessen eigener Aussage einen bestimmenden Einfluß auf die Änderung seiner Anschauungen in der zweiten Auflage dieses Buches gehabt.

Digitized by Google

17. September. „Meinen letzten Brief schrieb ich aus Koblenz in etwas fast trüber Stimmung. Die änderte sich jedoch bald und gestern habe ich einen recht genußreichen Tag verlebt. Mit dem Dampfschiffe fuhr ich um 6 Uhr von Koblenz ab. Eben fielen die ersten Sonnenstrahlen auf die Höhen von Ehrenbreitstein, als wir durch die Schiffbrücke hinsausten. Anfangs etwas trüb klärte sich das Wetter zu dem schönsten, fast wolkenlosen, nur recht heißen Herbsttage. Stolzenfels lag bald sonnenbeglänzt vor uns, Lahnstein, Rheuse mit seinen historischen Erinnerungen, die prächtige Marxburg, die einzig noch erhaltene, noch bewohnte (außer den neugebauten wie Stolzenfels und Rheinstein) des Mittelalters, das niedliche Boppard kamen und gingen. Dann das schöne St. Goar, wohl der Mittelpunkt des ganzen prächtigen Rheins, so rings von Felsen und Weinbergen und Burgen umringt. Immer enger wird das Tal, die Felsen treten schroffer auf. Am Lurley erreicht die Schönheit wohl ihren Höhenpunkt. Die Jungfrau auf den Felshöhen ist mir nicht erschienen, aber ich habe da erst nachgefühlt, was die schöne Sage so ergreifend darstellt. Man sieht sich in einem großen Felsenkessel. Nach Norden schließt ihn St. Goarshausen mit den Ruinen der Burg Katz genannt darüber, dann ringsum schroff abfallende Felswände und drin wimmelte es gerade von Schiffen. Ein großer niederländischer Dampfer schleppte eine Reihe von Schiffen hinauf, außerdem eine Menge von Kähnen mit Segeln. Und das nun in der prächtigen Morgenbeleuchtung. Das hat mir neben Drachenfels und Rolandseck der schönste Punkt des Rheins geschienen."

In Frankfurt verlebte er einen einsamen Sonntag und hörte zwei Predigten halb und eine ganz. Seine Predigtreise schildert er der Braut in folgender Weise: „Ganz unbekannt mit den hiesigen Verhältnissen ging ich, eine Kirche aufzusuchen. Mein Weg führte mich zuerst auf den Roßmarkt. Da steht Goethes Standbild (von Schwanthaler) in Erz. Die hohe, imponierende Gestalt war noch wohl vom Geburtstage (wo wir an Deinem Geburtstage so glücklich waren) her bekränzt. Unten am Sockel sind Reliefs in Erz, sehr schön, besonders Hermann und Dorothea, Mignon, der Harfner und Wilhelm Meister. Vom Roßmarkt kam ich auf den Hirschgraben, wo Goethes Geburtshaus steht. Es ist doch eigentümlich, wie ein großer Mann solchen Stätten ein Gepräge aufdrückt. Es ward bei dem alten hohen Hause mit den vergitterten Fenstern, bei den Häusern gegenüber mit ihrem vergitterten Unterstock (wohl noch dasselbe, aus dem die Kinder die Töpfe hinauswarfen) der Anfang von Dichtung und Wahrheit recht wieder in meinen Gedanken lebendig.

Digitized by Google

„Vom Hirschgraben rechts abbiegend kam ich an die Weißfrauenkirche und beschloß, da ich noch singen hörte, hineinzugehen. Die Kirche war alt und dunkel, sehr leer, fast nur ein paar Frauen. Schon der Gesang fiel mir auf, so eine recht prosaische Reimerei aus dem vorigen Jahrhundert über die Kinderzucht. Ein alter Mann bestieg die Kanzel und begann eine Predigt, wie sie musterhafter rationalistisch nicht in irgend einem alten Predigermagazin steht. ‚Wer irgend, meine Andächtigen, die Menschheit mit Aufmerksamkeit ansieht, dem muß die Frage auftauchen, was wohl in der Zukunft aus ihr werden mag. Die Zukunft liegt in den Kindern ꝛc. ꝛc.‘ So wurde das Thema (NB. ehe es noch einen Text gab) abgeleitet: ‚Wie wir in den Kindern unsere Zukunft erkennen sollen‘ oder ähnlich. Glücklicherweise kam dann ein Gesangvers und während dieser gesungen wurde, stahl ich mich leise zur Tür hinaus.

„Nun lief ich wieder ein gut Stück in der Stadt umher, bis ich vor die Paulskirche (bekannt als Sitz des Parlaments) kam. Die Predigt hatte eben begonnen. In der Hoffnung, etwas mehr zu hören, ging ich hinein und hörte auch noch etwa Dreiviertel der Predigt. Aber da war ich aus dem Regen in die Traufe gekommen. Dort war es doch altehrlicher Rationalismus — hier im Grunde nichts Besseres, aber ästhetisch verkleidet, süß, feine Diktion, deklamatorischer Vortrag, theatermäßiger Tonfall, alles gesucht und gekünstelt. Und der Inhalt — ohne Ordnung, Wahrheit, das flachste, elendeste Zeug, das durch alles Studierte im Vortrage nur noch elender wurde.

„Weiter ging ich jetzt auf den Römerberg, dessen Anblick leider dadurch gestört wurde, daß er ganz mit Meßbuden überdeckt war. Da stand ich vor dem ehrwürdigen Gebäude, wo so mancher Kaiser gewählt ist, auf dem Platze, wo das Volksfest bei der Krönung gehalten wurde, dessen schöne Beschreibung Dir noch wohl aus Goethes Dichtung und Wahrheit erinnerlich ist. Mich durch die Buden hindurchwindend kam ich zur Nikolaikirche, einem kleinen niedlichen Bauwerk, fast zu zierlich mit hübschem gotischem Turm aus Gußeisen. Da hier die Kirche erst eben anging, trat ich wieder ein und hörte nun eine dritte Predigt ganz. Sie bezog sich auf den Kirchentag und handelte von der Gemeinschaft der Gläubigen, eben nicht tief, aber doch klar und herzlich. Die Darstellung durchsichtig, plan, vielleicht zu glatt, um fassen zu können, ohne Ecken und Haken, zu schulmäßig. Doch war es nach dem rationalistischen Genusse doch etwas.“

Da der Kirchentag nicht, wie er gedacht hatte, am Montag, sondern erst am Donnerstag der folgenden Woche begann, benutzte er die Zwischenzeit zu einem Besuche in Mannheim und Heidelberg.

Digitized by Google

In Mannheim traf er mit Ehrenfeuchter zusammen und lernte hier zwei Töchter von Jung Stilling kennen, Frau Hedaeus und Fräulein Jung, „eine ältliche stille Dame, Vorsteherin des Großherzoglichen Töchter-Erziehungs-Institutes in Mannheim. Man fühlt noch so etwas Stillings-Geist in den Damen, freundlich, sanft, ernst, milde und innig in allem. Man nahm mich äußerst freundlich auf, es war wie so ein Lichtschimmer inmitten meiner Gefühlsöde". Die Schönheit Heidelbergs ergriff ihn tief, das Schloß mit seiner „wehmütig majestätischen Ruine" und der Blick von der Brücke. „Das ist vielleicht der schönste Anblick, den ich auf der Reise gehabt. Die Sonne war noch am Untergehen und färbte alles mit rotem Schimmer, Schloß und Kirche; der Neckar floß leise rauschend hin — es ist eine ganz eigentümliche Poesie in dem Bilde. Ich war wirklich bewegt, aber mein Herz zog mich nach Dir. Ich hätte lachen und weinen mögen in einem Atem." In Heidelberg wurden einige Professoren aufgesucht, vor allem Richard Rothe. „Der Geheime Kircheurat Rothe ist eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten, die ich je sah — schon ältlich, geistvoll, freundlich im Blick, voll großartiger, wenn auch ganz eigentümlicher Gedanken. Unser Gespräch kam bald auf die kirchliche Gegenwart und Zukunft und Rothe machte mir einen Gedanken recht klar, der mir auch schon gekommen ist, wenn auch nicht so durchschlagend, daß der tiefste Schaden in der kirchlichen Gegenwart in der auf allen Seiten herrschenden Unwahrheit, Selbstbetrug und Betrug anderer liegt. Er zog den Spruch an vom „Kamelverschlucken" und „Mückenseigen", und den ganzen Tag habe ich daran denken müssen, welche Bußpredigt der Spruch hält. So ist es in der Tat jetzt. Über die schwierigsten Fragen hüpft man leichtfüßig hin und um die kleinsten zankt man und trennt sich. Und da möchte ich keine Partei ausnehmen, jede tut's. Mir ist auf dieser Reise bei den Leuten, die ich sah und sprach, recht aufgefallen, wie lose und immer mehr sich lösend die Parteistellung wird. Nicht bloß, daß man manche keiner Partei recht zuteilen kann, es gibt viele, die sich auch mit keiner recht verständigen können. So eine weitgreifende Unzufriedenheit und Unbefriedigtsein mit allem ist wohl lange nicht gewesen. Das ist aber immer Zeichen, daß man einem Umschwunge nahet, und da glaube ich jetzt auch ganz bestimmt: Gott, unser Herr, wird ja die rechten Männer geben in der rechten Zeit. Seine Gedanken sind nicht unsere, das sollen wir wohl merken, sondern hoch über unseren erhaben, höher als der Himmel über der Erde. Wenn seine Uhr die rechte Zeit zeigt, wird er schon die rechten Männer erwecken und seine Kirche zu einer neuen Stufe erheben, ob wir auch noch nicht sehen, welche das ist.

Digitized by Google

Für jetzt scheint mir in aller Weise die Hauptaufgabe, einzelne Seelen für den Herrn Jesum zu gewinnen, ihm zuzuführen in neuem Dienst und recht von Herzen mit ihm zu vereinen, vor allem aber selbst zu suchen, seine eigene Seele zu retten, wenn auch wie mitten aus dem Feuer. Es ist ja das eine mir immer so erfreuliche und liebe Betrachtung, daß wie auch immer das öffentliche, auch das kirchliche Leben sich gestalten mag, der Einzelne immer insoweit unabhängig davon ist, daß er sein Heil schaffen kann zu jeder Zeit. Wenn einmal die Stunde kommt, wo Er alle die Seinen um seinen Thron sammelt, da werden es Menschen sein aus allen Zeiten, und auch die schwärzesten und dunkelsten werden ihren Beitrag liefern zu denen, die in weißen Kleidern um den Thron des Lammes stehen."

Von dem Kirchentage selbst schreibt er leider so gut wie nichts. Nach einigen Andeutungen scheint ihm die Hauptsache dabei gewesen zu sein, daß er manche bedeutende Persönlichkeiten kennen lernte und einen Einblick in die kirchlichen Strömungen bekam. Im ganzen scheint er eine abwartende Stellung eingenommen zu haben. Der deutsch-evangelische Kirchentag war 1848 gegründet. Er wollte gegenüber der in der Revolution offenbar gewordenen Entchristlichung des deutschen Volkes einen Zusammenschluß aller gläubigen Elemente herbeiführen. Zugleich verfolgte er unter Einwirkung der politischen Strömung auf nationale Einheit die Absicht, eine deutsche Nationalkirche in Form eines Kirchenbundes herzustellen und die Union in eine bloße Konföderation umzugestalten. Man wollte nicht die konfessionellen Kirchen beseitigen, sondern nur alle auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse stehenden Kirchengemeinschaften, namentlich die lutherische, reformierte, unierte und Brüderkirche, vereinigen zur Förderung bestimmter gemeinsamer Interessen bei voller Wahrung der Selbständigkeit einer jeden Kirche. Nach dem ursprünglichen Plane sollte die Vereinigung nicht eine freie sein, sondern man hoffte mit Hilfe der Kirchenbehörden eine Vereinigung mit amtlichem Ansehen zu schaffen, also geradezu eine konföderierte deutsche Nationalkirche. Lücke und Ehrenfeuchter waren Freunde dieser Bestrebungen. Die Konföderation ist an der Mächtigkeit der preußischen Union gescheitert, die Nationalkirche wurde mit dem Scheitern der politischen Einigungspläne von selbst zu Grabe getragen. Die Kirchentage wurden nach *Hases* Wort „große Pastoralkonferenzen über kirchliche Tagesfragen mit weit vielseitigerem Inhalt und geistliche Aufführungen durch Berufung berühmter Prediger des Wortes", seit 1864 sind sie sichtbar zu Grunde gegangen. *Uhlhorn* nennt in seiner „*Liebestätigkeit*" das Gebilde des Kirchenbundes „phantastisch". Was Gesundes an den Vereinigungs-

Digitized by Google

plänen war, sah er in der Hauptsache erfüllt in der Eisenacher Konferenz der Kirchenregierungen, von der später noch die Rede sein wird. Die eigentliche Bedeutung der Kirchentage fand er aber neben der gegenseitigen Aussprache vor allem in der Förderung der Bestrebungen der Inneren Mission, „daß weite Kreise für die Arbeit der innern Mission erwärmt wurden und jetzt an allen Orten eine neue Tätigkeit begann".

Nach Göttingen zurückgekehrt nahm Uhlhorn mit dem Beginn des Wintersemesters seine Vorlesungen wieder auf und ebenso seine Predigttätigkeit in der Universitätskirche. Als das Konsistorium in Osnabrück ihm eine freilich geringe Pfarrstelle anbot, aber mit der bestimmten Zusage, ihn bald besserzustellen, legte er dieses dem Universitäts-Kuratorium vor, mit der Bitte in Erwägung zu ziehen, ob es ihm eine feste Stellung in Göttingen als Universitätsprediger geben könne, wie es der Wunsch Ehrenfeuchters war. Das Kuratorium war sofort bereit dazu und machte ihm sogar Aussicht, bald auch eine feste Stellung als Professor zu erhalten. Auf vielfach geäußerten Wunsch gab er ein kleines Bändchen Predigten heraus. In dem Schreiben an Syndikus Pagenstecher, dem er ein Exemplar übersandte, bemerkt er:

„Obwohl ich ihre Schwächen und Mängel mir nicht verhehle, kann ich doch nicht leugnen, daß es mir besondere Freude macht, Ihnen einmal etwas übersenden zu können, an dem Sie mehr Anteil nehmen können, als an meinen streng wissenschaftlichen Arbeiten und von dem ich weiß, daß es einer liebevollen und deshalb auch nachsichtigen Aufnahme gewiß ist. Sie sehen doch daraus, daß ich, so sehr ich's von ganzem Herzen treibe, in dem kritischen und gelehrten Kram nicht verkomme, sondern ein noch volleres Herz für die Kirche und kirchliches Leben behalte. Ohne die praktische Tätigkeit möchte ich nicht Theologe sein; und bliebe mir nur die Wahl, ganz praktischer oder ganz gelehrter Theolog zu werden, so würde ich keinen Augenblick schwanken.

„Die Predigten sind alle in hiesiger Universitätskirche gehalten. Die Aufnahme anderer hätte, ich meine, der Sammlung einen zu verschiedenartigen Charakter gegeben. Doch habe ich bei der Auswahl auch darauf gesehen, daß nicht solche aufgenommen sind, welche zu speziell auf die Verhältnisse der Universität Bezug nehmen, so daß die Sammlung auch unter des Herrn Segen einem weiteren, der Universität und ihrem Leben ferneren Kreise dienen kann."

Das kleine Bändchen enthält nach dem Urteil Schoeberleins Predigten, die sich auszeichnen durch „Einfachheit und Klarheit, gedankenreiche Entfaltung des Textinhalts und fesselnde Lebendigkeit".

Digitized by Google

Es ist darin schon die ganze Eigenart der Uhlhornschen Predigtweise zu finden, die hannoversche Schule, wie man wohl sagen darf. Diese Predigten zogen die Aufmerksamkeit auf ihn und wurden die Veranlassung zu seiner Berufung in die Hauptstadt des Landes. In dem zuletzt angezogenen Briefe an Dr. Pagenstecher hatte Uhlhorn sich recht zufrieden über seine akademische Tätigkeit geäußert und hinzugefügt: „Ob meine Stellung zur Universität bald eine Änderung erfährt, ist jetzt die mich manchmal beunruhigende Frage. Doch kann ich im Vertrauen mitteilen, daß ich in dieser Beziehung nicht ohne gegründete Hoffnungen bin, die jedoch immer noch durchkreuzt werden können. Doch das erwarte ich in vollem Vertrauen, zu dem ich ja, wenn ich bedenke, wie ich bisher geführt bin und mir so Vieles gegeben ist, was zu erreichen ich kaum je hoffen durfte, nicht berechtigt bloß, sondern verpflichtet bin."

Er wurde andere Wege geführt als er dachte und wünschte. Konsistorialrat Niemann und, wie es scheint, auch Meyer, der bekannte Kommentator, unterstützten aufs kräftigste seine Berufung nach Hannover. Beide standen in dem Streite zwischen der Orthodoxie und Göttingen entschieden auf der Seite der Fakultät. Niemann war Mitarbeiter an der „Vierteljahrsschrift" gewesen und hatte noch 1851 den Wunsch ausgesprochen, daß dieselbe „eine bestimmte dogmatische Farbe habend ohne eigentlich unionistische Tendenz gegen Petrinische und ähnliche Schroffheiten, Einseitigkeiten und Anmaßungen möglichst offen, schnell und bestimmt auftrete und dem Zeitblatt allezeit auf die Finger sehe, auch in geringen Dingen. Daß von der Union geschwiegen wird, halte ich für klug und für die wahre Union förderlich." Meyer aber schrieb: „Bei der reißend fortschreitenden Stockorthodoxie, wobei die jungen Männer in der Zeit, in welcher wir einst erst ordentlich anfingen, Studien zu machen, bereits von Anfang an fix und fertig sind, wird man bald genug den wissenschaftlichen Betrieb von Kritik und Exegese und Historie ohne Zahlung quittieren." — Um so nötiger sei die Arbeit der Göttinger. Beide wünschten darum dringend die Besetzung der Stelle an der Schloßkirche mit Uhlhorn. Am 10. Dezember hielt er eine Probepredigt in der Schloßkirche. „Ob gut oder schlecht," schreibt er der Braut, „das weiß ich nicht, ob für den König gut oder schlecht noch weniger. Ich habe das Gefühl, daß ich weder besonders gut noch besonders schlecht gepredigt habe, sondern mittelmäßig. Was ich mit der Predigt versprochen habe, kann ich mit Gottes Hilfe halten. Ich kann beinah sagen, es ist mir lieb, daß ich nicht besser gepredigt habe, denn dann hätte ich vielleicht mehr versprochen, als ich halten kann. Nach der Predigt kamen der Abt (Rupstein), Konsistorialrat

Digitized by Google

Leopold und Niemann zu mir und bedankten sich recht herzlich. Ihre Lobeserhebungen schreibe ich nicht, sie sind auch ziemlich gleichgültig. Auf den König kommt es an und von dem weiß ich noch nichts.

„Ich bin so ziemlich ruhig gewesen, ruhiger als manchmal in der Universitätskirche. Der König und die Königin haben mich nicht unruhig gemacht, obwohl sie mir ziemlich nahe saßen. — Gott sei Dank, daß das vorbei ist."

Es folgten noch einige Tage der Spannung. Wie Uhlhorn erfahren hatte, war der König seiner Berufung nicht sehr günstig gewesen, er hatte einen andern für die Stelle in Aussicht genommen, und nur auf einen Brief von Professor Ehrenfeuchter hin nachgegeben. Dazu hatte der Minister schon vierzehn Tage vorher Uhlhorn zum außerordentlichen Professor mit vierhundert Talern Gehalt ernennen wollen, wenn Niemann, der ihn gern nach Hannover wollte, nicht erreicht hätte, daß diese Ernennung erst noch hinausgeschoben würde, bis Uhlhorn in der Schloßkirche gepredigt hätte. Uhlhorn selbst wollte es nehmen, wie es gefügt wurde; er schrieb vor der Entscheidung völlig ruhig: „Will mich der Herr hier haben, so gehe ich, will er mich in Göttingen, so bleibe ich. Auch da ist ja für mich gesorgt, da ich Professor werde." Da aber die Predigt dem königlichen Paar gefallen hatte, erfolgte nun die Ernennung zum Hilfsprediger an der Schloßkirche und zum Hilfsarbeiter im Konsistorium. Mitten im Semester erließ der Dozent einen Anschlag am schwarzen Brett, wodurch er den Kommilitonen das Abbrechen seiner Vorlesungen ankündigte und zugleich sie ersuchte, das bereits bezahlte Honorar sich zurückgeben zu lassen. Es wurde ihm nicht leicht, das Geld wieder herauszuzahlen, aber weit schwerer und schmerzlicher war doch der Abschied von der Universität, der Anfang Januar 1855 erfolgte und ihm um so schwerer wurde, als seine Zuhörer in herzlicher Weise ihren Dank für das ihnen Gegebene und ihre Trauer über seinen Verlust bezeugten. Allgemein wurde in akademischen Kreisen erwartet, daß seine Stellung in Hannover nur vorübergehend sei und er bald zur Universität zurückkehren werde. Unter andern drückte ihm Julius Müller in Halle diese Hoffnung aus: „In einer Zeit, wo gesunde wissenschaftliche Forschung so teuer zu werden droht, wie in der jetzigen, ist es von großer Wichtigkeit, daß Männer wie Sie, die Gott durch Gaben und bisherigen Entwicklungsgang für die akademische Wirksamkeit so trefflich ausgerüstet, sich derselben ja nicht entziehen. Doch ist auch aus diesem Gesichtspunkte Ihr Weg nach Hannover ja gewiß nicht als ein Umweg anzusehen, da unsere Universitäten ja auch und vorzugsweise solcher Theologen bedürfen, die die Wirksamkeit in beiden Gebieten miteinander

Digitized by Google

zu vereinigen im stande sind." Ehrenfeuchter schrieb später einmal: „Erhalte und mehre Ihnen Gott frischen Mut für die neue, mit soviel größerer Verantwortlichkeit verknüpfte Weise Ihres Amtes und lasse unsere Kirche und die mit ihr unzertrennlich verbundene Theologie gerade auch aus Ihrer Mitwirkung recht gesegnete Folgen spüren! Auf Sie werden alle rechnen, denen das Zusammenwirken derer, die wirklich in demselben Glaubensgrunde geeinigt sind, am Herzen liegt, alle, die von der jetzt überall hervortretenden Spannung zwischen akademischer Theologie und Kirche schwer betroffen sind. Ihre ganze Lebensführung macht Ihnen Ihren Beruf sicher, in dieser ernsten und brennenden Frage, die man von ihren territorialen und persönlichen Zufälligkeiten ablösen muß, selbständig und selbstfähig durch Ihre ganze Wirksamkeit einzugreifen. Ohnedem kann ich, ebensowenig wie Sie es selbst tun, Sie von dem akademischen Beruf nicht für immer entbunden ansehen und zur rechten Zeit wird gewiß der rechte Wink und Ruf Gottes auch hiefür erschallen." Uhlhorn selbst war in der Tat der festen Meinung, „daß seine Übersiedelung nach Hannover nicht die Bedeutung eines definitiven Übergangs in die praktische Laufbahn haben werde". Darin sollte er sich allerdings täuschen; die akademische Laufbahn war mit der Berufung in die Hauptstadt des Landes abgeschlossen.

Digitized by Google

6. Kapitel.

Hannover. Ordination. Besuch bei Petri. Amtsführung. Hannoversche Prediger. Seine eigenen Predigten. Schwierigkeiten. Heirat. Spiegel und Sulze. Verbesserung der Gefängnisseelsorge. Theologische Entwickelung. Prüfungswesen. Hermannsburger Mission. 1855—1857.

In Hannover wartete seiner ein schwerer Anfang. Erst nach und nach hat Uhlhorn sich in dieser Stadt eingelebt, die seine dauernde Heimat bis zum Tode werden sollte. Die ersten Eindrücke waren wenig erfreulich. Über seine Vereidigung auf dem Konsistorium am 4. Januar 1855 berichtet er: „Wenn Herr Abt Lücke sagt, ich soll noch schauderhafte Dinge zu sehen bekommen, so habe ich heute schon eine Ahnung davon gehabt. Wie werden geistliche Dinge so ungeistlich getrieben! Als ich aufs Konsistorium kam, empfing mich der Pedell schon etwas untertänig, ganz anders als die zwei Kandidaten, die auch zur Beeidigung vorgeladen waren. Nach einigem Warten kam der Abt Rupstein und ersuchte uns, die symbolischen Bücher und die Kirchenordnung zu unterschreiben. Sage, schreibe, im Pedellenzimmer, im Beisein nur eines Pedellen wird das vorgenommen. Dabei bin ich fest überzeugt, daß die größere Menge gar nicht einmal gelesen hat, was sie unterschreibt. Die Schrift des Urbanus Regius: ‚Wie man fürsichtig reden soll' u. s. w. haben sicher die wenigsten auch nur angesehen. Die Unterschrift lautet ja doch nur darauf, daß man nach den Büchern lehren soll. — Dann folgte die Beeidigung, bei der nur der Abt und Sekretär Bödeker gegenwärtig waren. Den Huldigungseid brauchte ich nicht zu leisten, da ich den früher geleistet habe, dagegen den Simonie- und Diensteid. Die alte gedruckte Pfarrinstruktion vom Jahre 1800, die uns dann mitgegeben wurde, paßt auch besser für das 18. als das 19. Jahrhundert. Meine besondere Instruktion soll ich erst später erhalten."

Am Tage darauf erfolgte die Ordination in der Neustädter Hofkirche. „Ich mache mir selbst Vorwürfe," schreibt er, „daß ich in all der Unruhe wohl nicht immer heute so ernst gewesen bin, als

Digitized by Google

ich's an diesem wichtigen Tage hätte fein sollen. Allein ich denke, auf meine Gefühle kommt's ja nicht an, sondern auf Gottes darreichende Gnade. Es geht mir oft so, daß gerade in solchen wichtigen Augenblicken mein Gefühl kälter ist als sonst, vielleicht mir zur Warnung, daß ich nicht meinen soll, es bestehe das Wesen im Gefühl.

„Die Ordination vollzog Konsistorialrat Meyer. Er sprach über 1 Kor. 3, 11 einfach, kräftig, herzlicher als ich erwartet. Auf mich machte alles einen um so tieferen Eindruck, da es (ich sage nicht zufällig, sondern nach Gottes Fügung) derselbe Text ist, über den ich zum allererstenmal in meinem Leben, am 1. Januar 1847, gepredigt habe. Wie ich mir das Wort von dem einigen Grunde damals schon zum Grunde meines Predigtwirkens gelegt hatte, so wurde es mir heute wieder dargereicht, da ich nun in das Amt selbst eintreten soll. Helfe mir der Herr, der mich durch seine Gnade in aller Schwachheit auf diesem Grunde erbauet hat, helfe er mir auch auf dem Grunde bauen und nach der Kraft, die er giebt und reicht, auch andere darauf bauen. ‚Bei diesem Grunde will ich bleiben u. s. w.,' das sei von Herzen meine Antwort. — So bin ich denn im Amte, das die Versöhnung predigt. Ich kann nur sagen: Meinem Herrn sei Dank, der mir so Großes gegeben — und bitten, Er wolle Kraft geben, daß ich auf dem Grunde baue Gold, Silber, Edelsteine Ihm zur Ehre und mir zum Heile. Amen."

Die nächsten Tage wurden zur großen Visitenreise benutzt. Zunächst wurden die Minister aufgesucht, die ihm durchweg freundlich entgegenkamen, dann die hannoversche Geistlichkeit. Von Interesse sind die Bemerkungen über Petri und Bödeker: „Pastor Dr. Petri (Kreuzkirche), ein kleiner Mann, spitziges Aussehen, aber funkelnde Augen. Petri hat mir (obwohl ich etwas befangen war) wohl gefallen, weit besser als ich erwartete. Er war recht freundlich, Göttingen wurde nur im allgemeinen berührt, Ehrensuchters, was Du ihm gelegentlich sagen kannst, mit einer gewissen Freundlichkeit gedacht. Es ist mir aber doch sehr auffallend gewesen, mit welch eigentümlicher Art der Wissenschaft gedacht wurde, so als sei das ein ganz anderes, eigentlich (obwohl Petri das nicht gesagt hat, sondern nur fühlen ließ) untergeordnetes Gebiet, über das die Herren von der Praxis hoch erhaben sind, um das man sich eigentlich nicht viel zu kümmern habe. Die Erfahrung drängt sich mir jetzt schon auf, daß das ein das schwerste Unheil drohendes Zeichen ist, daß Wissenschaft und Praxis so auseinander liegen; es wäre mir das noch unendlich schwerer und trüber, wenn ich nicht hoffte, es ist für mich nicht nötig, das eine fallen zu lassen, um das andere zu haben." —

Digitized by Google

„Ob ich wie N. Petri für den bedeutendsten Mann im Lande halte; darauf ist schwer zu antworten. Hoffentlich ist das Land nicht so arm an Kräften, daß man so aussondern könnte und mit Fingern auf einen Mann als den bedeutendsten zeigen. Petri hat große, große Gaben; aber der Gaben sind mancherlei und keiner hat mehr als ein zugemessenes Maß, keiner ist, dem nicht auch vieles fehlte, was andern gegeben ist. Wäre ich Petri, ich würde mir's ernstlich verbitten, mir solche Beiworte zu geben, und darin eine Schmälerung der Ehre des Herrn der Kirche sehen, als ob er die Gaben so spärlich austeilte, daß man ihm nachrechnen könnte und sagen: ‚der hat nun das meiste empfangen.' Nein, Er ist reicher und gibt reicher. Der bedeutendste ist nicht, der am meisten hat, sondern der am meisten dient." — Senior Bödeker (Marktkirche), „leider mein Landsmann, — unangenehm freundlich, grob-höflich, zutraulich, — Rationalist reinsten Wassers — praktisch das Populäre forcierend — nicht mein Mann."

Die eigentliche Einführung ins Predigtamt fand am 21. Januar statt, d. h. er wurde nicht in feierlicher Weise eingeführt, sondern führte sich selbst bei der Gemeinde durch eine Predigt ein. Nach der Predigt ließ ihn der König rufen und sprach ihm, wie auch die Königin, in herzlichen Worten seine Freude aus, daß Uhlhorn jetzt ihr Prediger geworden sei. Mit herzlichen Worten bat der König, ihn zu dem einigen Herrn und Heiland hinzuweisen. Nachher wurden ihm auch die Kinder vorgestellt und er überhaupt so herzlich und gnädig behandelt, daß er eine große Freude daran hatte. Nach Hause zurückgekehrt, fand er Konsistorialrat Niemann vor, der ihn mit zu sich nahm und dort traf er zu seiner größten Überraschung seine Braut, die auf Niemanns Einladung herübergekommen war, um den Tag seiner Einführung mit zu feiern, „der so nach allen Seiten hin einer der reichsten und frohesten meines Lebens geworden war."

Mit großem Ernste trat er sein neues Amt an. Er predigte über das Sonntagsevangelium Matth. 8 vom Hauptmann zu Kapernaum. „Wähle ich einen freien Text, so muß ich eine eigentliche Antrittspredigt halten, und das ist mir immer etwas seltsam, man drängt sein Ich zu sehr vor. Ich denke vom Wesen des rechten Glaubens zu predigen und dann im Eingange und im Schluß auch auf meine Stellung zur Gemeinde Rücksicht zu nehmen in dem Satze etwa, wenn ich's kurz zusammenfassen soll: Ich glaube, darum rede ich und ich rede das Wort, damit ihr glaubt. Der Herr gebe Segen dazu. Ich fühle mich oft schwach dem hohen Amte gegenüber. Aber in dem Schwachen ist er ja stark; er liebt es, durch Schwache zu

Digitized by Google

wirken. So sei's ihm befohlen. — Daß ich noch ‚mit Furcht und Zittern' das große verantwortungsvolle Amt antrete, brauche ich nicht erst zu sagen. Es ist mir oft ein großer Trost, daß gerade für den Fall noch besondere Verheißungen in der Schrift stehen, daß wir auch vor Königen und Fürsten sollen von unserm Herrn, durch den auch sie allein selig werden können, Zeugnis ablegen. Daran halte ich mich und stelle mir immer vor Augen, daß es nicht gilt, das Wort zu verkünden mit hohen Worten und hoher Weisheit, sondern mit Beweisung des Geistes und der Kraft. Das gebe mir der Herr."

— „Heute," schreibt er später einmal, „habe ich das letzte Kapitel im Johannes gelesen, das ist ein rechtes Kapitel für einen Pastoren, das man auswendig wissen sollte oder vielmehr inwendig. Weide meine Schafe, das kann nur der hören, der auch sagen kann mit aller Schwachheit doch in Wahrheit, daß er den Herrn lieb hat. Wie's mit der Liebe bestellt ist, so ist's auch mit dem Amt bestellt. Ach, daß die Liebe noch gar so schwach ist. Wenn die einmal recht warm würde, dann würden auch die Predigten wärmer und zündender."

Eingehend berichtet er nun der Braut auch über die Amtshandlungen, die er zum erstenmal vollziehen darf, erst eine Beerdigung, wo er die Rede sich selbst nicht zu Danke machte. Erst am Palmsonntag hatte er Beichte und Kommunion zu halten. „Mir wird dieser Palmsonntag mein Leben lang denkwürdig bleiben als der erste Tag, da ich eigentliche pastorale Amtshandlungen vollzogen habe. Heute morgen hatte ich die Beichte zu halten für Konsistorialrat Niemann. Es waren sechs Personen. Ich legte Joh. 18, 37 zu Grunde: ‚So bist du dennoch ein König?' und suchte ihnen ans Herz zu legen, daß wir unserm Könige nicht immer gehorsam gewesen, daß wir ‚seine Stimme nicht gehört haben', um dadurch Buße und Glauben zu wecken. Ach, ich habe es wohl gefühlt, wie arm das Wort war, auf dem doch die große Verantwortlichkeit liegt. Die Zeit war auch so gar kurz zugemessen, sowohl die der Vorbereitung (ich hörte es erst gestern abend um 9 Uhr) als die der Beichthandlung selbst. Diese findet [eine gewiß nicht zu billigende Einrichtung*)] vor der Kirche

*) Bei anderer Gelegenheit schreibt er darüber: „Die Beichte am Morgen vor der Kommunion nimmt ihr vieles. Da kann man, was ich immer als die Hauptsache ansehen muß, nicht mehr die Leute vermahnen zu rechter Vorbereitung, die Zeit ist ja nicht mehr da. Daß bei dem heiligen Abendmahl selbst das Vaterunser und die Einsetzungsworte gesprochen werden, ist gegen die Kirchenordnung und nimmt viel von dem Feierlichen." Doch hofft er hier auf eine Änderung, die der erste Hofprediger, Leopold, einstweilen noch nicht wollte. Noch ärgerlicher schreibt er über Privat-

Digitized by Google

statt in der Sakristei und als ich noch im besten Reden war, hörte ich schon die Töne der Orgel, die Kirche ging an und ich mußte eilen, zum Schluß zu kommen. Nun, ich habe den Herrn recht gebeten, das arme Wort stark zu machen, hineinzulegen, was da fehlt. Er wird's ja nicht ungesegnet lassen. Nachher teilte ich auch das heilige Abendmahl mit aus. Es war mir eigentümlich ums Herz, als ich den Kelch anfaßte. Ich fühlte so etwas, als habe mich der Herr nun noch mehr, noch enger in seinen Dienst gezogen. Ach, daß er mich denn auch um so treuer machte, mich ihm ganz, ganz auf immer hinzugeben und all meine Kräfte in seinen Dienst zu stellen."

Am zweiten Ostertage vollzog er dann zum erstenmal eine Taufe. „So hab ich ja nun nach des Herrn Gnade in diesen Tagen beide heiligen Sakramente verwalten und mich recht als Pastor fühlen dürfen. Es war mir selbst recht erbaulich, wenn's nur den Zuhörern (es waren bloß zwei Patimen da) auch so gewesen ist. Mir war's ein schöner Schluß des Festes, in der letzten Stunde noch die Taufe zu verwalten, in die sich ja alle Gnaden und sonderlich diese Karfreitags- und Ostergnade zusammenschließt, in der ja das die Hauptsache ist — nach Röm. 6, 2 f., worüber ich besonders sprach in der Taufrede — daß das Kind soll in Christi Tod getauft, mit Christo sterben nach dem alten Menschen und mit Christo lebendig gemacht werden nach dem neuen Menschen."

Wir sind in der Zeit schon ein wenig vorausgeeilt und müssen erst noch auf die ersten Wochen zurückgehen. Der Wechsel zwischen Göttingen und Hannover war tief gegangen und nicht ohne Schmerz. Es kostete ihm viel Mühe sich einzuleben, und seine Briefe sind im ersten Jahre voll Klagen über die wenig befriedigende Stellung in Hannover. Er fühlte sich körperlich unbehaglich, geistig gedrückt und die Arbeit im Konsistorium behagte ihm durchaus nicht. „Heute," schreibt er am 10. Januar, „war ich in der ersten Konsistorialsitzung. Herrr! welche Langeweile. Von 9 Uhr bis 3¼ Uhr Sitzung. Immer auf demselben Stuhl sitzen; Dinge anhören, welche ich kaum halb verstand und von denen auch nicht ein Zehntel irgend an das Geistliche streifte. Das wird noch Geduld kosten, ehe ich mich eingewöhne." Immer aufs neue klagt er über die endlos langen, unbeschreiblich langweiligen Sitzungen. „Das ist so ein Halbarbeiten, Halbnichtstun, Halbschlafen, das furchtbar ermattet; lieber den ganzen Tag arbeiten recht ordentlich, als so halb, als so eine Sitzung." Besonders wider-

Kommunionen: „Gegen diese Winkel-Messen-Wirtschaft würde ich gewaltig zu Felde ziehen, wäre ich wirklicher Hofprediger. Das muß abgetan werden."

Digitized by Google

wärtig waren ihm die endlosen Kirchenbausachen und die „greulichen“ Ehescheidungssachen. Er selbst hatte die Provinzialsachen von Grubenhagen und Harz und die Konfirmandensachen zu bearbeiten. Damals mußten noch alle minderjährigen Kinder vom Konsistorium dispensiert werden. So hatte er Tag für Tag die Berichte zu lesen, die ihm einen traurigen Einblick in Armut und Elend eröffneten, und geistlos mechanische Schreiberarbeit zu verrichten. An einem Tage fertigte er z. B. die Dispensation für 146 Kinder aus. An einem andern sogar 430.

Bedrückend war ihm auch, daß gleich zu Anfang eine Personalveränderung im Konsistorium vorgenommen wurde, die seine Aussichten auf Weiterbeförderung sehr fraglich machten. Zudem gefielen ihm die kirchlichen Zustände und das Verhältnis der Kirche zum Staate durchaus nicht. „Du kannst Dir überhaupt nicht denken, wie kläglich es eigentlich hier um die Leitung der Kirche aussieht. Man sollte weinen, wenn man's ansieht. Ein Mangel an Verständnis, der alle Begriffe übersteigt, und da man dabei unzweifelhaft guten Willen hat, so kommt's nur darauf an, wem es gelingt, sich Einfluß zu verschaffen. Die eigentlich leiten sollten, die werden von außen hin und her geschoben und gestoßen. Inneres selbsteigenes Verständnis ist gar nicht vorhanden. Dabei wird nun alles in die Politik hineingezogen, die ritterschaftliche Frage ist jetzt auch auf kirchlichem Gebiete das Bestimmende. Das ist das unsägliche Elend dieser Verbindung von Kirche und Staat, daß nun die Kirche Magd wird, daß sie in jedes Schwanken der Regierung, in jeden Irrweg, den die Politik einschlägt, mit hineingezogen wird.“ Dazu kam, daß man äußerst vorsichtig, ja zaghaft im Konsistorium war, allen Neuerungen gegenüber fast ängstlich. Als in verschiedenen Gemeinden die Fastengottesdienste auf den Abend verlegt werden sollten, hatten die älteren Mitglieder des Kollegiums tausend Bedenken und nur probeweise, mit allerhand Bedingungen verklausuliert, wurde hie und da die Genehmigung erteilt.

Von wesentlicher Bedeutung wurde für ihn, daß er dem Abt Rupstein zur Hilfe beigegeben wurde. Hier hat er eigentlich seine Schule für das Kirchenregiment durchgemacht, auch hier, wie überall, selbständig prüfend und lernend. Uhlhorn hat ihm ein schönes Denkmal in der Gedächtnispredigt 1876 gesetzt, sein eigenes Ideal eines Kirchenregimentsmannes damit zeichnend: „Mit seinem scharfen Verstande, seiner raschen Fassungskraft, seinem klaren Blick für Verhältnisse und Persönlichkeiten, mit der großen Gewandtheit in Lösung auch verwickelter Aufgaben und der Besonnenheit und Ruhe, die in schwierigen Lagen Mittel und Wege zu finden weiß, war er so recht

Digitized by Google

für das Regiment der Kirche geschickt, in hohem Maße mit der Gabe ausgerüstet, die St. Paulus die Gabe des Regierens nennt. Dabei war er aber doch kein kalter Verstandesmensch, der eben nur mit dem Verstande arbeitet, sondern alle, die ihm näher gestanden haben, werden auch erkannt haben, welch tiefes Gemüt in ihm lebte und welch reiches Herz er hatte, und selbst die ihm ferner Stehenden empfanden etwas davon in der Freundlichkeit und Dienstgefälligkeit, mit der er jedem begegnete. — Es gehörte so recht zu den Grundzügen seines Wesens, daß er in alles, auch in alles Neue leicht einging und mit der fortschreitenden Zeit auch selbst fortschritt, sich selbst immer mehr vertiefend in das neu erwachte frische Glaubensleben der Kirche, der er so recht lebendig und von Herzen angehörte. Er hat das Schifflein der Kirche durch Klippen zur Linken und Klippen zur Rechten hindurchgesteuert." Uhlhorn hat mehr die Lichtseiten des Abtes gezeichnet. Um ein richtiges Bild von ihm zu gewinnen, darf man nicht vergessen, daß er oft zögernd war und klaren Entscheidungen gern aus dem Wege ging. Man wußte nicht immer, was er wollte. Die oft unentschiedene Milde Rupsteins wurde auf das Beste durch Niemanns feste Willenskraft ergänzt, der neben ihm den größten Einfluß hatte und entschieden mehr Bedeutung für die Entwickelung der Kirche gewann. Ihm lag am Herzen, das durch den Rationalismus Zerstörte wieder zu bauen, so ist er es auch wohl gewesen, der 1853 den Antrieb zur Wiederherstellung der Kirchenvisitationen gegeben hat und den offiziellen Abdruck der Kalenberger und Lüneburger Kirchenordnung in demselben Jahre veranlaßte. Eigentlich hatte Petri sie neu drucken lassen wollen. Als ihm aber auf seine Anfrage beim Konsistorium geantwortet wurde, daß dieses selbst sie neu herausgeben wolle, begnügte sich Petri damit, eine Agende der hannoverschen Kirchenordnungen mit historischer Einleitung, liturgischer Erläuterung und ergänzenden Zugaben zu geben.

Noch weniger erfreulich als die Konsistorialarbeiten gestaltete sich der Wirkungskreis als Schloßprediger. Er hatte gehofft, doch wenigstens jeden dritten Sonntag zu predigen, aber es wurde ihm bloß jeder fünfte Sonntag zugebilligt, und dabei wurden die Festtage noch den beiden Hofpredigern Leopold und Niemann vorbehalten. Das war eine bittere Enttäuschung für den arbeitsfreudigen Mann, der in Göttingen schon so oft und gern gepredigt hatte. Als er zum ersten Male hört, daß derartiges vorgesehen sei, schreibt er: „Nun ich will alles getrost hinnehmen und still und mir nicht durch vorzeitiges Murren und Unzufriedenheit das große Vertrauen verderben, mit dem man mir entgegenkommt. Es muß mir ja selbst lieb sein, wenn sich

Digitized by Google

mein Wirkungskreis erst allmählich erweitert. Am wenigsten soll mich das beunruhigen, daß einzelne meiner Göttinger Freunde wohl sagen möchten, die Stelle sei meiner nicht würdig. Ich fühle es selbst zu wohl, daß ich nicht würdig bin, meinem Herrn zu dienen, und will in Seiner Kraft und mit Seinem gnadenreichen Beistande lieber streben, durch Treue im Kleinen mich eines größeren Amtes würdig zu machen. Ich bin bei allem vollkommen ruhig und zufrieden; ich weiß gewiß, Gott der Herr hat mich hierhergeführt, nicht ich; Er wird für alles sorgen." — „Es ist ein köstlich Ding um die Gewißheit des Berufes und der Berufung, und die hat Seine Gnade mir gegeben."

Er arbeitete wirklich mit großer Treue an seinen Predigten. In der Regel schrieb er sie zweimal, sei es um sie noch besser zu gestalten, sei es weil sie seinen Ansprüchen nicht genügten, wie er noch bis ins Alter hinein jede Predigt, wenn es irgend möglich war, schriftlich ausarbeitete und wörtlich auswendig lernte. Ihn quälte oft der Gedanke, ob er auch in rechter Weise predige, ob er mit seinen Gaben für die wichtige Stelle ausreiche. „Das ist mir immer so schmerzlich," schreibt er einmal, „daß zwischen dem Bild der Predigt, wie es zuerst, wenn ich mich in den Text hineindenke und die ersten Grundzüge fasse, vor mir auftaucht und dem was die Predigt ist, wenn sie ausgearbeitet vor mir liegt, immer ein so unendlicher Abstand ist, daß ich sie kaum wieder erkenne. Was ich sagen möchte, kann ich oft nicht sagen; was dunkel und unbestimmt oft das Herz bewegt, will sich so wenig in Worte kleiden. Das werde ich wohl besonders auch bei den Passionspredigten erfahren müssen, auf die ich mich sonst innig freue. Ach, ich möchte des Herrn Kreuz so recht lebendig der Gemeinde vorführen und sie so recht herzlich und dringend dazu laden; aber das fühle ich recht, wie wenig ich selbst noch vom Kreuz verstehe und wie viel ich mich immer davon entferne, statt daß all unsere Gedanken sich da sammeln sollten und unsere Liebe immer sich an dieser Wunderliebe entzünde. O, laß uns nur recht um Passionsgedanken und Passionserkenntnis, um recht reichen Passionssegen auch für einander bitten."

„Die Predigt ist fertig und schon fast ganz memoriert; es geht damit wie mit jeder; sie scheint mir mißraten und nur eine ganz elende Dolmetschung der großen Geschichte von der Versuchung Christi. Nun, der Herr kann sie doch vielleicht kräftig machen zu etlicher Seelen Heil — er tue damit, was ihm wohlgefällt." „Die Predigt gefällt mir garnicht und ich muß recht viel darum bitten, daß der Herr selbst ihr Eingang schaffe in die Herzen, sonst ist's nichts mit ihr. Es geht mir ja freilich immer so und höchst selten habe ich einmal ein gewisses Gefühl der Befriedigung. Bei meiner großen Neigung zur Eitelkeit

Digitized by Google

ist das wohl eine recht gute Zucht für mich und zuletzt komme ich immer darauf zurück, daß der Predigt Segen nicht in unsern Händen liegt, sondern in des Herrn Händen, und der kann (wenn wir nur treu arbeiten) ebensoviel Segen auf das schwache, als auf das nach menschlichem Urteil starke und vollkommene Wort legen. Bin ich gerade hier den Gefahren des eitlen Predigens besonders ausgesetzt, so will ich's als eine dankbare Zucht Gottes hinnehmen, wenn er mir's nicht gibt, immer so zu predigen, wie ich's wohl möchte."

Höchst zuwider war es ihm, wenn er — besonders in der Hofgesellschaft — Schmeicheleien über seine Predigten zu hören bekam, selbst über Beichtreden, was ihm besonders peinlich und unangenehm war. Er selbst suchte auch noch von den andern Pastoren zu lernen, wenn er an ihnen auch wohl Kritik übte. Aber das sei auch für einen Pastoren doppelt schwer, meinte er, in der Kirche wie ein schlichtes Gemeindeglied zu sitzen und die Predigt unbefangen in sich aufzunehmen, man würde wider Willen kritisch. Und doch sollte man mit Ernst dagegen ankämpfen, um sich nicht den Segen der Predigt selbst zu verderben. Von Leopold, der unklar und unbedeutend predigte, hatte er nichts; anders stand es mit Niemann, der einer der gedankenreichsten und glänzendsten Prediger der lutherischen Kirche ist. Uhlhorn berichtet darüber: „Niemann predigte. Der Inhalt der Predigt, welche das Evangelium von der Hochzeit zu Kana auf den christlichen Hausstand anwendete, war unleugbar echt christlich und erbaulich; die Predigt gut angelegt, reich an treffenden Gedanken, schriftgemein, eindringlich — und doch sie war zu schön, zu sehr der Einfalt mangelnd, zu viel mit hohen Worten. Einzelne Schilderungen waren meisterhaft schön, z. B. als er schilderte, wie in jedem Hause Mangel einreißt, hier so, dort anders — aber diese Schilderungen waren so schön, daß man nur genießen, nicht auf sich wirken lassen konnte, daß das Wort zu glatt seine Haken und Spitzen und Schärfen verlor und nicht haftete. Dabei dann die Kunst der Rede, die künstliche Aussprache, die zu sehr von der des gewöhnlichens Lebens abwich (z. B. schtehen, statt wie er im gewöhnlichen Leben norddeutsch sagt stehen), der künstliche Tonfall, das gefällt mir nicht. Ich habe nicht recht andächtig zuhören, mich nicht recht erbauen können. Eine Predigt, die als Kunstwerk vorwiegend auftritt und solche Prätensionen schon durch ihre ganze Art macht, fordert unbedingt die Kritik heraus und in deren dürrem Hauch drohen die rechten Lebenswasser zu vertrocknen. Nur das einfältig schlichte Wort kann mit Gewalt das Herz fesseln; das Wort, dem man anfühlt, es ist dem Prediger nicht darum zu tun, daß ich seine Predigt schön finde und genieße, sondern daß

Digitized by Google

ich glaube und selig werde, das Wort, dem man, ich möchte sagen, die Angst des Predigenden um das Seelenheil der Hörer anmerkt. Ich weiß wohl, ich neige selbst etwas zu dem schön predigen; ich habe mir auch selbst im Stillen eine ernstliche Strafpredigt deshalb gehalten und mich selbst vor solcher Kunst gewarnt. Die Gefahr ist hier groß, man scheint das in vielen Kreisen gern zu haben, meine Gaben, das fühle ich, neigen dahin, ich könnte so etwas vielleicht auch — Gott bewahre mich in Gnaden vor dem Wollen und scheuche mich selber zurück, wenn ich dahin neigen sollte. Ich denke, ich will mir nur immer vorhalten, um was es sich handelt; daß es sich handelt Seelen zum Herrn zu führen, und der ist der beste Prediger, der die meisten für den Herrn gewinnt. Möchte ich doch so recht einfältig werden, wie der Herr sich seine Prediger sucht, mitten in dem bunten Flitter des Hoflebens das einfältige Wort vom Kreuz predigen, das eine Torheit ist und Ärgernis, uns aber, die wir selig werden, eine Gotteskraft. Das ist um was ich alle Tage bitte: Einfalt." Ein andermal hebt er auch wieder Niemanns „gewaltige" Predigtweise hervor, als er über eine großartige Predigt zur Feier des königlichen Geburtsfestes berichtet. „Nur überall zu viel Schmuck und ich fürchte, mancher Zuhörer bleibt bei dem Schmuckkasten und nimmt die Kleinodien nicht, die darin liegen." Besonders gefiel ihm die feine Art Niemanns, der in dieser Predigt (am Sonntag gehalten) auf den Allerhöchsten Geburtstag gar nicht Rücksicht nahm, sondern nur einfach der Predigt ein tiefes und herzliches Gebet für den König anreihte.

Über andere Prediger Hannovers schreibt er wenig. Daß er Petri gehört habe, findet sich nirgends erwähnt, seine gedruckten Predigten besaß er und hat sie oft studiert. Bemerkenswert ist das Urteil über einen andern Pastoren in Hannover, der auch zu den Petrinern gehört: „Dieses etwas unsichere Hin- und Hergreifen ohne festen Bau, noch mehr ohne rechte Gliederung der Predigt, diese Art aus jedem Textwort statt es selbst wirken zu lassen, nur einen Haken zu machen, an dem allerlei oft recht treffliche, tief ergreifende und wahrhaft erbauliche Sachen aufgehängt werden, aber oft auch vom Zaun gebrochen, wie man zu sagen pflegt, das ist nichts für mich. Ich glaube nicht, daß er mich anziehen könnte. Sehr gewundert hat mich's, daß ein Mann, der so stark als Anhänger der streng konfessionellen lutherischen Richtung auftritt, so unlutherisch (ich meine mehr der Art und Form als dem Inhalt nach) predigt. Es gehört das zu der Klasse der Widersprüche, denen man da oft begegnet und die sich überhaupt in den Einen großen Widerspruch zusammenschließen läßt, daß viele dieser stark Lutherischen durchaus unlutherisch und

Digitized by Google

pseudolutherisch sind. Sonst ist's gewiß N. N. hoher Ernst, die Seelen dem Herrn zu gewinnen, das will ich bei dem allem nicht verkannt haben."

Über Uhlhorns eigene Predigttätigkeit wird später noch ausführlicher zu reden sein, hier sei nur die Erinnerung Anderer an jene erste Zeit in Hannover wiedergegeben. „Es war etwas durchaus Neues mit dem kleinen, schlichten Manne in die Schloßkirche gekommen. Solche klare, allgemein verständliche Verkündigung hatte man noch nicht gehört; es fehlte die sonst auf der Hofkanzel übliche Eleganz der Rede, und doch war nichts Plattes in seiner Redeweise. Der sprödeste Lehrstoff formte sich unter seiner Hand. Die vollendete Einfachheit der Darstellung war gepaart mit edler Erbaulichkeit. Wer einmal unter seiner Kanzel saß, den ließ er nicht los; was Text und Zeit, die kirchliche sowohl wie der Weltlauf, zu sagen hatte, brachte er der immer zahlreicher sich sammelnden Gemeinde ins Herz." Freilich mühsam nur gewann er Boden. In der ersten Zeit war die Kirche immer ziemlich leer, auch der Hof fehlte oft. Pastor F. an der Ägidienkirche war damals der beliebte Modeprediger für die feine Gesellschaft, ein ziemlich oberflächlicher aber blumenreicher und sentimentaler Redner. Nur der junge Kronprinz hielt sich treu zur Schloßkirche. Diese Erfahrungen waren nicht gerade ermutigend für den jungen Schloßprediger. „Zuweilen," schreibt er, „kommt mir immer von neuem die Sorge, daß ich nicht recht predige. Gott bewahre mich nur davor, daß ich mich von den Zuhörern bestimmen lasse und denen nach dem Munde predige. Ich fürchte oft, meine ganze Predigtweise ist nicht für Hannover und diese Gemeinde." Dazu kam, daß er ganz als Hilfsprediger behandelt wurde, Amtshandlungen so gut wie garnicht bekam und nur alle fünf Wochen predigte, und dabei waren noch alle Festpredigten, sogar die an kleineren Festen, den beiden ersten Hofpredigern vorbehalten. Das berührte ihn um so schmerzlicher, als Leopold und Niemann ausdrücklich ihm gegenüber den Wunsch geäußert hatten, daß er jeden dritten Sonntag predigen sollte und dieses auch beim Minister beantragt hatten, aber abschläglich beschieden waren. Deshalb entschloß sich Uhlhorn, die Sache dem Minister in einem sehr bestimmten Schreiben selbst vorzutragen. Er sei nur unter der Voraussetzung nach Hannover gekommen, daß ihm jede dritte Predigt übertragen werde. „Es ist Ew. Exzellenz bekannt, daß der Übergang von meiner Göttinger Stellung in die hiesige nach allen Seiten hin kaum unter den Gesichtspunkt einer großen Verbesserung fallen kann. Was mich bestimmte, dennoch die mir lieb gewordene und darf ich wohl sagen, mit großer Anstrengung errungene Stellung in Göttingen aufzugeben, es war eben die Aussicht,

Digitized by Google

daß sich mir hier ein weiteres Feld praktischer Tätigkeit eröffnen werde." Die Hoffnung sei nun gründlich getäuscht, er sehe sich in eine Wirksamkeit gedrängt, die gegenüber seiner Göttinger Arbeit fast als ein Nichtstun erscheinen müsse. Hätte er das vorher gewußt, so hätte er unter keinen Umständen die jetzige Stellung angenommen, und falls keine Änderung eintrete, würde er alles anwenden müssen, um sich, so schmerzlich ihm das sein würde, anderswo eine geeignete Stellung zu verschaffen.

Der Minister legte das Schreiben dem König vor, dem auch die Hofprediger die Angelegenheit in einer Audienz vortrugen, und der Erfolg war, daß der König bestimmte, Uhlhorn solle jetzt jede dritte Predigt bekommen. Als dieser vier Wochen später beim Könige zum Diner war, sagte ihm der Monarch: er habe sich gefreut, daß er ihm noch mehr Predigen habe zuteilen können; es sei das einmal eine Sache gewesen, wo er alle Wünsche, seine (des Königs), Uhlhorns und der Herren Hofprediger auf einmal habe erfüllen können. Er erkundigte sich auch, wann er heiraten wolle, und sagte: „Lassen Sie sich nur recht häuslich bei uns nieder, ich hoffe, es soll Ihnen in Hannover immer besser gefallen."

Für die Zeit bis nach Ostern wurde nun der Arbeit mehr, vor allem, weil Niemann an einem versteckten Nervenfieber erkrankte, und Uhlhorn für ihn häufiger eintreten mußte. Aber befriedigend wurde die Stellung fürs erste noch nicht, nicht nur daß alle Feste nach wie vor den Hofpredigern vorbehalten waren, selbst als der König bei der Anwesenheit des Prinzen von Preußen (des nachmaligen Kaisers Wilhelm I) zum Geburtstage der Königin wünschte, daß Uhlhorn predigte, setzte Leopold durch, daß er selbst den Gottesdienst hielt unter Berufung darauf, daß nach der Instruktion alle besonderen Predigten den Hofpredigern zukämen. „Es hat mich etwas geschmerzt," bekennt er, „nicht als sehnte ich mich so nach der Predigt, wo es doch schwer sein wird, die Königin nicht in die erste Linie treten zu lassen, sondern den Auferstandenen und doch die Königin gehörig zu berücksichtigen, aber es tut mir wehe, wenn ich mich so ganz nicht in zweite Linie, sondern ganz hinter die Linie zurückgedrängt sehe, es tut mir wehe, wenn man den Hilfsprediger so herauskehrt, als sei ich nicht fähig, so zu predigen. Das ist nicht recht, ich weiß wohl. Ich bin nicht demütig genug." Dazu kam Uhlhorn zu Ohren, daß die theologische Fakultät in Göttingen den Antrag gestellt hatte, ihn als Professor und Universitätsprediger zurückzurufen. „Warnstedt hat die Sache lebhaft unterstützt, beim Minister ist sie gescheitert, weil man mich hier nicht entbehren könne

Digitized by Google

und der König mich nicht weglasse. Da ist nun das Liebste, Beste, was ich mir immer ausgemalt, die Stellung, der meine heißesten Wünsche zuliefen, die mir nur oft unerreichbar schien — und weil ich ein Vierteljahr zu früh davon genommen bin, ist die Tür verschlossen!! Man sagt, ich sei unentbehrlich und läßt mich in so untergeordneter Stellung, daß jeder unbedeutendste Mensch sie so gut oder besser füllte als ich. — — Es ist ein Leid, das der Herr schickt, das muß ertragen sein; denn das ist ebensosehr ein Leid, daß uns versagt wird, was wir gern hätten, als daß das gesandt wird, was wir nicht mögen. Gewiß, ich bin still und ergeben; Gott wird helfen, daß ich's bleibe. Hoffnungen bietet ja meine Stellung reiche und volle. Gott wird helfen, daß sie einmal Wirklichkeit werden. Ihm sei's befohlen!"

So wurde der Aufenthalt in Hannover wenig erfreulich, zumal es ihm nach allen Seiten hin an Anregung fehlte. Mit Niemann unterhielt er zwar einen regen Verkehr trotz einzelner Differenzen, besonders in der Anschauung über Kultus und Kunst, wo ihm Niemanns starkes Wertlegen auf das Ästhetische nicht behagte,*) aber sonst blieben ihm die Hannoverschen Geistlichen fremd. Mit den Anhängern Petris konnte er sich schlecht verständigen. So geriet er einmal mit einem derselben hart aneinander über den Streit Petris mit der Göttinger Fakultät. „Ich habe mich herzhaft der Fakultät, die von N. N. wenigstens völlig mißverstanden ist, angenommen; aber als Herr Pastor N. N. behauptete, die Fakultät habe ‚absichtlich und wider besseres Wissen Tatsachen entstellt' (auf deutsch: gelogen), da war doch dem Faß der Boden ausgeschlagen und ohne Rücksicht darauf, daß es unhöflich war, erklärte ich dem Herrn Pastor, daß er zu einem derartigen Urteil kein Recht habe und daß, wo so geurteilt werde, für mich kein Boden für weitere Verhandlungen über diesen

*) Er kam auch wohl einmal hart mit ihm aneinander. Nach einem solchen Zusammenstoß schrieb Niemann: „Es quält mich, daß ich gestern abend mit solcher Reizbarkeit gegen Sie disputierte. Ich hätte nicht so kontradiktorisch sein sollen. Wie gern hätte ich Sie noch festgehalten, um mit Ihnen zu einem andern ruhigen Gespräch zu kommen. Durch eine schlaflose Nacht habe ich für mein Unrecht gebüßt. Die Büßung beruhigt mich aber nicht. Ich ertrag's nicht, wenn Sie ungehalten über mich sind oder nicht unbefangen bleiben. Darf ich nicht meine verkehrte Reizbarkeit auf mein Befinden schieben, will's auch nicht, so muß ich Sie doch bitten, daß Sie tun, was ich nicht darf. Schelten Sie nur etwas, aber sein Sie wieder gut. Lassen Sie mir zu meiner Beruhigung mündlich sagen, ob es Ihnen wohl geht und ob Sie heute vorkommen können."

Digitized by Google

Punkt vorhanden sei — und schwieg allerdings sehr entrüstet über solche freche Urteile. Da schien er doch zu merken, daß er zu weit gegangen, und lenkte ein. Übrigens ist Pastor N. N. sonst ein sehr trefflicher eifriger Geistlicher, dem es um die Sache des Herrn und seiner Kirche Ernst ist — aber da sieht man einmal, wie blind und ungerecht der Parteieifer macht. Ich hab's ihm aber um deswillen auch nicht so übel genommen, weil er gerade in einem schweren Stück Arbeit war; er hatte den heute Hingerichteten auf den Tod vorzubereiten, hat ihn auch heute begleitet."

Über seine Stimmung in Hannover spricht er sich einmal eingehend aus: „Der angewiesene Arbeitskreis sagt mir nicht so zu, wie der Göttinger. Abgesehen von der kirchlichen Tätigkeit, die mir ja so lieb ist wie keine andere, der aber dadurch, daß ich zur Gemeinde in keinem rechten Verhältnis stehe, der Boden fehlt, sind mir die Arbeiten, ehrlich gesagt, zu unbedeutend. Ich habe bis jetzt keinen Wirkungskreis, in dem ich so recht mit Lust arbeitete. Mein Herz ist noch auf der Universität und ich kann es nicht verhehlen, daß der Gedanke an Vorlesungen, an die gelehrten Arbeiten mich oft tief schmerzlich erfüllen kann. Dazu kommt, daß mir das ganze übrige Leben nicht zusagt, das häusliche und das gesellschaftliche. Ich habe kein behagliches Heim, ich habe keinen Kreis, in dem ich recht lebte, mich offen aussprechen könnte — —" Und doch will er nicht undankbar sein. Die Stellung biete für die Zukunft Aussichten, Gott habe ihn hergeführt und so müsse es ja zu seinem Heile dienen. „Ich glaube, der Herr will mich hier haben und will, daß ich bleibe, und mir wird's nur schwer, seinem Willen zu folgen. Aber Er befiehlt ja nichts, zu dem Er nicht auch Kraft gebe. Er gibt sie mir auch und in Seiner Kraft, das hoffe ich jetzt gewiß, werde ich's überwinden und gern hier sein. So sehe ich wieder fröhlich in die Zukunft und hoffe, ich lebe mich hier mehr und mehr ein, finde zu tun für Ihn (ach! ich möchte so gern für Ihn etwas tun)." Auch eine andere Hoffnung, den Religionsunterricht am Lyceum zu bekommen, wurde ihm vereitelt.

Er ließ sich durch alle Widerwärtigkeiten nur um so mehr zu treuer und sorgsamer Arbeit anspornen. Mit seinem Amte nahm er es überaus gewissenhaft. Da Niemann noch leidend war, sollte Uhlhorn für ihn am Sonntag Jubilate bei der Konfirmandenkommunion helfen. Um ihm einen freien Sonntag zum Besuch der Braut zu verschaffen, schlug Niemann vor, einen andern Geistlichen zu bitten, die Kommunion mitzuhalten. Aber Uhlhorn lehnte das entschieden ab. „Du wirst mir darin Recht geben," schreibt er der

Digitized by Google

Braut, „daß ich das für ein Unrecht, geradezu für eine Sünde halte, bloß um einen oder zwei Tage länger bei Dir zu bleiben, mein Amt zu versäumen und einen ganz Fremden eintreten zu lassen. Wer ein Amt hat, der warte des Amtes, das ist das ABC einer ordentlichen Amtsführung.“ Er hatte auch die Freude, eine immer zahlreichere Gemeinde um seine Kanzel geschart zu sehen. Selbst die noch am Alltagvormittag gehaltenen Fastenpredigten, die erst nur sehr schwach besucht wurden, fanden von Predigt zu Predigt mehr Hörer. Befremdend war ihm nur, daß in Hannover auf den Ernst der Fastenzeit gar keine Rücksicht genommen wurde. „Vom Theater herüber tönt die Musik des großen Maskenballes — so beginnt man die heilige Passionszeit. Gott besser's. — — Drüben läuten die Glocken zur Fastenkirche. Sonst sieht's noch nicht passionszeitmäßig aus. Bälle, Maskeraden, Vergnügungen aller Art, als wollte man's noch einmal auskosten — und der Hof voran.“ Es dauerte nicht lange, so hatte er wenigstens Sonntags die Königlichen Herrschaften regelmäßig in seiner Kirche und besonders wurde das Verhältnis zur Königin wärmer, ebenso zu den königlichen Kindern. Prinzessin Friederike schenkte ihm ihre besondere Zuneigung; als sie einmal an ihm vorbei fuhr, streckte sie beide Hände zum Wagen heraus und winkte und nickte ihm zu. Sie bat die Königin oft, ob sie nicht zu ihm in die Kirche dürfte. Auch der König wurde zusehends für ihn eingenommen.

Mit dem kommenden Frühjahr wurde die Frage nach einer Wohnung brennend. Nach längerem Suchen fand er eine passende kleine Wohnung draußen vor der Stadt. Jetzt ist dort am Emmertorweg längst alles dicht bebaut, damals war es noch sehr ländlich. „Im weiteren Verlaufe wird die Straße, an der wir wohnen, rein zum Dorfe, und sähe man nicht nach der andern Seite die Türme von Hannover und einige große Schornsteine, so würde man nicht auf den Gedanken kommen, daß man der Stadt so nahe sei.“ Es war eine höchst bescheidene Wohnung und bescheiden sollte nach Uhlhorns Wunsch auch die Einrichtung werden. „Eschene Stühle und Tische sind für mich tausendmal gut genug. Ob wir dieses noch haben oder das, ob dieses oder das etwas besser oder schlechter ist, darauf kommt's nicht an und davon hängt nicht im mindesten unser Glück ab.“ Die Einrichtung des neuen Heims machte ihm viel Freude, eingehend kümmerte er sich um das Kleinste, ließ die recht wüste Wohnung hübsch in Stand setzen und pflanzte selbst mit saurer Mühe bei der ungewohnten Arbeit zwei Schock Levkoyen in den kleinen Hausgarten, die er dann fleißig begoß. In Gedanken malte er sich die Zukunft aus. „Es ist ja etwas Schönes,“ schreibt er an die Braut, „daß wir

Digitized by Google

jetzt oder vielmehr bisher, solange wir zusammenwaren, so zusammensein konnten, ohne Sorge, ohne Arbeit, nur uns zu haben in den Feierstunden; aber ich denke mir's wenn auch in anderer Art noch schöner, uns zu haben auch im Arbeitsleben, immer und alle Zeit, in Freude und Leid, in Arbeit und Erholung und dann auch nicht auf ein müßiges Schäferleben mit bloßem Worte: ‚Ich liebe dich' angewiesen zu sein, sondern für und mit einander arbeiten und leben zu können. Da geht's dann freilich aus dem Frühling in den Sommer, und ich will's mir nicht so schwärmerisch ausmalen, als könnt's nicht einmal heiß werden oder schwül — aber es ist doch ein Weitergehen und der Sommer ist doch noch schöner als der Frühling — und wer Schutz und Schirm ist, wissen wir ja und haben Ihn." — „Ach, daß uns die Sonntage," schreibt er an seinem „Lieblingssonntage von Kindheit an", Rogate, „doch recht gesegnet würden in unserem Hause. Der Sonntag ist eigentlich ein Prüfstein für das Leben eines Menschen, nach dem, wie er ihn zubringt, was er da treibt und tut, kann man ihn sicherer beurteilen, als nach vielen Werkeltagen. Auch für den Verkehr wird der Sonntag oft zur Probe. Menschen, mit denen ich Sonntags nicht umgehen kann, denen kann ich überhaupt nicht nahe gekommen sein, und je lieber ich einen Menschen gehabt habe, desto lieber bin ich gerade Sonntags mit ihm umgegangen. So, dächte ich, läßt sich auch das Haus und sein Leben danach beurteilen, wie's Sonntags aussieht. Ach, daß es bei uns gut aussähe, so recht stille, friedliche, gesegnete Sonntage."

Am 5. Juni 1855 konnte er endlich seine Braut in die neue Heimat holen. Es war ein stilles, aber glückliches Leben, das ihnen jetzt erblühte, nicht ohne Sorgen, aber auch voll dankbar hingenommener Freuden. 1856 wurde das erste Töchterchen, Margarethe, geboren, dem 1857 eine Schwester, Elisabeth, folgte. Das ältere Kind erkrankte im Herbst 1857 bei einem Aufenthalt des jungen Paares in Göttingen am Typhus und schwebte wochenlang zwischen Leben und Tod. Während die Mutter bei dem kranken Kinde blieb, mußte der Vater allein in Hannover des Amtes wegen zurückbleiben. Von den 800 Talern Anfangsgehalt gingen 120 Taler für die Wohnung und 50 Taler für die Witwenkasse auf; so ging es zuweilen etwas knapp her, trotz aller Einfachheit des Haushaltes. Es kam dazu, daß Uhlhorn noch seinen Vater unterstützen mußte, dessen Geschäft damals recht schlecht ging. Auch verzichtete er auf das ihm zustehende, väterliche Erbteil zu Gunsten seiner Geschwister, denen er auch sonst nach Kräften half. Jahrelang hat die Sorge für Eltern und Geschwister fast ganz auf seinen Schultern gelegen. Aber es fehlte auch

Digitized by Google

nicht an oft wunderbarer Hilfe, die Uhlhorns sorgloses Gottvertrauen, das er fort und fort bewies, rechtfertigte. Einmal im Winter war der Kohlenvorrat zu Ende, der Kohlenverkäufer kam gerade, aber es war kein Geld mehr im Hause. Da die jungen Eheleute es sich zur Regel gemacht hatten, nur gegen Barzahlung zu kaufen, schickte die Hausfrau den Mann fort: er möge gegen Abend noch einmal wiederkommen. Voller Sorgen dachte sie, was werden würde. Da kommt der Geldbriefträger und bringt noch Kollegiengelder, die Uhlhorn als Privatdozent einem Studenten gestundet hatte. Doch wurden die Verhältnisse bald etwas besser. Der König, der ihm zusehends geneigter wurde, ernannte ihn an seinem Geburtstage, den 27. Mai 1857, zum Konsistorialassessor, und damit war auch eine Gehaltserhöhung von 100 Talern verbunden. Eine große Freude bereitete es ihm, daß in diesem selben Jahre die theologische Fakultät in Greifswald ihm Ehren halber die Doktorwürde verlieh.

Neben der amtlichen Tätigkeit blieb noch viel Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten, doch vermißte er gerade hier Anregung und Verkehr. „Außer Niemann habe ich keinen theologischen Umgang; nach der einen Seite hin schließt die schroffe Parteistellung ab, nach der andern ist zu wenig zu holen, als daß man da Verkehr wünschen sollte. So will mein Herz sich immer noch nicht eingewöhnen, sondern, soll ich's offen sagen, sehnt sich alle Tage weg, obwohl ich nicht glaube, daß ich wieder wegkomme." Überhaupt klagt er öfter über das steife, vornehm abgeschlossene Wesen der Hannoveraner, das von Allen zugegeben werde und das Einleben eines Neuen unendlich erschwere. Diese Vereinsamung lag allerdings auch in seinem Charakter begründet. Er war eine mehr innerliche Natur, vorsichtig, zurückhaltend, selbst verschlossen und schwer zugänglich. Wenn er tüchtig zu arbeiten hatte, fragte er nicht viel nach dem Verkehr mit Andern. Dazu kam, daß er sich gern seine Selbständigkeit wahrte, ein Feind alles Kleinlichen und jeder Partei war, dazu immer vorwärtsstrebend, größere Ziele im Auge, als die Tagesmeinung sie bietet. Solche Leute finden schlecht Anschluß, weil sie unbequem sind. Der schon vorhandene Kreis fordert Anpassung, und wenn der neu Hineintretende nicht in der Form aufgehen will, so bleibt er isoliert.

Im Konsistorium lag 1856 eine Disziplinaruntersuchung gegen den liberalen Pastor Spiegel in Osnabrück vor. Uhlhorn hatte seine Wahl von vornherein beklagt. „Daß meine Vaterstadt," schrieb er am 5. Februar 1856, „für ihren kirchlichen Dienst wieder so unglücklich gewählt hat, hat mir sehr wehe getan; wenigstens muß ich's glauben nach manchem, was ich höre, daß die Wahl an St. Marien unglücklich

Digitized by Google

ist. Gott gebe, daß nun, wenn wieder eine Wahl kommen sollte, Ersatz gefunden werde; sonst würde Osnabrück ja statt nach vorwärts zu kommen, im kirchlichen Leben eher Rückschritte machen. Sehr bedauert habe ich, daß man Stammer nicht gewählt hat, der mir ganz der Mann zu sein schien." In der Tat dauerte es nicht lange und die Folgen der Wahl zeigten sich. Die Verpflichtung der Geistlichen in Osnabrück geschah durch Unterzeichnung der dortigen Predigerordnung vom 26. November 1686. Es war meist eine lateinische promissorische Erklärung unter jene gesetzt, zuletzt wohl mit der Formel: quatenus, d. h. man verpflichtete sich nach der Predigerordnung zu lehren „soweit" sie der Schrift entspreche, so namentlich von Weibezahn und Bischoff. Das Ministerium hatte sich aber vor der Verpflichtung Spiegels über die Sache vom Magistrat Bericht erstatten lassen unter Vorlegung der Predigerordnung und diese Beschränkung durch das quatenus untersagt, vielmehr unbedingte Unterschrift und Annahme der Predigerordnung verlangt. Das Osnabrücker Stadtkonsistorium hatte dem Dr. Spiegel noch während seiner Anwesenheit in Leipzig die Predigerordnung abschriftlich zugestellt und ihn von der Verfügung des Ministeriums in Kenntnis gesetzt, um ihn in die Lage zu bringen, mit Ruhe prüfen zu können, welche Verpflichtungen er infolge der Übernahme des Kirchenamtes einzugehen habe. Er hatte aber damals und bei seiner Ankunft in Osnabrück frei erklärt, daß er die Predigerordnung unterschreiben könne und hatte das auch unbedingt getan. Vor der Verpflichtung auf dem Rathause wurde er examiniert. Beim Beginn dieses ordnungsmäßigen Colloquiums wies ihn Dr. Pagenstecher auf die Bedeutung desselben hin und las ihm die Bestimmungen der Kirchenordnung von 1652 Seite 6—9 vor. Magister Schwietering benutzte das Examen, Spiegel über seinen Standpunkt im Glauben zu befragen, und dieser bekannte sich ganz bestimmt zu der Lehre von der Göttlichkeit Christi und zu der Lehre von der Erbsünde. Nichtsdestoweniger fing er an, in der Konfirmandenstunde sehr entschieden gegen die Kirchenlehre zu polemisieren und trieb die Sache soweit, daß die Kinder in der Landschule dem Lehrer davon erzählten, Spiegel habe die Gottheit Christi in Abrede gestellt, habe gelehrt, es gebe keinen Teufel, habe die Erbsünde bestritten und erklärt, der zweite Artikel sei von Menschen verfaßt, man brauche sich nicht daran zu binden, sondern könne daran ändern. Zwei Landschullehrer, die vermuteten, daß die Kinder die Sache irrig aufgefaßt hätten, begaben sich zu Spiegel, setzten ihn von den Vorgängen in Kenntnis und baten, er möge sich doch darüber erklären, was er gelehrt habe. Darauf ließ sich dieser aber nicht ein, sondern bemerkte nur: er lehre nach der

Digitized by Google

Schrift, geringe Abweichungen könnten vorkommen, deshalb brauchten sie sich aber nicht zu beunruhigen. Die Lehrer ließen sich jedoch damit nicht abspeisen, sondern baten um eine bestimmte Äußerung. Das erklärte Spiegel für Inquisition und entließ die Lehrer unfreundlich, die dann dem Konsistorium Anzeige machten.

Leider ist ein ausführliches Schreiben Uhlhorns an Pagenstecher über die Lehrfreiheit und ihre Grenzen nicht erhalten. Aus der Antwort des Syndikus geht aber folgendes hervor: Uhlhorn lehnte die Auffassung bestimmt ab, daß das Bekenntnis als ein Gesetz behandelt werde, das widerspräche geradezu dem Wesen des Bekenntnisses, wie dem Wesen der evangelischen Kirche. Es handle sich nur darum, die Grenze zu finden, wie weit die Kirche eine Abweichung von den Bekenntnissen ertragen könne, und da legt Uhlhorn in diesem Falle das Hauptgewicht auf die beiden Kardinalfragen, Gottheit Christi und Erbsünde. Hier dürfe nicht nachgegeben werden, diese Punkte müssen wie die andern Hauptpunkte des Bekenntnisses unbedingt festgehalten werden.

Die Verhandlung endete für Spiegel mit einem Verweise. Uhlhorn erklärt sich damit einverstanden: „Ist man einmal der Ansicht, daß ein Verweis genüge, daß eine Admonition vor weiteren ernstlicheren Maßregeln erforderlich ist, wie unsere hiesigen Kirchenordnungen eine solche für derartige Fälle ausdrücklich vorschreiben, so wird allerdings dieselbe kaum besser abgefaßt werden können. Es fehlt ihr freilich eine Hauptsache — es fehlt die spezielle Aufsicht auf den, den man durch solche Admonition warnt und womöglich noch durch Milde auf den rechten Weg zu bringen sucht — allein dazu war ja keine Möglichkeit gegeben. Wo überhaupt die kirchliche Ordnung und Aufsicht so darniederliegt, wo es eine Superintendentur nur dem Namen nach gibt, mußte man solchen Wünschen entsagen. Spiegel unter die besondere Aufsicht seines Superintendenten stellen, hätte ja nur das Gegenteil dessen bewirken können, was man wollte. Freilich fürchte ich mit Ihnen, daß die Admonition keine Frucht schafft. Wenn Spiegel selbst es vielleicht ermöglichte, so wird seine Partei es dahin nicht kommen lassen. Dann wird es von der Gemeinde abhängen, ob sie noch länger statt Brot sich will Steine reichen lassen.“ Er glaubte auch Ursache zu haben an Spiegels Lauterkeit und Aufrichtigkeit zu zweifeln, und das machte ihm Sorgen um die Zukunft. Die Osnabrücker kirchlichen Verhältnisse lagen ihm immer sehr am Herzen. Mit reger Teilnahme begleitete er jede neue Predigerwahl dort und sprach Dr. Pagenstecher wiederholt als Wunsch seines Herzens aus, daß doch die rechten Männer gewählt werden möchten, damit Osnabrück

Digitized by Google

im kirchlichen Leben vorwärts komme. Aber er klagt, daß die Osnabrücker nicht wüßten, was ihnen not tut. „Sind wir hier den Rationalismus so ziemlich los, so holt man ihn aus Sachsen und Braunschweig.“ Bezeichnend ist hier noch ein Urteil über Sulze aus dem Jahre 1858: „Vor einiger Zeit habe ich Sulzes zwei Predigten gelesen. Hätte er sie doch nicht veröffentlicht. So wie sie vorliegen, von ihrem Urheber getrennt, kann das Urteil nur streng ausfallen, und ist ein solches schon, wie ich höre, in dem ‚Neuen Zeitblatte‘ gefällt, und das stört die innere Entwickelung des Mannes, in der er noch begriffen ist. Ihm tut Ruhe vor allem not, um sich abzuklären, und je mehr ich mich gefreut habe, daß selbst Männer wie Kranold ihm diese durch Milde gönnen, desto mehr bedaure ich, daß er in der Weise an die Öffentlichkeit getreten ist, die keine Schonung kennt. Noch immer danke ich Ihnen, daß Sie mir die Bekanntschaft Sulzes verschafften. Das Urteil wird sofort ein anderes, wenn man ihn persönlich kennt.“

Im Herbst des Jahres 1857 nahm Konsistorialrat Niemann seinen Abschied als Hofprediger, um sich hinfort seinen kirchenregimentlichen Ämtern allein zu widmen. Uhlhorn rückte in seine Stellung ein und hatte damit einen ihm zusagenden Wirkungskreis gewonnen. „Mein hiesiges Leben fängt an, sich durch das neue Amt neu zu gestalten und darf ich mit Dank gegen den Herrn anerkennen, daß ich mich täglich wohler im Pfarramte fühle. Besonders der Konfirmandenunterricht macht mir große Freude.“ Im Konsistorium waren die Arbeiten auch gewachsen und er gewann hier jetzt als Konsistorialassessor eine selbständigere Tätigkeit. Schon im Frühjahr war ihm die Bearbeitung von Vorschlägen für die Neuordnung der Gefängnisseelsorge auf Grund der Instruktion vom 9. Januar 1857 übertragen. „Es war das in der Tat ein fauler Fleck bei uns und wohl im ganzen Lande. In dieser Beziehung, wie wohl mehr fast noch in Bezug auf die eigentlichen Strafanstalten, sind wir doch sehr hinter andern Ländern, namentlich dem viel verachteten Baden zurück. Für die Gefängnisse wird jetzt einiges geschehen, ob genug, bezweifle ich, da die Mittel beim Justizministerio knapp gemessen zu sein scheinen und soviel habe ich schon in der Praxis gelernt, daß man auf die idealen Mächte nicht allein bauen kann, obwohl mich Gott bewahren wolle, sie nach dem Zuge der Gegenwart zu unterschätzen. Seit einiger Zeit habe ich angefangen, mich mit dem Gefängniswesen etwas zu beschäftigen und gedenke die nächste freiere Zeit zu benutzen, es gründlicher zu tun. Es ist ein Feld, auf dem bei uns noch viel zu tun ist. Aber soll die Kirche ihre Kräfte entfalten, so muß man ihr nicht,

Digitized by Google

wie das früher geschah und noch Reste genug davon übrig sind, zuvor die Hände binden und nicht immer so bange sein, als könnte es den Institutionen des Staats gleich ans Leben gehen.

„Das Damoklesschwert, das bisher über unserm Haupte hing, das Oberkonsistorium, scheint wieder in weitere Ferne gerückt. Der Kultusminister, der die Sache so lebhaft aufgriff, scheint auf dem Punkte zu sein, an dem alle seine Vorgänger auch angekommen sind, die Neuordnung für undurchführbar zu halten. Durchschauen kann ich die Sachlage nicht, aber ich fürchte, es hat das Oberkonsistorium seine Gegner im Gesamtministerium; vielleicht ist die Befürchtung aufgetaucht, daß eine solche Institution den Episkopalrechten des Königs gefährlich werden könnte. Meiner Meinung nach ist sie im Gegenteil der einzige Weg, die Stellung des Königs zur Kirche auf die Dauer zu schützen. Wie nötig ein Oberkonsistorium ist, darüber sollte doch allmählich niemand mehr ungewiß sein können, der unser kirchliches Leben einigermaßen verfolgt hat."

In seiner theologischen und kirchenpolitischen Anschauung ist es in diesen Jahren zu einer Änderung bei Uhlhorn gekommen. Als entschiedener, wenn auch gemäßigter Anhänger der Göttinger war er nach Hannover gekommen. Aber, wie er selbst einmal sagte, das Amt und die Tätigkeit im Kirchenregiment zeigte ihm, daß die Praxis noch etwas anderes sei als die Theorie und daß die Welt in der Nähe betrachtet doch noch etwas anders aussähe als von der Höhe des Katheders. Er wurde mit Einem Worte lutherischer und die Liebe zur lutherischen Landeskirche, die durch seine Studien auf dem Gebiete der hannoverschen Kirchengeschichte noch gestärkt wurde, ließ ihm den Unionsgedanken immer fremder werden. Mit ganzer Kraft gab er sich jetzt der Arbeit an seiner lutherischen Landeskirche hin. Aber sein Werdegang hat ihn sowohl vor dem Verfallen in Extreme bewahrt, als auch den freien Blick für andere Anschauungen und Verhältnisse erhalten.

Auf kirchlichem Gebiete herrschte nach dem Kampfe gegen die Göttinger Fakultät ziemliche Ruhe. Münkel,*) mit Niemann und dem Kirchenrechtslehrer Mejer befreundet, gab seit 1856 das Petrische Blatt als „Neues Zeitblatt" heraus. Er war ein genuiner Lutheraner,

*) Zwischen ihm und Uhlhorn war das Verhältnis nicht gut. Uhlhorn hatte die Amtsniederlegung Münkels nach dem Brande des Pfarrhauses in Oiste nicht gebilligt, was dieser in seiner nervösen Reizbarkeit sehr übelnahm. Er weigerte sich später Uhlhorns Bücher in seinem Zeitblatte zu besprechen. In ihren Anschauungen stimmten beide sonst vielfach überein.

Digitized by Google

aber durchaus nicht hochkirchlich, und hat in diesem Sinne großen Einfluß auf die hannoversche Kirche gewonnen. Wesentlich wurde auch, daß Uhlhorn gleichsam der Mittelsmann zwischen der Geistlichkeit und Fakultät wurde (er erfüllte in dieser Hinsicht die Hoffnung Ehrenfeuchters) und durch die Examina Einfluß auf die jungen Theologen gewann. Der junge Nachwuchs ließ damals in wissenschaftlicher Beziehung manches zu wünschen übrig. Konsistorialrat Meyer hatte schon immer auf Pünktlichkeit, Klarheit und Unbefangenheit gedrungen und auf die Gefahren des Gegenteils aufmerksam gemacht, aber ziemlich vergeblich. Wie es in solchen Zeiten theologischer Parteikämpfe zu gehen pflegt, begnügten sich viele junge Theologen mit den Schlagwörtern und der bequemen Herübernahme der Parteiansichten, anstatt selbständig wissenschaftlich zu arbeiten. Schon 1851 waren Versuche zur Verbesserung des Prüfungswesens gemacht und die Verhandlungen wurden auch in diesen Jahren nicht ohne Mitwirkung Uhlhorns sehr lebhaft fortgesetzt, führten aber erst 1865 zu einem Ergebnis. Inzwischen suchte Uhlhorn durch die Art, wie er examinierte, die jungen Theologen zum ernsteren wissenschaftlichen Studium zu bringen.

Eine rechte Herzensfreude in der „betrübten und immer betrübteren Zeit" war es ihm, daß das hannoversche Konsistorium sich entschloß, die Missionszöglinge von Hermannsburg zu examinieren und zu ordinieren. „Wir haben sie die letzten Tage der vorigen Woche," schreibt er am 18. Oktober 1857, „examiniert und mit rechter Freude ihre Tüchtigkeit erprobt. Es sind einige ganz vortreffliche und tüchtige darunter und keiner, den man nicht mit gutem Gewissen ordinieren dürfte. Morgen früh sollen sie nun ordiniert werden. Hermannsburg ist doch bei allem Wunderlichen von Harms, dem ich nicht zustimme, doch eine rechte Segensstätte für unsre Landeskirche, von der Segen weit ins Lüneburgische und darüber hinaus ausgeht."

Digitized by Google

7. Kapitel.

Hofprediger und Mann der Inneren Mission. Verhältnis zum König und zur Königin. Predigten. Liturgische Neuerungen. Gesangbuchsfrage in Osnabrück. Wissenschaftliche Arbeiten. Gründung der Christuskirche und des Henriettenstifts. Ernennung zum ersten Hofprediger. 1857—1861.

Mit der Ernennung zum zweiten Hofprediger kam Uhlhorn auch in ein näheres Verhältnis zum Könige und der Königin. Georg V. war ohne Zweifel ein geistig hochbegabter Fürst, mit einem außerordentlichen Gedächtnis und umfassendem Wissen, von edelster Gesinnung beseelt und von wärmster Liebe für sein Land und Volk, dessen Bestes er aufrichtig suchte. Uhlhorn, der sich über die Fehler der hannoverschen Politik nie getäuscht hat, urteilte einmal: „Verkehrt haben sie oft genug gehandelt, aber schlecht sind sie nie gewesen.“ Großartig war die Freigebigkeit des Königs, der ein warmes Herz für alles menschliche Elend hatte und oft genug über seine Kräfte half, wo es sich um Werke der christlichen Liebestätigkeit handelte. Niemals hat Uhlhorn, der allerdings auch höchst sorgfältig, nur nach eingehender Prüfung der Verhältnisse vorging, vergeblich eine Bitte in dieser Hinsicht vorgetragen. Dazu war der König von einer zarten Rücksicht gegen die Personen seiner Umgebung. Er hatte z. B. einmal seinem Hofprediger mitteilen lassen, daß er und der Hof an einem bestimmten Tage um 11 Uhr zu kommunizieren wünsche. Nun fand an demselben Tage, um 10 Uhr, nach dem Herkommen schon eine Kommunion statt. Uhlhorn teilte dieses dem Geheimsekretär des Königs Dr. Lex mit, mit der Bitte, daß Se. Majestät die gewünschte Amtshandlung auf ½12 Uhr verlegen möchte, weil die herkömmliche Kommunion nicht ausfallen könne und er nicht sicher bis 11 Uhr damit zu Ende sei. Sofort verfügte der König in einem von ihm diktierten und eigenhändig unterzeichneten Schreiben, daß diese Amtshandlung unter keiner Bedingung gestört werden dürfe. Damit aber der Hofprediger Zeit habe, sich nach derselben erst etwas auszuruhen, solle die Kommunion für den Hof erst um 12 Uhr stattfinden.

Digitized by Google

Uhlhorn hat sich stets auf das sorgsamste bemüht, dem Monarchen gegenüber eine unabhängige Stellung zu behaupten. Niemals hat er von ihm etwas für sich verlangt, auch wenn es ihm noch so nahe gelegt wurde. Er wollte freibleiben und sich die Möglichkeit wahren, auch seine abweichenden Meinungen unbefangen vertreten zu können. Wenn Hase in seiner „Kirchengeschichte“ schreibt: „Der König war den orthodoxen Pastoren gnädig, welche das Welfentum als göttliche Einsetzung priesen und den unbedingten Gehorsam predigten,“ so ist das, auf Uhlhorn gesehen, durchaus unrichtig. Dieser hat niemals dem König geschmeichelt und nie die übertriebenen Vorstellungen desselben vom Gottesgnadentum unterstützt. Er hat im Gegenteil aus seinen nüchternen und besonnenen Anschauungen niemals einen Hehl gemacht, selbst auf die Gefahr hin, das Mißfallen des Monarchen zu erregen. So hoch er den kirchlichen Sinn des Fürsten schätzte, äußerte er doch: ein sehr kirchlich gesinnter Fürst sei für das selbständige Leben der Kirche nicht immer förderlich, da er zu leicht alles in der Kirche nach seinen persönlichen Meinungen zu gestalten suche.

Auch mit den inneren politischen Verhältnissen Hannovers ist Uhlhorn nicht immer einverstanden gewesen. Er hat öfters geäußert, es sei ein Unglück für Hannover gewesen, daß hier die Reaktion auf politischem Gebiete noch fortgedauert habe, als sie in Preußen längst zu Ende gewesen sei, und daß man es nicht verstanden hätte, sich mit Preußen in ein gutes Einvernehmen zu setzen. Mit großer Sorge sah er in die Zukunft. Aber er hat als Hofprediger sich auf das sorgsamste gehütet, jemals in politische Angelegenheiten sich einzumischen; er hielt das nicht für seines Amtes und wußte, daß er damit bloß die Kirche schädigte. Bezeichnend dafür ist folgender Vorgang. Er war von Göttingen her innig befreundet mit dem Privatdozenten Aegidi, einem geborenen Preußen, der über öffentliches Recht las. Aegidi vermied durchaus in seinen Vorlesungen die Politik zu berühren. Er vertrat die göttingische gemäßigte Richtung. Der Universitätskurator von Warnstedt fragte bei ihm an, ob er ein Privatissimum für den jungen Grafen G., für den sich der König interessierte, übernehmen wolle. Er antwortete, daß er nicht abgeneigt sei „wenn der junge Mann strebsam, talentvoll sei und zu vaterländischen Hoffnungen berechtige“. Daraufhin wurde er zum Minister Bergmann beschieden, der ihn fragte, was er unter „vaterländisch“ verstünde, ob „hannoverisch“. Er sagte, unter Vaterland verstünde er Deutschland, und empfing die Antwort: Wie könne ein hannoverscher Diplomat zu „deutschen“ Hoffnungen berechtigen? Das Referat des Ministers, der unter deutsch: Unitarier und Demokrat verstand, an den König brachte diesen gegen

Digitized by Google

Aegidi auf, und als nach 1½ Jahren ihm die Erlaubnis zum Lesen verlängert werden mußte, erhielt er sie zwar, aber das Staatsrecht war gestrichen. Aegidi verließ später Göttingen und im Anfang des Jahres 1866 bat er Uhlhorn, sich für ihn beim Könige zu verwenden und das Mißtrauen des Monarchen gegen ihn zu beseitigen, wahrscheinlich, um eine Anstellung in Göttingen zu bekommen. Bei aller Freundschaft und Teilnahme mit Aegidi lehnte Uhlhorn die Bitte ab, da er als Geistlicher sich mit solchen Dingen nicht befassen könnte. Aegidi nahm ihm die Weigerung nicht übel, weil er die Beweggründe des Freundes verstand und diesem auch nicht Unannehmlichkeiten bereiten wollte.

Vortrefflich war die Stellung zur Königin, die schlicht und einfach nur ihren Pflichten als Gattin und Mutter lebte und daneben den Werken der christlichen Barmherzigkeit ihre Sorge und Arbeit widmete. Man sagte ihr wohl Neigung zur römischen Kirche nach, das war aber reine Erfindung der Gegner. Das Familienleben am Hofe war musterhaft und alle Verleumdung hat nicht vermocht, einen Flecken darauf zu werfen. Uhlhorn trat der Königin bald näher und wurde ihr vertrauter Ratgeber in religiöser Beziehung. Er mußte der Fürstin oft eingehende schriftliche Gutachten über neue Erscheinungen auf dem Gebiete der religiösen Literatur geben.

Überhaupt hatte er jetzt die feste Stellung gewonnen, die er in den Anfangsjahren so schmerzlich entbehrt hatte. Für seine Predigtart fand er eine stetig wachsende treue Gemeinde, seine Kirche wurde zusehends stärker besucht, und das nicht nur von Frauen, sondern auch von einer großen Anzahl Männer, die er dauernd zu fesseln verstand. Mit Recht sagt Düsterdieck, daß die am höchsten Gebildeten und die einfachsten Männer und Frauen kamen, ihn zu hören. In den Briefen seines Nachlasses finden sich viele Zeugnisse, welch einen Einfluß er durch seine Predigten gerade auch auf die wissenschaftlich Gebildeten geübt hat, die ihm dankbar bekannten, daß sie ihre Festigung im christlichen Glauben ihm verdankten und daß er sie für die Kirche wiedergewonnen hätte. Er hat in dieser Hinsicht ähnlich wie Petri gewirkt, auch darin ihm ähnlich, daß er vornehmlich durch seine Predigten Einfluß übte. Zur eigentlichen Seelsorge ließ ihm sein Kirchenregimentsamt wenig Zeit; er konnte die Gemeindeglieder nicht viel besuchen, sondern mußte sich auf die Fälle beschränken, wo er gerufen wurde. Das hat er freilich oft bedauert und mehr als einmal die Notwendigkeit der seelsorgerischen Besuche betont. Von Pastor H., der in der neugegründeten Christuskirchen-Parochie angestellt war, pflegte er zu sagen, daß ohne dessen fleißiges Umherlaufen die Gemeinde nicht gesammelt wäre.

Digitized by Google

Bezeichnend für seine Predigtart ist eine Geschichte, die ein hannoverscher Geistlicher erlebte. Er kommt in Wittenberg aus einer Uhlhornschen Predigt und spricht einem altpreußischen Amtsbruder seine Ergriffenheit von dem Gehörten aus. Aber der antwortet ziemlich gedehnt: „Ja, das war ganz schön, wenn nur die toten Punkte — die langen exegetischen Erörterungen — nicht darin gewesen wären." Was diesem Manne nicht gefiel, war gerade der hohe Vorzug der Uhlhornschen Predigten. Sie sind durchaus textgemäß. Die Hauptsache bleibt immer die Auslegung des Textes, der in seinem Zusammenhange dargelegt wird und dessen Gedanken zur Einheit zusammengefaßt werden. Der Prediger bringt nicht seine Gedanken an den Text heran, sondern läßt sich völlig durch den Text bestimmen. Der Text wird völlig erschöpft, und meisterhaft versteht Uhlhorn selbst solche Verse, die sich störend in den Gedankenzusammenhang des Textes einschieben, zur Ausführung des Textgrundgedankens zu verwerten. Die Person tritt ganz hinter dem göttlichen Worte zurück. Niemals wird auf Effekt gearbeitet, selbst auf eine schöne und überraschende Gestaltung des Themas und der Teile wird kein Gewicht gelegt, vielmehr ist das alles unendlich einfach, oft fast zu schlicht, gestaltet. Dabei ist die ganze Predigt streng logisch aufgebaut und immer wird ein fester Gedankengang innegehalten, der einfach gefangen nimmt und zum Folgen und zur Zustimmung zwingt. Nach scheinbaren Nebenwegen findet man sich auf einmal wieder auf der Hauptstraße und hat durch die scheinbaren Abschweifungen eine Bereicherung des Hauptgedankens gewonnen. „Er nimmt einen an die Hand," so urteilte ein Zuhörer, „und führt fest und sicher zum Ziele." Dabei fehlen durchaus nicht die Beziehungen auf die Zeitverhältnisse, nur daß Uhlhorn immer alles Gewicht auf das persönliche Christenleben und die eigene Entscheidung für oder wider Christum legt. Düsterdieck schreibt hier die schönen und treffenden Worte: „Die Macht der Uhlhornschen Predigten lag in der klaren Einfachheit, in der freundlichen Milde und in dem seelsorgerischen Ernste seiner Verkündigung der göttlichen Gnade und Wahrheit. Ein bedeutender Theologe hat einmal gesagt, die beste Predigt sei die, in welcher die meiste Liebe fühlbar werde. Das trifft bei den Uhlhornschen Predigten zu. Die Liebe des Predigers zur Gemeinde sprach sich in dem seelsorgerischen Verlangen aus, die Hörer auf dem Wege des Lebens zu leiten und jeden Einzelnen zu dem himmlischen Erbteil zu weisen. Daher kam auch der Ernst, mit welchem Uhlhorn zur Entscheidung, zur Wahl zwischen Leben und Tod aufforderte. Beim Verlassen der Kirche sagte mir einmal ein alter Zuhörer, es sei merkwürdig, wie Uhlhorn uns vor ein Entweder — Oder

Digitized by Google

stelle. Von nichts war er weiter entfernt, als von dem Versuche eines Kompromisses zwischen dem Evangelium und der modernen Kultur, eines Kompromisses, welcher dadurch zu stande kommen soll, daß eine wundervolle Blüte nach der andern aus dem Kranze der evangelischen Geschichte abgebrochen wird, damit einer leicht gefälligen Tagesmeinung Genüge geleistet werden könne. Und dem jetzt so oft gehörten Gerede, daß nur die Predigt eines modernisierten Evangeliums auf Zuhörer, zumal auf gebildete, rechnen dürfe, stehen die Scharen derjenigen, welche seit einem Menschenalter zu den Uhlhornschen Predigten herbeiströmten, gegenüber." Seine Predigten wirken vor allem durch die Gedanken, die, zumal in Festpredigten, die Hörer hoch über alles Alltägliche hinausheben, und durch das Innerliche weit mehr als durch das Äußerliche. So edel und schön die Sprache ist, niemals, wie auch die Gedanken, in das Alltägliche und Triviale herabsinkend, so verschmäht er doch allen künstlichen Aufputz, alle gesuchte Rhetorik, alles Schmeicheln der Sinne. Ungesucht und einfach war auch der Vortrag. Weder die Haltung, noch das Organ war imponierend, jene schlicht und unscheinbar, dieses etwas scharf, auch wohl leise belegt, jedoch überaus deutlich und leicht verständlich. Aber Uhlhorn wollte auch nichts von äußeren Mitteln und Mittelchen wissen und alles gesuchte und eitle Wesen war ihm in der Seele fremd und zuwider. Es wird wenig berühmte Prediger geben, die so anspruchslos und bescheiden, so keusch in jeder Beziehung auf die eigene Person predigten, so ganz und gar in der Predigt selbst lebend und aufgehend, wie er. Man vergaß völlig die Person des Predigenden über der Predigt, vielleicht das höchste Lob, das man einem Pastoren geben kann. Und dabei besaß er eine Wärme und Überzeugungskraft, einen Eifer, der die Hörer faßte und mit fortriß.

Er selbst urteilte bescheiden über seine Predigten. Trotz vieler Bitten konnte er sich lange nicht entschließen — abgesehen von einzelnen — wieder eine neue Sammlung herauszugeben. Als er schon lange ein gefeierter Redner war, antwortete er auf die Bitten um Herausgabe seiner Predigten: „Ja, wenn ich so predigen könnte wie Petri, aber ich sitze am grünen Tische und komme zu wenig in die Gemeinde. Wenn ich am Freitag Nachmittag denke, daß ich am Sonntag predigen muß, und sehe meinen Text an, so stehen sofort Thema und Teile mir klar vor Augen, sehe ich dann nach, was ich vor zwei Jahren darüber gepredigt habe, so finde ich denselben Gang." Er hielt deshalb auch dafür, daß, wenn dem ganzen Texte sein Recht gegeben werden solle, man eigentlich nur Eine Predigt über einen Text halten könne. Erst im Jahre 1869 entschloß er sich zur Ver-

Digitized by Google

öffentlichung einer vollständigen Predigtsammlung. Wie er sein Amt führte, davon mag der Bericht seines Hilfspredigers aus späteren Jahren Zeugnis ablegen: „Was mir bei seiner pastoralen Wirksamkeit," heißt es darin, „besonders an ihm entgegengetreten ist, war das Bewußtsein, vor Gottes Angesicht zu stehen. ‚Vergessen Sie nie,' sagte er mir schon bei der Beurteilung meiner Examenspredigt, ‚daß, wo wir unsere eigene Ehre suchen, wir die Wirkung des gepredigten Gotteswortes hemmen.' Als ich dann 1877 sein Kollaborator wurde, trat es mir bei den Osterkommunionen wieder entgegen, als er darüber klagte, daß es so schwer sei, bei großen Abendmahlsfeiern die innere Sammlung bis ans Ende zu bewahren. Ein andermal kam ich nach einer von ihm gehaltenen Predigt unvermutet in seine Sakristei und fand ihn auf den Knieen liegend und mit lauter Stimme betend." Seine Tätigkeit in der Seelsorge ist ja der Natur der Sache nach mehr verborgen geblieben, aber Viele haben dankbar den reichen Segen bekannt, den er ihnen gab mit seiner freundlichen Milde, seinem tiefen Verständnis für die Seelenzustände und mit seiner klaren Entschiedenheit, die so einfach den rechten Weg zu zeigen verstand. Unvergeßlich ist Unzähligen die Konfirmandenzeit bei ihm, sein meisterhafter Unterricht geblieben. Mit großer Sorgfalt arbeitete er den Gang bis ins Einzelne aus, lichtvoll und herzanfassend war seine Art der Unterweisung. Besonderes Gewicht legte er auf die Anleitung der Konfirmanden zu rechter Begehung der letzten Tage vor der Konfirmation. Er gab hier eingehende Unterweisungen zum Schriftlesen (Joh. 14—16, Psalm 32 und 103 für den Beichttag, Joh. 17 und Psalm 23 für den Konfirmationstag). Er gab zur Konfirmandenbeichte den Kindern auch den Rat (ohne jeden Zwang übrigens), eine selbstgeschriebene Beichte ihm vorher einzureichen. Das ist manchem Konfirmanden zum Segen geworden, denn es bot dem Seelsorger Gelegenheit, ihm noch besondere Mahnungen zu geben. Uhlhorn pflegte die Beichte der Konfirmanden so zu halten, daß erst in der Kirche eine Ansprache an Alle und ein gemeinschaftliches Sündenbekenntnis stattfand, dann wurde in der Sakristei jedem Kinde einzeln die Absolution gesprochen, wobei er dann unter vier Augen jedem noch ein ernstes Wort ans Herz legte. Bei der oft großen Konfirmandenzahl war das ein nicht geringes Stück Arbeit. Eine Frucht seines Konfirmandenunterrichtes ist auch das „Gedenkbüchlein für konfirmierte Christen", das im wesentlichen von ihm geschrieben ist. Echt kirchliches Gepräge trugen seine Kasualreden. Bei einer Beerdigung am 4. Advent begann er z. B. mit den Worten: „Freuet euch in dem Herrn allewege und abermal sage ich: Freuet euch!" um dann etwa fortzufahren: „Wie paßt das Wort zu

Digitized by Google

eurer tiefen Trauer?“ und er findet die Lösung in dem: „Der Herr ist nahe, Jesus, der auch im Leide der Freudenmeister bleibt.“

Als Hofprediger versuchte er dann — vielfach Petri folgend — auch mancherlei Verbesserungen einzuführen, worauf Leopold erst nur zögernd einging. Die Beichte auf den Sonnabend zu legen, ist ihm freilich nicht gelungen; er selbst hielt es als das Wünschenswerte fest und bewahrte später in Loccum noch treu die alte, gute Sitte. Aber dafür gestaltete er die Abendmahlsfeier selbst würdiger. Bis dahin war sie ohne liturgischen Gesang vollzogen — nicht einmal das Vaterunser und die Einsetzungsworte werden gesungen, klagt er — jetzt wurde die alte, reiche und schöne lutherische Form erneuert. Überhaupt wurde die Schloßkirche für die Liturgie vorbildlich, deren musikalische Ausgestaltung durch das Kunstverständnis des Königs und seine Liebe zur Musik wesentlich gefördert wurden. Mit besonderer Freude hielt Uhlhorn die liturgischen Vespergottesdienste vor den hohen Festen, die er wesentlich auf ihre Höhe gebracht hat. Mit großer Sorgfalt, feinem Sinne und musikalischem Verständnis suchte er die Gemeindelieder, Chorgesänge und Lektionen für jede Vesper aus, so daß ein harmonisches Ganzes entstand. Er beklagte es sehr, als sein Nachfolger später eine Ansprache einschob. Nach seiner Meinung gehörte eine solche da nicht hinein, sondern nur reichliche Schriftlektion, umrahmt von Gesängen und Gebeten. Das Ganze solle als Vorbereitung auf das Fest einen durchaus objektiven Charakter tragen. Überdies betonte er, daß gerade bei solch einem liturgischen Gottesdienst es unendlich schwer sei, das rechte Wort zu sagen. Es müßte kurz, objektiv und auf die Höhe des Festes führend sein, und solch eine Ansprache gelänge nicht jedem; er selbst getraue es sich nicht. In der Regel werde eine solche Ansprache die ganze Feier nur abschwächen, indem sie von der Höhe, auf welche die Schriftworte führten, hinabführe. Ganz einfach, ohne jede Liturgie und Chorgesang sollten nach seiner Meinung dagegen die Fastengottesdienste sein, denn hier komme alles auf die Predigt an, die in die Passionsgeschichte hineinzuführen und sie möglichst einfach und schlicht auszulegen habe.*)

Auch Gesangbuchsfragen beschäftigten ihn bereits in dieser Zeit, freilich noch nicht in Bezug auf die ganze Landeskirche, sondern nur auf seine Heimat. Wahrscheinlich stammt aus seiner Feder schon ein Aufsatz in der „Vierteljahrschrift“, datiert: Osnabrück, in der

*) Die Einführung des Kniecus in der Kirche wurde allerdings von Manchen als katholisch verschrieen nach dem Vorbilde der „Evangelischen Kirchenzeitung“, die 1852 erklärte: „Das Knieen sei der Würde der Christen zuwider.“

Digitized by Google

Osterwoche 1853: „Die Wiedereinführung einer Sammlung von Kirchenliedern aus dem alten Gesangbuch in die Gemeinde Hoyel-Riemsloh im Konsistorialbezirk Osnabrück.“ Er legt darin die Gesangbuchsnot im Osnabrückschen dar und kritisiert die beiden dort gebrauchten Gesangbücher für die Stadt- und Landgemeinden, die „schwerlich ihres Gleichen haben, soweit es deutsche evangelische Gesangbücher gibt. Schwer wäre es zu sagen, welches von beiden das bessere sein möchte, welches das schlechtere, denn beide stehen auf einer so tiefen Stufe, daß der Unterschied von besser und schlechter fast aufhört.“ Nicht nur, daß die alten Kirchenlieder, selbst ‚Ein' feste Burg‘ oft bis zur Unkenntlichkeit verändert waren, sondern der Anhang brachte sogar Lieder, wie Höltys: ‚Üb' immer Treu und Redlichkeit‘ und Hermes': ‚Wie lieblich winkt sie mir, die sanfte Morgenröte.‘ Der Kirchenvorstand zu Hoyel kam nun 1853 beim Konsistorium um die Erlaubnis ein, einen Auszug aus dem alten Osnabrücker Gesangbuch drucken lassen und gebrauchen zu dürfen, wobei dann zum Teil auf das Ursprüngliche zurückgegangen war. Das Konsistorium urteilte darüber: „Die vorliegende Sammlung dürfte allerdings den mit Recht zu machenden Ansprüchen nicht überall genügen. Weder die Auswahl, noch die Anordnung, noch endlich die Texte der Lieder, wofür meistens das alte Gesangbuch maßgebend war, sind von der Art, daß dagegen nicht Ausstellungen gemacht werden könnten.“ Doch erteilte es die gewünschte Erlaubnis. Auch Uhlhorn hat viel an dem Gesangbuche auszusetzen, auch an dem einseitigen Vorgehen einer Gemeinde, aber er hält diesen Schritt auch nur für die Vorbereitung einer definitiven Wiedereinführung des für eine Zeit verlorenen Schatzes alter Kirchenlieder und für den ersten Anfang eines allgemeinen neuen und allseitig genügenderen Gesangbuches, wenn auch nur erst in dem Fürstentum Osnabrück, vielleicht aber auch darüber hinaus. Diese Hoffnung wurde allerdings fürs erste nicht erfüllt. Das neue Gesangbuch blieb auf Hoyel beschränkt. Vor allem wehrte sich die Stadt Osnabrück, die noch mehr als das Land unter der Gesangbuchsnot litt, heftig gegen eine Reform auf diesem Gebiete. Uhlhorn hat sich vergeblich darum bemüht, seiner Vaterstadt in dieser Hinsicht zu helfen; erst im Jahre 1867 trat hier notdürftig Wandel ein.

Wissenschaftlich arbeitete Uhlhorn in diesen Jahren vornehmlich auf dem Gebiete der Kirchengeschichte. Die Vermittlungstheologie hatte sich ein neues Organ in den „Jahrbüchern für deutsche Theologie“ geschaffen. Von Anfang an wurde Uhlhorn zur Mitarbeit herangezogen. Er hat in den Jahrgängen 1857 und 1858 wertvolle Aufsätze über „die älteste Kirchengeschichte in ihren neueren Dar-

Digitized by Google

stellungen“ gegeben, eigentlich eine Geschichte der protestantischen Kirchengeschichtsschreibung, zu der er durch Baurs „Epochen der kirchlichen Geschichtsschreibung, Tübingen 1852“ angeregt war. Die Aufsätze sind sehr klar und prinzipiell entschieden und doch wieder mild im Urteil über die Personen geschrieben. Besonders eingehend ist die Auseinandersetzung mit der Baurschen Schule und die Ablehnung ihrer Behauptungen, bei denen er nachweist, wie sie aus falschen Prinzipien hervorgehen und auf wissenschaftliche Geltung keinen Anspruch machen dürfen. Im Herbst 1861 vollendete er dann eine Biographie des Urbanus Rhegius (Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der lutherischen Kirche, VII. Teil, Elberfeld 1861). Mit besonderer Freude arbeitete er an diesem Stück hannoverscher Kirchengeschichte und durfte das vollendete Werk dem König auf dessen ausdrücklichen Wunsch in einer Privataudienz überreichen. Endlich blieb er auch ein eifriger Mitarbeiter der „Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche“, für die er schon als Privatdozent Artikel geliefert hatte. Er hat darin vornehmlich geschichtliche Gegenstände behandelt und es ist ihm vergönnt gewesen, noch an der dritten Auflage mitzuwirken, deren Vollendung er nicht mehr erleben sollte.

Inzwischen war eine neue wichtige Aufgabe an ihn herangetreten. Die Stadt Hannover war mit der Rückkehr des Fürstenhauses rasch aufgeblüht, und die wachsende Einwohnerzahl ließ seit der Mitte der fünfziger Jahre die Frage einer besseren kirchlichen Versorgung der Stadt brennender werden. Seit Erbauung der Gartenkirche, deren Grundstein am 16. August 1746 gelegt wurde, war zu den älteren Kirchen keine neue hinzugekommen. Damals wohnten auf dem ganzen Gebiete vor dem Ägidien- und Steintore in 435 Häusern nur 1100 Erwachsene und 291 Schulkinder, nach der Zählung vom 3. Dezember 1858 waren es 18155 Seelen, davon 17077 lutherischer Konfession. Der neue 1845 gegründete Ernst August-Stadtteil war teils in die Ägidien-, teils in die Kreuzkirche eingepfarrt, die Vorstadt gehörte teils zur Gartenkirche, teils zur Parochie Hainholz. Gerade für diesen letztern Teil, das Gebiet vor dem Steintor und Clevertor, war die Bildung zu einer eigenen Parochie am dringendsten notwendig; es war ein unhaltbarer Zustand, daß diese jetzt so stark vergrößerte Vorstadt mit durchaus städtischem Gepräge einer benachbarten Landgemeinde eingepfarrt war. Auch die Zahl der auf diesem Gebiete wohnenden Lutheraner — 6823 — (1746 waren es noch nicht 400 gewesen) erforderte die Versorgung durch einen eigenen Geistlichen. Die Bearbeitung dieser Sache wurde Uhlhorn übertragen,

Digitized by Google

der sie mit großer Energie und Besonnenheit angriff. Er suchte vor allem den 1845 gemachten Fehler, die Eingemeindung eines neuen Stadtteils in die alten Parochien, zu vermeiden und die Errichtung einer neuen Parochie mit eigener Kirche durchzusetzen, indem er zugleich ins Auge faßte und klar aussprach, daß diese Neugründung nur der Anfang weiterer Kirchenbildungen in der rasch anwachsenden Residenzstadt sein sollte. Schon im August 1859 wurde die Errichtung der neuen Parochie vollzogen, und sie erhielt sofort einen eigenen Pastoren in der Person des bisherigen Garnisonpredigers in Celle, Hoyer, der zunächst in der Nikolaikapelle Gottesdienst hielt. Zugleich aber wurde auch der Bau einer eigenen Kirche beschlossen. Nachdem viele Bemühungen, einen Bauplatz zu beschaffen, gescheitert waren, überließ endlich der Magistrat käuflich einen Teil des Viehmarktes, wo die Kirche mitten in der Parochie, nach keiner Seite hin von Bauten beengt, sich frei erheben konnte. Noch schwieriger war die Beschaffung der Mittel. Eine Kirchenkollekte und städtische Sammlungen ergaben einen schönen Betrag, aber viel zu gering, um das geplante einfache Kirchlein herzustellen. Da erbot sich der König Georg, die Kirche aus eigenen Mitteln zu bauen und der Gemeinde zu schenken. Zugleich beauftragte er den Baurat Hase, diesen hervorragenden Vertreter der Gotik, einen neuen reicheren Plan zu entwerfen. Der Grundstein wurde am 21. September 1859 gelegt. Der König selbst hielt dabei eine Ansprache, in der er seinen Willen aussprach, daß die „Christuskirche“ auch die Stätte für die Ordination der Missionare werden solle „und somit eine Quelle des Seelenheiles für ihre eigene Gemeinde und für ferne Weltteile werde“. Die eigentliche Weihrede nach der feierlichen Grundsteinlegung hielt Uhlhorn über den Text: „Einen andern Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.“ Die schöne Kirche wurde 1862 vollendet und ist die erste in dem Kranze der Kirchen geworden, der später unter Uhlhorns Verwaltung der Superintendentur der Inspektion Hannover um die Altstadt herum entstanden ist.

Neben dieser Arbeit an der Gründung der Christuskirchengemeinde fand Uhlhorn jetzt auch die Gelegenheit, seine Liebe zur Innern Mission zu betätigen. Wir hörten schon, wie er von früh an diesen Werken seine besondere Teilnahme zugewendet hat. Solange er in Hannover war, hatte er im dortigen Jünglingsverein, den Petri gegründet hatte, mitgeholfen. Er übernahm die Bibelstunden und beteiligte sich auch oftmals an den Spaziergängen des Vereins, bei welcher Gelegenheit er selbst eifrig und fröhlich sich mit den Jünglingen tummelte und mit ihnen spielte. Mit den Anstalten

Digitized by Google

der Innern Mission — vor allem dem Rauhen Hause in Hamburg — stand er in dauernder Verbindung und hat, wo sich ihm Gelegenheit bot, sie auch selbst besucht. So war er auch im August 1861 in der Diakonenanstalt in Duisburg (1845 von Fliedner gegründet). Als diese im November des genannten Jahres in Hannover für ihre Zwecke wieder sammeln ließ — sie hatte auch Hannoveranern Dienste geleistet — bemühte er sich sehr darum. Es waren gerade viel Sammlungen in Hannover gewesen und ein Kollektant für das Konfirmandenhaus in Hamm hatte schon am zweiten Tage die Stadt verlassen, weil er fast nichts erhalten hatte. Nichtsdestoweniger suchte Uhlhorn das Möglichste zu tun; er wandte sich durch den Kabinettsrat Lex an den König in der Hoffnung, daß derselbe auch diesmal den Sammler nicht leer abziehen lasse, zumal jetzt eine Veranlassung durch die Hannoveranern geleistete Hilfe vorlag. In der Tat bewilligte der König sofort 100 Taler und auch sonst hatte der Diakon Liebermann gute Erfolge.

Eine Segensstätte für die ganze Landeskirche wurde das Henriettenstift, an dessen Gründung Uhlhorn mit den größten Anteil hat. Das Diakonissenwesen ist seine ganze Liebe gewesen bis zum Tode, nichts anderes hat ihm so am Herzen gelegen, wie sein Henriettenstift. Der Gedanke selbst ist dem Herzen der Königin Marie entsprungen. Sie hatte im Jahre 1857 von ihrer Großmutter, der Herzogin Henriette von Württemberg, 6000 Taler geerbt. Die edle Fürstin war eine Wohltäterin des Volkes, eine „Diakonisse im Fürstengewande" gewesen und so bestimmte die Königin, um ihr Andenken zu ehren, das Geld sofort zur Stiftung eines Diakonissenhauses, wie sie es schon längst ihrem Lande ersehnt hatte. Bis dahin war Hannover in dieser Liebesarbeit zurückgeblieben, länger noch als andre lutherische Kirchen, die überhaupt schon zögernd in diese Arbeit eingetreten waren. Die Königin besprach ihren Plan erst mit der Generalin Hartmann und alsdann mit Uhlhorn, der mit Freuden auf die Absicht der Königin einging. In seiner Hand hat die Sache dann vornehmlich gelegen und er hat die Hauptarbeit geleistet, das Stift ins Leben zu rufen.

Er machte zunächst — zum Teil mit seiner Frau zusammen — eine Instruktionsreise durch die Diakonissenanstalten Deutschlands. Die Eindrücke, welche er hier empfangen hat, schildert er noch in seiner „Christlichen Liebestätigkeit". Über Kaiserswerth schreibt er: „Charakteristisch für Kaiserswerth ist, ganz dem Charakter Fliedners entsprechend, die Einfachheit. Alles ist schlicht, fast ärmlich; der Schönheit ist wenig Rechnung getragen. Fliedner bezeichnet gern seine

Digitized by Google

Schwestern als Mägde Christi. Den Armen dienend will man mit den Armen arm sein. Der nüchterne Zug Fliedners prägt sich im ganzen Leben des Hauses aus, aber auch seine Willensstärke. Da ist nichts von schwärmerischem Wesen, von mystischer Andacht. Kaiserswerth ist kein Kloster, keine Stätte der Beschaulichkeit, sondern der Arbeit, freilich der von Gebet getragenen Arbeit, zu der man sich die Kraft aus Gottes Wort holt. Das genossenschaftliche Element ist nur schwach ausgebildet, ein Selbstregiment der Schwestern gibt es nicht; pünktlicher, fast militärischer Gehorsam ist die Grundtugend der Schwestern, Fliedner ist der Regent und seine Frau die Oberin. Auch das ist bezeichnend, daß die Oberin nicht aus den Schwestern genommen ist. Aber dabei hat doch alles einen großartigen Zug. Von Anfang an werden die verschiedensten Zweige der weiblichen Diakonie in Angriff genommen, Krankenpflege, Gemeindediakonie, Kleinkinderschule, Rettung der Gefallenen, und früh schon die Arbeit über die nächsten Kreise ausgedehnt."

In Straßburg, das mit Kaiserswerth viel Ähnliches hat, war dagegen durch Härter die Schwesternschaft zu einer wirklichen Genossenschaft ausgebildet. Sie ist in drei Stufen gegliedert: Probeschwestern, Beischwestern und eingesegnete Schwestern. Über die Aufnahme in die Schwesternschaft entscheidet diese selbst mit mindestens Zweidrittelmehrheit. Die Schwesterschaft wählt auch die Oberin aus ihrer Mitte immer auf drei Jahre, dagegen hat der Seelsorger des Hauses nur eine beratende Stimme.

Ein völlig anderes Bild bot Neuendettelsau, Löhes Stiftung. „Man kann kaum zwei verschiedenere Menschen denken, als Fliedner und Löhe. Fliedner wurzelt in der reformierten Kirche, und all sein Tun zeigt unverkennbar reformierte Art. Löhe ist entschiedener Lutheraner. Die Kirche und zwar die lutherische, die ihm hoch über allen andern Kirchen steht, ist der Mutterboden seines Wirkens, in ihr lebt er, für sie arbeitet er. Fliedner ist nüchtern, realistisch veranlagt, Löhe ist eine geniale Natur, voll idealen Schwunges: ein edles Pathos, ein poetischer Hauch liegt über seiner Person und dem, was er schafft. Fliedner ist trotz seiner großen Organisationsgabe formlos, bei Löhe ist alles formvollendet, in allem erstrebt er zugleich die Schönheit der Form, wie er denn auch zu den größten Liturgen unserer Kirche gehört. Wie ihm Christus der schönste unter den Menschenkindern ist und das Christentum zugleich der Inbegriff alles Schönen, so pflegt er auch überall in seinen Gottesdiensten und im Anstaltsleben, in Haus und Kirche die Schönheit. Um davon einen Eindruck zu haben, braucht man nur die Tracht

Digitized by Google

der Kaiserswerther und der Dettelsauer Schwester zu vergleichen oder sich zu erinnern, mit welcher Begeisterung Löhe das Bild einer echten Diakonissin entwirft, die alles kann, das Geringste und das Größte, die des Geringsten sich nicht schämt und das höchste Frauenwerk nicht verderbt, ‚die Füße im Staube niedriger Arbeit, die Hände an der Harfe, das Haupt im Sonnenlichte der Andacht und Erkenntnis Jesu'. Mit diesem Sinne für Schönheit verbindet Löhe große administrative Gaben, Pünktlichkeit und Ordnungsliebe. Die Schwestern, die Unterricht in der Kunstgeschichte erhalten, werden zugleich sorgsam in der Rechnungsführung unterwiesen, und es wird von ihnen gefordert, die Inventarien in der peinlichsten Ordnung zu halten. An die geistige Ausbildung seiner Schwestern stellt Löhe sehr hohe Anforderungen, aber er strebt auch, sie zu selbständigen christlichen Persönlichkeiten zu erziehen, und er konnte das, denn er war ein Seelsorger und Erzieher von Gottes Gnaden, dem eine seltene Macht über die Seelen gegeben war. Löhe hat unzweifelhaft den ganzen Stand der Diakonissen gehoben, er hat das Werk den gebildeten und vornehmen Kreisen nahe gebracht, was für die Gewinnung tüchtiger Kräfte von höchster Bedeutung war. Aber er hat auch der Genossenschaft etwas Ordensartiges gegeben. Wie in allem, was Löhe tat, ein katholisierender Zug nicht wegzuleugnen ist, so hat er auch die Diakonissen den barmherzigen Schwestern angenähert."

Eine Verschmelzung der Eigentümlichkeiten von Kaiserswerth, Straßburg und Dettelsau ist durch Schultz in Bethanien in Berlin vollzogen und damit das ganze Diakonissenwerk auf eine höhere Stufe gehoben. Bethanien ist die Stiftung Friedrich Wilhelms IV, und die königliche Gunst hat ihm eine gewisse Vornehmheit verliehen, auch Jungfrauen aus den höheren Ständen in größerer Anzahl herangezogen. Wesentlich beruht die Bedeutung Bethaniens darauf, „daß die Ausbildung der Schwestern allseitiger wurde, die Auswahl strenger, die Anforderungen nach allen Seiten hin, namentlich auch bezüglich der Krankenpflege nach der technischen Seite, höhere und dementsprechend auch die Leistungen. Mag darin auch das eine oder andere verfehlt sein, immerhin ist es das Verdienst Bethaniens, den Schwestern eine würdigere Stellung nach außen und für ihre Tätigkeit eine vollkommenere Ausrüstung gegeben zu haben." Nicht vergessen darf endlich werden, daß hier das Diakonissenwerk mehr im lutherischen Sinn und Geiste betrieben wurde.

Durch die Reiseerfahrungen bereichert, konnte Uhlhorn nun die Grundzüge für die hannoversche Diakonissenanstalt entwerfen. Er hält sich im großen und ganzen an das Vorbild von Bethanien. An

Digitized by Google

der Spitze des Stiftes steht nicht wie in Dettelsau und Dresden ein Rektor oder wie in den Kaiserswerther Tochteranstalten ein Inspektor und eine „Mutter", sondern „Oberin und Pastor". Bis ins kleinste eingehend sind die „Hausordnung und Verhaltungsregeln für die Schwestern", die den Mittelweg zwischen allzugroßer Gebundenheit und Freiheit gehen und alles Gewicht auf die innere Tüchtigkeit zum Diakonissenamte legen. „Ihr Beweggrund zu diesem Dienste soll ein wahrhaft evangelischer sein, d. h. auf dem Wort von der freien Gnade in Christo Jesu beruhen, durch dieses erneuert und geheiligt soll es die Liebe Christi sein, die sie dringe, diesen Lebensberuf zu erwählen." Deshalb wird vor allem Lauterkeit und Freiwilligkeit erwartet, damit die Schwester sich dem ernsten Berufe auch mit ganzem Herzen und ungeteilt widme. Dann wird besonders treue Gewissenhaftigkeit in der Pflege der Kranken, volle Unterordnung unter die ärztlichen Vorschriften gefordert. Dabei soll das Haus aber von christlichem Geiste erfüllt sein, den Kranken Gottes Wort und Gebet und stille Sonntagsfeiern geboten werden. Den Schwestern wird die Pflege des eigenen inwendigen Christenlebens besonders eindringlich aus Herz gelegt, damit sie in aufrichtiger selbstloser Liebe den Kranken dienen um des Herrn willen, nicht um ein Verdienst oder Ehre und Lob von den Menschen zu erwerben. „Jede Schwester soll es auch wieder sich zur Pflicht machen, ihre Gesundheit und Kräfte dem Dienste des Herrn zu erhalten und sich nicht mehr Anstrengung selbst aufzuerlegen, als ihre Pflichten erfordern; sie soll sich darum auch zur rechten Zeit die nötige Ruhe gönnen." Eine pünktliche Tagesordnung, die bis ins einzelne festgelegt wird, soll innegehalten werden.

Auch in äußeren Dingen ordnete er alles auf das sorgfältigste, so z. B. die Kleidung der Schwestern. Auf seinen Rat wurde zum Arbeitskleide blaugemusterter Baumwollenstoff (das Fliednersche Kleid) genommen, aber anstatt des häßlichen und teuren Kaiserswerther Schnürenhutes ein einfaches weißes Häubchen im Hause und mit einem schwarzen Tüchlein darüber auf der Straße.

Vollkommen fest stand ihm von vorneherein, daß das Diakonissenhaus ausgesprochen lutherischen Charakter tragen müsse, wenn auch bei der Aufnahme von Kranken nicht der geringste Unterschied der Konfession oder Religion gemacht werden sollte. Uhlhorn konnte sich nicht anders entscheiden, zumal von Anfang an daran gedacht wurde, die Schwesternschaft als eine Gemeinschaft mit eigener Wort- und Sakramentsverwaltung zu gründen und diese Gemeinde als ein Glied der lutherischen Landeskirche gelten sollte und ihr vornehmlich zu dienen berufen war, auch nur so das Vertrauen der Gemeinden

Digitized by Google

gewinnen konnte. Als dieses in reformierten Kreisen, vor allem in Ostfriesland empfindlich berührte, schenkte die Königin — gewiß auf Uhlhorns Veranlassung — 3000 Taler zur Gründung eines ostfriesischen reformierten Mutterhauses, dazu wurde versprochen, daß man gern auch reformierte Jungfrauen im Henriettenstifte ausbilden wolle. Aus dem reformierten Diakonissenhause wurde freilich nichts.

Am 27. Juni 1860 wurde das Henriettenstift in einem gemieteten Hause in der Wilhelmstraße eröffnet. Uhlhorn hielt zur Einweihung eine Ansprache, die einen kurzen Überblick über die Liebestätigkeit der christlichen Kirche brachte und eine Darlegung dessen, was die weibliche Diakonie will. Es ist in der Tat, „als hätte man darin die Grundzüge seiner späteren Geschichte der christlichen Liebestätigkeit vor sich." Zur Oberin wurde eine Hannoveranerin, Emmy Dankwerths, bestimmt, die in Bethanien ausgebildet, sich in Potsdam und Schlesien als Vorsteherin außerordentlich bewährt hatte. Mit ihr waren drei christliche Jungfrauen eingetreten, zwei aus Schlesien und eine aus dem Hannoverschen, die in Bethanien vorgebildet waren.

Der Anfang war mehr als bescheiden, zumal die Teilnahme des Landes und der Stadt äußerst schwach war. Die Krankenbetten standen anfangs leer, erst nach und nach kam die eine oder andere Kranke (man nahm vorläufig nur Frauen und Kinder auf). Die vier Probeschwestern machten ihre Schröpf- und Verbandübungen an dem alten Knecht. Erst als ein Abonnement für weibliche Dienstboten eingerichtet wurde, ging es mit der Arbeit etwas besser. Aber im ersten Jahre hatte man doch nur 74 Kranke gehabt und die Zahl der Schwestern war erst auf 6 gestiegen, die allerdings ganz besonders eng verbunden waren. Uhlhorn, der damals in unmittelbarer Nähe des Stiftes wohnte, war fast täglich dort, auch seine Frau und Kinder waren dort wie zu Hause. Er hielt Unterricht und Bibelstunden im Hause, verwaltete die Seelsorge an den Kranken und Schwestern, die sich sonst zu den Gottesdiensten in der Schloßkirche hielten. Wie er in der Diakonissensache lebte, sie im gesund lutherischen Sinne zu leiten suchte, wie er Mißverständnisse und Verdächtigungen — so z. B. auch das oft ausgesprengte Gerücht, die Schwestern würden mit zu vieler und zu schwerer Arbeit überhäuft — fest und entschieden bekämpfte und mit warmem Eifer um die Teilnahme der Gemeinden und um neue helfende Kräfte warb, dafür bieten die von ihm geschriebenen ersten Jahresberichte und an den Jahresfesten gehaltenen Ansprachen ein schönes Zeugnis. Die Reden sind noch heute wert, gelesen zu werden.

Trotz aller Schwierigkeiten verlor er nicht den Mut, sondern dachte von vorneherein daran, das Werk noch zu vergrößern. Da die

Digitized by Google

Ausdehnung der Krankenpflege allein ein Wachsen der Diakonissensache ermöglichte, beschloß man sehr bald den Neubau eines Hospitals, welches allen Anforderungen der Wissenschaft genügte. Uhlhorn reiste nach Darmstadt, um sich dort das neu errichtete Elisabethenstift anzusehen, und es wurde beschlossen, nach dessen Muster das neue Haus zu bauen. Der König schenkte 22000 Taler zum Kauf eines vier Morgen großen Grundstückes dicht vor der Stadt, und der Bau wurde begonnen, obwohl die Bausumme, die auf 65000 Taler veranschlagt war, nur zum Teil vorhanden war. Am 14. April 1861, dem Geburtstage der Königin, wurde der Grundstein gelegt, und nach vielen Nöten — so starben die beiden ersten Architekten bald nacheinander — konnte am 24. Juli 1863 das vollendete Haus bezogen werden.

Inzwischen hatte Uhlhorn auch schon den Versuch gemacht, die Diakonissensache in anderen Orten Hannovers zu fördern. Seine Gedanken gingen zunächst auf seine Vaterstadt Osnabrück. Er verhandelte darüber mit dem Syndikus Pagenstecher, besonders als die Zeitungen berichteten, daß der Apotheker Veldmann ein Kapital von 9000 Talern für die Diakonissen in Osnabrück vermacht habe. Bei dieser Gelegenheit schreibt er noch folgendes: „In der Zeitung habe ich auch von dem neuen Krankenhause gelesen, das Sie zu bauen beabsichtigen, auch daß die Mittel zu diesem Bau noch nicht vorhanden sind. Das hat einen Gedanken in mir wieder wachgerufen, den ich schon voriges Jahr hegte. Es hat mir so recht leid getan, in Osnabrück eine offenbare Mißstimmung gegen unsere Königin zu treffen, weil dieselbe das katholische Krankenhaus der Barmherzigen unterstützt hat. Schon damals ging mein Gedanke dahin, ob mir vielleicht Gelegenheit gegeben wäre, J. M. der Königin die Bitte um eine Unterstützung auch des evangelischen Krankenhauses vorzutragen." Er bittet Pagenstecher um seine Meinung. Die Antwort findet sich leider nicht mehr bei den Briefen.

Digitized by Google

8. Kapitel.

Der Katechismussturm. Abrenuntiation. Vorsynode. Tod seines Bruders Gustav. Glücklicher Ausgang der Synode. 1862—1863.

Mitten in das friedliche kirchliche Wirken und die stille Arbeit in der christlichen Liebestätigkeit kam nun der Sturm, den Uhlhorn schon lange vorausgesehen und dessen Herannahen er bereits 1852 klar vorhergesagt hatte, ein Sturm, der die hannoversche Landeskirche in ihren Grundfesten erschütterte, unsäglich viel Zerstörung brachte, aber zugleich nach Gottes Willen auch der Anlaß zu neuer segensreicher Entwickelung der Kirche wurde, der Katechismussturm vom Jahre 1862.

Der im Jahre 1790 durch Königliche Verordnung eingeführte Landeskatechismus wurde fast allgemein als veraltet und unbrauchbar erfunden. Er hatte unleugbar seine Vorzüge, eine vortreffliche Spruchauswahl und eine geschickte Verwendung von Liederversen, die indes zumeist aus faden, moralisierenden Reimereien bestehen. Ohne eigentlich rationalistisch zu sein, ist er besonnen und maßvoll, so recht ein hannoverscher Katechismus. Der älteren Bevölkerung war er in Fleisch und Blut übergegangen, denn Katechismusunterricht war noch eine Hauptstunde in der Schule, und in den meisten Fällen wurde er wörtlich auswendig gelernt. Der besseren religiösen Erkenntnis indessen, die mit dem Wiedererwachen des kirchlichen Lebens gewachsen war, und der fortgeschrittenen Pädagogik konnte er nicht mehr genügen. Er war nicht geschichtlich aus der Katechismustradition erwachsen, sondern hatte mit ihr völlig gebrochen und bedeutete eine völlige Neuschöpfung auf dem Gebiete der Katechismusliteratur. Freilich nicht eine gelungene. Waren die alten Katechismen eine Auslegung der fünf Hauptstücke nebst der Lutherschen Erklärung, so ist hier der Katechismus Luthers völlig beiseite geschoben, und nur selten überhaupt wird auf ihn Bezug genommen. Text und Erklärung von Luthers Werk sind auseinandergerissen; am Anfang und Ende des Buches abgedruckt, bilden sie gleichsam nur die Buchdeckel, zwischen

Digitized by Google

denen sich eine in acht Abschnitte zerlegte populäre Dogmatik und Ethik befindet. In den sechs ersten und im achten Abschnitte wird die Lehre der Kirche, im ganzen richtig, aber abgeblaßt und abstrakt, im Ausdruck unkirchlich und unbiblisch wiedergegeben. Er beginnt mit der Lehre von Gott und der heiligen Schrift, wobei eine ausführliche Darlegung der göttlichen Eigenschaften gegeben wird, handelt dann von der Schöpfung und Vorsehung, vom Menschen, von der Erlösung und Heiligung und vom künftigen Zustand des Menschen. Der achte Abschnitt bringt noch die Sakramente. Dazwischen ist der bei weitem umfangreichste siebte Abschnitt eingeschoben (von den 146 Seiten des Buches füllt er 78 Seiten): Von den Pflichten und der Tugend eines Christen, behandelnd die Pflichten gegen Gott (28 Seiten), gegen sich selbst (14 Seiten) und gegen den Nächsten (36 Seiten), eine reine Nützlichkeitsmoral. Hier gilt so recht das Wort Lührs von dem ganzen Katechismus, daß er sich wie ein Grauwackengeschiebe zwischen eine edle Ader drängt und sie auseinandersprengt. Vor Luthers Worten hat der Katechismus nicht viel Achtung. Die dritte Frage des vierten Hauptstückes heißt hier: „Wie das Begießen mit Wasser von so großer Wirkung sein könne?“ die dritte Frage im fünften Hauptstück: „Wie leiblich Essen und Trinken so große Vorteile bringen könne?“ Die Sprache ist büchermäßig, oft platt und fern von lebendiger Anschaulichkeit und Volkstümlichkeit. Als Beispiele für den Ausdruck und die moralisierende Nützlichkeitstheologie des Buches mögen folgende Stücke dienen. „Abschnitt I, Frage 1: Wenn du die Welt und alles, was darinnen ist, vernünftig betrachtest, denkst du alsdann, daß sie von ungefähr entstanden sei? oder daß sie einen Urheber haben müsse? Die Welt muß einen Urheber haben, durch den sie geworden ist. Frage 21: Welche Übel haben die göttlichen Bücher unter vielen Völkern teils ganz vertilgt, teils wenigstens vermindert? Den törichten und lästigen Götzendienst, die Menschenopfer, die Grausamkeiten im Kriege, die Härte gegen Niedrige und Leibeigene. Frage 60: Haben wir bei unsern Gesinnungen, Handlungen und Hoffnungen nur auf einige oder auf alle göttlichen Vollkommenheiten zu sehen? Wir müssen alle Vollkommenheiten Gottes in ihrer Verbindung vor Augen haben, denn Gott handelt stets nach allen seinen Vollkommenheiten. Abschnitt VII, Frage 1: Ist es für die Wohlfahrt des Menschen einerlei, wie er gesinnt ist und handelt? Nein, gewisse Gesinnungen und Handlungen sind dem Menschen selbst gut und nützlich, andere hingegen sind ihm schädlich und beschwerlich.“ Und von diesem Gesichtspunkt aus werden dann die Pflichten und Tugenden des Christen besprochen.

Wer den „alten Freund“ kennt, wird begreifen, daß das Ver-

Digitized by Google

langen nach einem neuen Katechismus immer lebhafter wurde. Der Stein kam ins Rollen durch einen Vortrag über den Landeskatechismus, den Lührs auf Veranlassung Petris auf der Pfingstkonferenz zu Hannover 1851 hielt. Infolge einer Bitte der Konferenz an die Kirchenbehörde, wenigstens den kleinen lutherischen Katechismus an einer Stelle des Buches ungetrennt und vollständig abzudrucken, ging diese weiter zur Einsetzung einer Kommission, die beraten sollte, wie der Landeskatechismus als den Bedürfnissen nicht mehr entsprechend anderweitig zu ersetzen sei. Diese Kommission, der die Konsistorialräte Niemann und Münchmeyer, die Oberschulinspektoren Röbbelen und Eickenrodt, die Superintendenten Hildebrandt, Küster, Sayer und Cremer, die Pastoren Petri und Lührs und als Vertreter der theologischen Fakultät Abt Ehrenfeuchter angehörten, trat nach eingehendem Studium der älteren und neueren Katechismen im Herbst 1856 zusammen. Mit unendlicher Sorgfalt wurde von 1856 bis Ende 1861 gearbeitet; es ist wohl niemals an einen Katechismus so viel Mühe gewandt, wie an diesen. Nachdem Lührs den auf einstimmigen Beschluß gewählten alten Celler Katechismus von Michael Walther unter eingehenden Besprechungen der Kommission neu bearbeitet hatte, das Buch nochmals von der Kommission auf das sorgfältigste geprüft, die Konsistorien und die theologische Fakultät zu Göttingen es begutachtet, die Kommission es nochmals durchgesehen hatte, wurde endlich von einer neuen Kommission, der auch Uhlhorn angehörte, der Katechismus zum Abschluß gebracht. Die theologische Fakultät, mit Dorner als Mitglied, die durchaus nicht orthodox genannt werden konnte, beurteilte ihn als „ein treffliches Werk, das in hohem Maße die Eigenschaften eines guten Katechismus in sich vereinigt". Ehrenfeuchter nannte ihn „wohlgelungen und wohlgesegnet". Selbst theologische Gegner, wie Sulze, gestanden zu, daß er bekenntnismäßig sei. Aber man hatte denselben Fehler gemacht, wie der alte Landeskatechismus. Obwohl man nicht die Absicht gehabt hatte, „die späteren wertvollen Arbeiten, namentlich Speners und seiner Nachfolger zu vernachlässigen oder sich gegen die neueren und neuesten Katechismen spröde abzuschließen" (Lührs), so hatte man doch die Tradition wieder abgebrochen und die Entwickelung der letzten zwei Jahrhunderte kaum beachtet. Dazu hatte man überhaupt keine Liederverse aufgenommen, obwohl das dem Volke besonders lieb geworden war. Die Sprache war etwas reichlich altertümelnd, bei aller Schönheit und Tiefe doch zu wenig für die Gegenwart berechnet. Der Katechismus mußte dem Volke als etwas völlig Neues und Fremdes erscheinen, und es war zuviel verlangt, daß die Lehrer und Geistlichen

Digitized by Google

sich mit einemmale in einem kurzen halben Jahre (zu Michaelis sollte das Buch in Gebrauch genommen werden) sich darin einarbeiteten, obwohl Niemann eine meisterhafte Anleitung dazu gegeben hatte in einem Ausschreiben des Konsistoriums, das heute noch sehr lesenswert ist. Diese Forderung weckte Abneigung und Widerstandslust, die dann in die Gemeinden getragen wurde. Endlich waren die „Zugaben", namentlich das Stück vom Amt der Schlüssel dem Volke gänzlich fremd geworden, und die hochkirchliche Fassung gerade dieses Stückes bot bequemen Anhalt, den ganzen Katechismus des Katholisierens zu beschuldigen. Uhlhorn ist durchaus nicht mit allen Einzelheiten einverstanden gewesen, aber er hat ihn immer für einen der besten Katechismen gehalten und bedauert, daß er nicht der Landeskatechismus geworden ist.

Mit Genehmigung des Königs unterrichtete er bereits den Kronprinzen nach diesem Katechismus, um ihn auf die Konfirmation vorzubereiten. Die Königin hatte gewünscht, daß er den Prinzen konfirmierte, und so nahm Leopold 1861 seinen Abschied und Uhlhorn wurde erster Hofprediger.*) Die Konfirmation fand am 14. April 1862 statt. Die Rede Uhlhorns bei dieser Gelegenheit zeigt seine ganze Größe. Sie ist schlicht und einfach, ohne hochtönende Worte, voll tiefen Ernstes auf die Hauptsache hinweisend, der Seelen Seligkeit, und mit ergreifender Erinnerung an Ernst den Bekenner zu treuem Bekenntnis des Glaubens mit Wort und Wandel mahnend. Auf Uhlhorns Wunsch und mit Zustimmung des Königs wurde der Kronprinz in der Rede und bei der Konfirmationshandlung mit dem schlichten „Du" angeredet.

An demselben Tage unterzeichnete der König die Verordnung, durch welche der neue Katechismus in allen evangelisch-lutherischen Kirchen und Schulen des Landes eingeführt wurde. Er hat in seinem frommen Sinn wirklich gemeint, seinem Volke damit einen Dienst zu erweisen. Als Landesvater wollte er seinen Kindern hier Brot für die Seele bieten, als Landesbischof das Heil der Seelen fördern, und nach damals geltendem Rechte handelte er in fürstlicher Machtvollkommenheit. Aber die Zeiten des Absolutismus waren auch in der Kirche vorüber. Auch in Hannover war eine starke Strömung auf

*) 1863 wurde daran gedacht, den Stadtvikar Frommel in Karlsruhe als zweiten Hofprediger zu berufen. Wenigstens haben sich Rupstein und Uhlhorn darum bemüht. Letzterer erkundigte sich bei Ehrenfeuchter nach Frommels Bekenntnisstand, „da derselbe in der Union amtiert und nur dann überhaupt an ihn gedacht werden kann, wenn sich von der Seite keine Zweifel erheben", ebenso nach dessen Predigtbegabung und wissenschaftlicher Tüchtigkeit, da er sofort auch im Konsistorium angestellt werden sollte.

Digitized by Google

eine Presbyterial- und Synodalverfassung, und der Katechismus wurde als Handhabe benützt, sie zu erkämpfen, und dazu war die politische Lage gerade die allerungünstigste für dieses Vorgehen. Einige Jahre früher herausgegeben würde der Katechismus ohne Aufsehen durchgedrungen sein, jetzt kam er in gewissem Sinne zu spät. Die reaktionäre Politik des Ministers Borries hatte abgewirtschaftet. Die auf politischem Gebiete rücksichtslos niedergehaltene liberale Partei benutzte die Gelegenheit, das bisherige Regiment zu stürzen. Man darf sagen, daß die wenigsten Gegner des Katechismus ihn wirklich kannten, viele haben ihn kaum in Händen gehabt, geschweige denn gelesen. Aber er diente als willkommenes Mittel, das Volk an seiner religiösen Seite zu fassen und die Leidenschaften zu entfesseln, um politische Zwecke zu erreichen. Und es war als ob das langsame bedächtige Niedersachsen jetzt erst in die Bewegung des Jahres 1848 einträte und nachholte, was es damals im Vergleich zu dem andern Deutschland versäumt hatte.

Das Signal zum Kampfe gab Pastor Baurschmidt in Lüchow mit einer Schrift gegen den neuen Katechismus: „Prüfet alles." Sie wurde massenhaft unter dem Volke verbreitet, wie man, vielleicht nicht ohne Grund, annahm, durch Geldunterstützung von Seiten der liberalen Partei. Wenigstens waren die Hauptvertreter des Nationalvereins auch die Hauptwühler gegen den Katechismus. Sie veranlaßten Petitionen der Kirchenvorstände an die Ständeversammlung, und von Bennigsen ermahnte durch Briefe die Leute, wie z. B. in Lüchow, zur „Ausdauer und Festigkeit, da man ihnen dann nichts anhaben könne." „Der alte Freund", der Landeskatechismus, wurde in der Baurschmidtschen Broschüre in den Himmel gehoben, der neue Katechismus von vulgär rationalistischem Standpunkte aus heruntergemacht. Es verbarg sich darunter der letzte Versuch des sterbenden Rationalismus, das neue kirchliche Leben zurückzudrängen und das alte Gebiet wieder zu erobern, und wie immer, so wurde auch hier für einen verlorenen Posten mit maßloser Erbitterung und unbekümmert in der Wahl der Mittel gekämpft. „Man will euch katholisch machen," das war das Wort, mit dem man die Leidenschaften des Volkes entfesselte. Baurschmidt wurde zur Vernehmung auf das Konsistorium beschieden. Als er in Hannover ankam, wurde er von Tausenden mit Hochrufen und Tücherschwenken empfangen und nach seiner Wohnung geleitet, vor der die Scharen des Volks: „Ein feste Burg" anstimmten. Am folgenden Tage bildeten die Bürger Spalier auf seinem Wege zum Konsistorium, weißgekleidete Mädchen streuten Blumen auf den Weg und trugen ihm einen Lorbeerkranz voran. Die Huldigungen wiederholten sich am folgenden Tage, während die Konsistorialräte mit Wut-

Digitized by Google

geheul und Schimpfworten empfangen wurden. Die Polizei verhielt sich vollkommen untätig, obwohl das Polizeigebäude unmittelbar beim Konsistorium lag. Baurschmidt selbst zeigte vor der Behörde nichts weniger als Bekennermut. Er weinte, erklärte sein Vorgehen für strafwürdig und gelobte Besserung. Der Mann machte einen geradezu traurigen Eindruck auf die Konsistorialräte, so daß er mit einem ernsten Verweise entlassen wurde. Nichtsdestoweniger ließ er sich sofort nachher wieder als Märtyrer für Wahrheit und Freiheit feiern; in einem blumenbekränzten Wagen fuhr er zur Bahn, selbst die Lokomotive des Zuges hatte man bekränzt, und unter jubelnder Begeisterung fuhr der Held ab.

Inzwischen ließ die Volksmenge ihre Wut an Niemann und Uhlhorn aus und mißhandelte sie tätlich. Uhlhorn wurde der Hut vom Kopfe geschlagen und er mit gemeinen Schimpfworten überschüttet, einmal traf ihn sogar ein Stein auf den Rücken. Das Gerücht übertrieb natürlich noch die Vorgänge. So wurde überall erzählt, daß Niemann tödlich verwundet sei. Um den Angriffen der Volksmengen zu entgehen, flüchteten sie in das königliche Schloß an der Leine. Von dort gingen sie durch einen Gang unter der Straße in das gegenüberliegende Palais, von wo sie auf den Holzmarkt gelangten, ehe die wütende Menge es merkte. Nun sollte sie natürlich der Teufel geholt haben. Die Polizei mußte öfters eingreifen, um sie vor Mißhandlungen zu schützen. Die ärgsten Schreier wurden eingesperrt und bei dem Verhör stellte sich heraus, daß der schlimmste Rädelsführer und hervorragendste Kämpfer für die Freiheit des evangelischen Volkes — ein Katholik war. Was in diesen Tagen an Verleumdungen und Schmähungen gegen die Mitglieder des Konsistoriums geleistet wurde, läßt sich nicht wiedergeben. Von Niemann wußte der Osnabrücker Stadtklatsch zu berichten, daß er eine sehr unglückliche Ehe führe, harmloser war die bekannte Anekdote, die über Uhlhorn erdichtet wurde, daß er den Ruf eines Schornsteinfegers für die Stimme Gottes gehalten und wie Samuel darauf geantwortet habe. Zahlreiche Briefe mit Beleidigungen und Albernheiten wurden ihm zugeschickt. Als Beweis des Geistes und Witzes der Gegner diene nur eins. Aus Harburg bekam er ein namenloses Schreiben vom 16. August. Es wurde ihm darin mitgeteilt, daß beim Transport der Renzschen Menagerie von Hamburg nach Harburg auf der Wilhelmsburg ein Königstiger entsprungen aber noch glücklich erlegt sei. Man habe sich gefragt, warum der Tiger entsprungen sei, und habe allgemein die Antwort gefunden: „es war die Furcht des Tigers, auf hannoversches Gebiet zu kommen, da er bange war, dazu verurteilt zu werden, den

Digitized by Google

neuen Katechismus auswendig lernen und sich dazu bekennen zu müssen." Fort und fort wurden die durchaus unwahren und gehässigen Beschuldigungen gegen die Geistlichkeit erhoben, die auch noch Hassel*) in der stark tendenziös gefärbten Darstellung des Katechismuskrieges wiederholt, daß ihr der Katechismus als Handhabe dienen sollte, um ihren Einfluß auf die Bevölkerung und namentlich auf die Familien zu vermehren, daß darin die Ohrenbeichte wieder eingeführt — und mit der Lehre vom Teufel die ganze mittelalterliche Lehre von Zauberei und Hexerei wieder heraufbeschworen werde.

Auf die Nachricht von den Unruhen in Hannover kehrte der König, der damals in Goslar weilte, in die Residenz zurück. Eine Abordnung überreichte eine Petition mit 3000 Unterschriften, daß der neue Katechismus nicht eingeführt werden möchte, bevor die in der Landesverfassung verheißene Synode darüber entschieden hätte. Georg V. beriet in einer Konferenz die Angelegenheit. Die Geistlichen, auch Uhlhorn, waren entschieden für die Durchführung des Katechismus. Er war durchaus der Meinung, daß die Berufung einer Synode nötig und die Beratung des Katechismus mit ihr der bessere Weg gewesen wäre, aber nachdem man einmal den bis jetzt zu Rechte bestehenden Weg eingeschlagen hatte, diese Sache durch königliche Verordnung zu regeln, hielt er es für geraten, fest zu bleiben. Er fürchtete durch Nachgiebigkeit gegen die Agitation alles nur noch schlimmer zu machen. In dieser seiner Ansicht wurde er noch bestärkt durch zahlreiche Schreiben aus den Landgemeinden, die deutlich ergaben, daß hier von einer Gegnerschaft gegen den neuen Katechismus nicht die Rede war. „Wenn die Verordnung vom 14. April stehen bleibt," so lautet z. B. ein Schreiben, dem viele ähnliche an die Seite gestellt werden können, „so geht alles auf den Dörfern gut und die Städte werden sich ja am Ende auch fügen. — Die Unterschriften zu den Petitionen wider den Katechismus sind zum Teil unter vielen Lügen und mit viel Kunststücken, wenigstens auf dem Lande, gesammelt. Was der Courier und die Zeitung für Norddeutschland in der Katechismusangelegenheit berichtet, ist oftmals nichts als eine unwahre Darstellung." Die Demokraten wühlten freilich überall, aber die verständigen und treuen Glieder der Kirche seien doch der Ansicht, daß wenn der König feststände, die Leute sich auch zufrieden geben würden, ja, je eher Klarheit hier würde, um so rascher würde alles wieder ruhig werden.

In der Tat lehnte der König die Bitte der Deputation ab und kehrte noch an demselben Tage nach Goslar zurück. Am Abend kam

*) von Hassel, Geschichte des Königreichs Hannover II 1 (Leipzig 1899) S. 477 ff.

Digitized by Google

es zu Krawallen in Hannover. Das Haus Niemanns wurde demoliert und auch auf Uhlhorns Wohnung ein Steinbombardement eröffnet. Militär mußte diese Aufrührer zur Ruhe bringen. In die Häuser der beiden Konsistorialräte wurden Schutzmannschaften gelegt, die ihres Amtes allerdings nicht sonderlich warteten. Als die Frau Uhlhorns, die allein mit den Kindern zu Haus war, am Abend nochmals nach allem sehen will, findet sie alle Türen offen und die Polizisten liegen auf den Sofas in den Stuben und schlafen. Darauf erklärte sie kurzer Hand, die Wächter möchten das Haus nur verlassen, sie wolle zuschließen und selbst für ihre Sicherheit sorgen. Fast belustigend ist auch folgender kleiner Zug. Als wieder ein Trupp heranrückt, mit Steinen in die Fenster zu werfen, ruft der Hauswirt ihnen zu: „Der Konsistorialrat wohnt nicht hier, sondern gegenüber", und sofort macht die Menge Kehrt und zertrümmert gegenüber alle Scheiben. Glücklicherweise wurde die Familie Uhlhorns vor Unfällen beschützt. Ein großer Stein, der in die Stube geschleudert wurde, wurde durch den Vorhang aufgehalten und fiel, ohne Schaden anzurichten, zu Boden. Noch lange Zeit konnte Uhlhorn sich nicht auf der Straße sehen lassen, ohne mit Spöttereien und Schimpfreden belästigt zu werden. Selbst wenn er von seiner Frau begleitet wurde, scheuten feingekleidete Herren nicht davor zurück, ihn auf offener Straße zu beleidigen.*) Mit vielem Humor erzählte Uhlhorn einen Vorfall, der ihm in einem der letzten Jahre seines Lebens begegnete. Er geht auf der Straße an zwei Arbeitern vorüber, von denen der eine sich auf einmal krümmt und windet, wie von furchtbaren Leibschmerzen gepeinigt. „Was hast du denn?" fragt der andere. „Eck hewwe den nigen Katejissen im Liwe!" Unwillkürlich mußte Uhlhorn ihnen ins Gesicht lachen. Auch bei dem Fall Weingart tauchten die alten Erinnerungen wieder auf. Von dem Stammtisch in Schaumburgs Hotel in Osnabrück erhielt er damals eine Postkarte mit gemeinen Schmähungen: „Sie glauben noch an den Teufel? Der Teufel soll Sie holen, Sie Teufelskerl!" Wenn die Absender dieser Schmähschriften Uhlhorns belustigtes Gesicht bei solchen Briefen und Karten hätten sehen können, würden sie gewiß erkannt haben, daß sie ihren Zweck, ihn zu ärgern, nicht ereicht hatten. Wie innerlich ruhig er damals im Jahre 1862

*) Wenn Hassel (a. a. O. II 485) berichtet, Uhlhorn habe sich lange Zeit bei einem Amtsbruder in der Nähe von Nienburg verborgen, so ist das nicht richtig. Ein Freund (Pastor Schünhoff in Heemsen) hatte ihn allerdings eingeladen, aber er blieb in Hannover, die kurze Zeit ausgenommen, wo er beim Könige in Goslar sein mußte. Niemann dagegen hat damals Hannover für längere Zeit verlassen müssen.

Digitized by Google

unter allen Stürmen blieb, geht daraus hervor, daß er am Sonntag unmittelbar nach jenen Skandalszenen, wie eine Zuhörerin schrieb, „eine köstliche, dieser Zeit begegnende Predigt“ hielt. Allerdings trugen die Erfahrungen dieser Zeit wohl dazu bei, ihn noch vorsichtiger, gegen Menschen zurückhaltender und selbst verschlossener zu machen.

Nach Goslar zurückgekehrt, berief der König die Minister dorthin. Auch Uhlhorn wurde zum Hoflager beschieden, hat aber hier mit dem Monarchen über die Katechismussache kaum ein Wort gesprochen. Der König beriet die Angelegenheit lediglich mit seinen politischen Ratgebern. Da Borries sich als Richelieu aufspielte und trotz des königlichen Befehls nicht erschien, wurde er in Ungnade entlassen. Er mochte fühlen, daß seine Zeit zu Ende sei, und benutzte die Gelegenheit, das sinkende Schiff zu verlassen. Der König erließ am 19. August eine Proklamation, durch welche er das Gebot der allgemeinen Einführung des Katechismus aufhob und verfügte, „sein Gebrauch solle nur da stattfinden, wo er mit Bereitwilligkeit aufgenommen werde.“ Gänzlich verfahrene politische Zustände zwangen zu diesem Vorgehen. Sollte Friede im Lande werden, so mußte mit der Reaktion gebrochen werden, und das geschah mit der Entlassung von Borries, aber dem inneren politischen Frieden wurde auch der Katechismus geopfert, und nach Uhlhorns Ansicht war damit dem kirchenfeindlichen Liberalismus ein schwerwiegendes Zugeständnis gemacht, das dieser sofort auszunutzen suchte. Freilich hat er später auch hier bekennen müssen, daß aus der Arbeit der Feinde wider ihren Willen für die lutherische Landeskirche Segen entstanden ist. Einmal kam es jetzt erst zu dem lang ersehnten engen Zusammenschluß der theologischen Fakultät mit der lutherischen Geistlichkeit. Die gemeinsame Anfechtung brachte beide sich näher. Dann wurden die wirklich kirchlich gesinnten Gemeindeglieder in Tätigkeit gebracht. Bis dahin hatte man allen Angriffen des Liberalismus gegenüber geschwiegen und sich überhaupt sehr zurückgehalten, jetzt sah man den Fehler ein und trat offen ins Feld. Endlich diente der Katechismusstreit auch dazu, daß die Landeskirche sich als solche bewußt wurde, und die nächste segensreiche Folge dieser kirchlichen Wirren, die Berufung der Synode, legte den Grundstein für den Ausbau einer einheitlichen hannoverschen Landeskirche, die es bis dahin noch nicht gegeben hatte.

Der Kampf um den Katechismus wurde durch den Königlichen Erlaß erst recht lebhaft und nun in jede einzelne Gemeinde getragen. Überall bildete sich eine Partei für und eine gegen den Katechismus. Zahlreiche Schriften für und wider vermehrten noch die Aufregung. Die kirchliche Rechte hatte kein Organ für die Vertretung ihrer An-

Digitized by Google

sichten und die politische Tagespresse blieb ihr fast völlig verschlossen. Dagegen hatte die liberale Partei nicht nur die großen Zeitungen, sondern beherrschte auch fast durchweg die kleinen Kreisblätter und wirkte durch diese auf das Volk. Während in manchen kirchlichen Gemeinden, wie im Lüneburgischen und Osnabrückschen, der neue Katechismus ohne Anstoß eingeführt wurde, kam es in den meisten andern, selbst gutgesinnten Gemeinden, die bisher mit ihren Pastoren in vollem Frieden gelebt hatten, zu ärgerlichen Auftritten. Vielerorts wurden die Pastoren gezwungen, den bereits eingeführten Katechismus wieder zu beseitigen. So erzählte der Pastor R. in L., er habe ihn trotz alles Widerstrebens der Gemeinde beibehalten wollen. „Da gab ihnen der Teufel den Rat ein, daß sie alle aus der Kirche blieben, und ich mußte nachgeben.“ Die Pastoren, die nach dem neuen Katechismus unterrichteten, wurden auf alle Weise angefeindet, die Kinder aufgehetzt, auf die Fragen in der Katechese nicht zu antworten, Schule und Kirche sofort zu verlassen, wenn nicht nach dem alten Katechismus unterrichtet werde. Rührende Geschichten wurden erzählt, wie die von dem Kammerdiener des Königs, der unter bittern Tränen erklärt habe, daß, wenn Seine Majestät ihn auch sogleich aufs Schafott schicken würde, dennoch seine Kinder niemals den neuen Katechismus zur Hand nehmen sollten. Ihr ewiges Seelenheil sei ihm mehr wert als alles und sein Leben. Überall wurde dem Volke eingeredet, es solle katholisch gemacht werden und müsse künftig Ablaßgeld an die Pastoren bezahlen. Die Freunde des Katechismus wurden verhöhnt und wo es nur ging, geschädigt, Lehrer und Geistliche — oft auf die roheste Weise — mißhandelt oder das Konsistorium gedrängt, sie abzurufen. In Hoyerhagen stießen, wie Hassel erzählt, einige Männer den Lehrer in einen Graben und zogen ihn mit einem Strick im Wasser umher, so daß er fast ums Leben gekommen wäre. Die Haltung fast sämtlicher Beamter war schwächlich, ein großer Teil der Pastoren wagte überhaupt nicht, den Wühlereien entgegenzuarbeiten, ja einige schürten noch heimlich das Feuer, indem sie dabei baten, ihre Person aus dem Spiel zu lassen. Dagegen wurde Baurschmidt als zweiter Luther gefeiert. Als er Ende August nach Lüchow zurückkehrte, wurde daher berichtet, „zog er als Triumphator auf einem sechsspännigen Wagen ein und erhielt abends von den Mitgliedern der Gemeinde einen Pokal, der, von einem Fackelzuge begleitet, zu ihm getragen wurde. Darauf hat man auf dem städtischen Schützenplatze die Fackeln ausgelöscht und dabei die von Pastor Münchmeyer erschienene Schrift gegen Baurschmidt verbrannt (wie schon im Juli in Celle eine Schar von hundert Kindern vor das

Digitized by Google

Tor gezogen war, aus den Katechismen einen Scheiterhaufen erbaut und unter dem Gesange: ‚Eine feste Burg' verbrannt hatte). Auf dem Wege dahin und dem Rückwege nach der Stadt wurde den als Freunden des neuen Katechismus bekannten Leuten, den ‚Muckern', eine Katzenmusik und Pereats gebracht." Dem Schreiber dieses Briefes wurden dabei noch die Fenster eingeworfen, der Lehrer von der Schuljugend ausgepfiffen. Am nächsten Sonntag predigte Baurschmidt bei voller Kirche. Sein Thema war: Wandle vor mir und sei fromm. Er führte aus, wie vor dem Herrn ein redlicher Wandel ohne die Zeichen äußerer Frömmigkeit am wohlgefälligsten sei. Bei der Vorlesung vor dem Altar nahm er Gelegenheit, der Lektion, die mit den Worten schloß: „und Jesus ging hin und predigte das Evangelium vom Reiche Gottes," hinzuzusetzen: „Der Heiland predigte nicht das Evangelium vom Reiche des Teufels, sondern das Evangelium vom Reiche Gottes." Nachher wurde wieder munter gesungen: „Und ob die Welt voll Teufel wär", aber darunter verstand man wahrscheinlich die Konsistorialräte. Wie sehr man aber bei Hofe eine Wiederholung der Volksunruhen fürchtete, ergibt sich daraus, daß der König vor seiner Abreise nach Osnabrück, dahin Uhlhorn ihn begleiten sollte, diesem am 28. August 1862 mitteilen ließ: „Da das Gerücht verbreitet ist, viele Bewohner der Stadt wollten Seiner Majestät und der Königlichen Familie bei der Abfahrt nach Osnabrück wegen der Erledigung der Katechismusfrage ein Hoch ausbringen, so ersuchen Seine Majestät Sie, nicht mit dem Zuge, mit welchem Seine Majestät fahren, nach Osnabrück abzugehen."

Mit dem Streit um den Katechismus verband sich ein zweiter wegen der Abrenuntiation bei der Taufe, der Frage: Entsagest du dem Teufel? Diese Sitte war in den meisten Gemeinden hingefallen, wie überhaupt fast die ganze alte lutherische Taufliturgie. Es handelte sich hier übrigens nur um die Entsagungsfrage, nicht etwa, wie in dem Streite von den Gegnern wohl untergeschoben wurde, um den Exorcismus, d. h. die Teufelaustreibung, wie sie sich noch in der altlutherischen Taufform findet, wobei das Kind angeblasen wurde mit den Worten: Fahr aus, du unreiner Geist, und gib Raum dem heiligen Geiste. Der Exorcismus ist in der lutherischen Kirche Hannovers schon im 17. Jahrhundert als evangelischen Anschauungen nicht entsprechend beseitigt. Der Exorcismus ist später, orientalischen Ursprungs, während die Abrenuntiation der nachapostolischen Zeit entstammt. Als man nun die alten Schätze der lutherischen Gottesdienstordnung wieder der Kirche erschloß, wurde mit der alten vollen Taufordnung auch die Entsagungsfrage wieder in Gebrauch genommen

Digitized by Google

und das zumeist auf Anregung und mit Zustimmung des Konsistoriums. Man wollte „den löblichen und bedeutungsvollen, durch die Kirchenordnung vorgeschriebenen Gebrauch allmählich mit stillschweigendem Einverständnisse der Gemeinden wieder allgemein ins Leben einführen und von neuem zu festem Rechtsbestande bringen." So erklärte die Behörde später selbst, aber gerade dieses versteckte Vorgehen sollte am meisten Schaden bringen. Als im Katechismusstreite das Lehrstück vom Teufel besonders heftig angegriffen wurde, stürzte man sich auch auf die Abrenuntiation. Man verlangte vielerorts von den Geistlichen, daß sie diese Frage fortlassen sollten. Die einen folgten dem Wunsche, andere weigerten sich gewissenshalber. Es kam zu ärgerlichen Auftritten in der Kirche, wenn z. B. in Celle ein Pate verlangte, daß der Pastor die liturgischen Worte nochmals mit Auslassung der Abrenuntiation sprechen sollte. An anderen Orten blieben sogar die Kinder ungetauft, in Hoya z. B. nicht weniger als zwanzig. Das konnte die Kirchenbehörde nicht länger ansehen, aber sie fühlte ihre Ohnmacht, ihren Willen durchzusetzen. So verfügte das Hannoversche Konsistorium, daß die Abrenuntiation nur da gebraucht werden solle, wo sie seit Jahren in Übung stände, aber auch da könne der Pastor nach dem Ausschreiben vom 16. Januar 1800 sie fortlassen. Wenn ein Gemeindeglied die Fortlassung der Abrenuntiation wünsche, solle der Geistliche dem nachgeben oder dem Vater seine Weigerung bescheinigen, worauf diesem gestattet sein solle, das Kind von irgend einem andern Pastoren taufen zu lassen. Diese Entscheidung des Konsistoriums bedeutete nicht nur einen Rückzug vor den Gegnern, sondern brachte neue Verwirrungen in die Gemeinden und vernichtete das Ansehen der Behörde völlig.

Die Katechismusgegner beraumten auf den 7. Oktober eine Versammlung in Celle, die Generalsuperintendent Rettig leitete. Hier wurde der Weitergebrauch des alten Katechismus und die Berufung einer Synode gefordert. Zugleich plante man die Einladung zu einer öffentlichen Versammlung von Geistlichen und Laien aus dem ganzen Lande. Überall wurden in den Gemeinden Vertrauensmänner gewählt, welche die Gemeinden auf dieser Versammlung vertreten sollten. Mit aller Kraft sollte die Berufung einer Synode erzwungen werden. Es ist zu bewundern, daß sich der Minister Lichtenberg, der eben Kultusminister geworden war, dazu entschloß, eine Vorsynode zu berufen. Die Anhänger Petris rieten auf das entschiedenste ab, sie fürchteten, daß mit einer Synode erst recht der Untergang der Kirche heraufbeschworen werde, die Liberalen erwarteten, daß sie unbedingt die Majorität auf der Synode haben und somit zur Herrschaft in der

Digitized by Google

Kirche gelangen würden. Nichtsdestoweniger ging die Kirchenregierung ruhig ihren Weg. Eine Kommission wurde berufen, in der sowohl die streng kirchliche (besonders durch Petri) als auch die Celler Partei (durch Pastor Dieftelmann) vertreten war, um ein Wahlgesetz für die zu berufende Vorsynode und die dieser zu machenden Vorlagen auszuarbeiten. Das Kultusministerium brachte durch einen Erlaß an die Landdrosteien die Absicht der Regierung in betreff einer Synode zur Kenntnis der Gemeinden und mahnte zugleich ab, „statt den hienach in Aussicht stehenden Weg geordneter Beratung kirchlicher Angelegenheiten abzuwarten, an Verhandlungen ordnungsmäßig nicht berufener Versammlungen sich zu beteiligen." In demselben Ausschreiben wurden die Obrigkeiten angewiesen, „insbesondere die Gemeinden, welche, weil die Einführung des neuen Katechismus von der Bereitwilligkeit der Aufnahme abhängig gemacht ist, vielfach die Meinung gefaßt haben, als ob ihre Entschließungen in Kirchen- und Schulsachen nunmehr überhaupt unbedingt maßgebend und für Geistliche und Lehrer verbindend seien, geeigneten Falls über die Irrigkeit einer solchen Meinung zu belehren, ihnen, wenn nötig, klar zu machen, daß und inwiefern die Geistlichen (und Lehrer) an die Ordnung der Kirche selbst gebunden und danach oft gar nicht in der Lage sind, den Wünschen der Gemeinden entsprechen zu können, allenthalben aber auch namentlich dahin zu sehen, daß der Weg gesetzlicher Ordnung nirgends verlassen, strafbaren Unordnungen tunlichst vorgebeugt und, wenn dieses unverhofften Falls nicht gelingen sollte, mit vollem Ernste des obrigkeitlichen Amtes und aller Strenge des Gesetzes eingeschritten werde."

Das Konsistorium zu Hannover erließ eine Ansprache an die Geistlichen seines Bezirks, die, nach dem Stil zu urteilen, wohl von Niemann verfaßt ist. Es ist eine warme ergreifende Mahnung, mild und doch entschieden, der geplanten Synodalordnung mit Vertrauen entgegenzusehen und alles zu tun, „um die in unserer kirchlichen Gemeinschaft eingetretenen Störungen und Hemmungen dauernd zu überwinden, namentlich aber den an mehreren Orten zwischen dem Pfarramt und der Gemeinde entstandenen Zwiespalt auszugleichen, die Gemüter zu versöhnen und zu gegenseitiger Verständigung und Einhelligkeit christlichen Strebens und Wirkens zu führen." Mit Anerkennung wird der vielen Geistlichen gedacht, „welche unter zum Teil schwierigen Verhältnissen ohne Vorurteilen zu schmeicheln oder denselben ins Angesicht zu trotzen, weises Schonen von unredlichem Sichanbequemen wohl unterscheidend, fest und besonnen und ebenso treu wie geschickt (Luk. 12, 42) den ihnen durch ihr Amt gewiesenen Weg der Pflicht verfolgt haben". Mit Ernst werden aber die Geist-

Digitized by Google

lichen getadelt, „welche unberechtigte Ansprüche und Vorwürfe der Gemeinden, der Tagesmeinung huldigend oder nachgebend, angeregt und gefördert haben", ebenso auch die entgegengesetzter Richtung, welche „ebensowenig zu billigende Ausschreitungen nicht vermieden und durch die Art und Weise, wie sie in ihrem pfarramtlichen Wirken sich öffentlich und sonderlich über Erscheinungen der Zeit ausgelassen haben und irrigen Ansichten und Bestrebungen entgegengetreten sind, mehr den Widerspruch herausgefordert und entzündet, als widerlegt und beschwichtigt haben, indem sie nicht eingedenk geblieben sind, daß, wer nicht aus wahrer reiner Liebe zur Wahrheit für sie streitet, leicht ihrer Verkennung und Verleugnung Vorschub leistet, und daß, wo den Redenden der Geist Gottes treibt, er auch Heftigkeit, Leidenschaftlichkeit und Ungestüm vertreibt." —

„Es ist nicht jeder Widerspruch gegen die Wahrheit ein feindlicher, und noch weniger hat der Irrtum und dessen Verteidigung immer in einem Mangel an Glaubensempfänglichkeit seinen Grund. Ist es in und nach der Katechismusbewegung offenbar geworden, daß noch viel Unklarheit und Unwissenheit und noch mehr Unsicherheit und Unselbständigkeit in christlichen und kirchlichen Dingen selbst auch bei wohlmeinenden, ernsten Gemeindegliedern sich findet: so haben die Diener der Kirche um so mehr nachzuforschen, was etwa zur Hebung jenes Mangels von ihnen versäumt oder gefehlt sein könnte, und zugleich nur um so mehr einer gründlichen und pädagogisch weisen Lehrhaftigkeit sich zu befleißigen (Hebr. 5, 12—14). Hat es namentlich sich auch gezeigt, daß manchen Gemeindegliedern einige, an sich sinn- und bedeutungsvolle, liturgische Stücke fremd, leer und unverständlich geworden sind und von ihnen mißdeutet werden: so wird angesichts dieser Tatsache der Geistliche auch der Frage nicht ausweichen dürfen: ob er etwa nicht noch mehr hätte dazu tun können, das Unverstandene der Gemeinde wieder zu klarem, innigen Bewußtsein zu bringen, um ihr dadurch als gottesdienstlichen Segen lieb und vertraut zu machen, was sonst als gesetzlicher Zwang von ihr empfunden und mit Unwillen getragen wird; er wird dabei auch ferner nicht unerwogen lassen, wie die in Glauben und Erkenntnis Schwachen mit seelsorgerischer Geduld zu tragen sind, damit sie der Kirche und ihren Ordnungen nicht noch mehr entfremdet werden (Röm. 15, 1). Hört man ferner nicht selten, daß den Geistlichen Herrschsucht in Sachen des Glaubens vorgeworfen wird: so ist es — wie grundlos auch meistens diese Anklage sein mag — doppelt nötig, daß von ihnen mit der gewissenhaftesten Umsicht jeder auch nur scheinbar begründete Anlaß zu derselben gemieden und dagegen alle Kraft der Sanftmut und Gelindigkeit von ihnen

Digitized by Google

aufgeboten wird, die Gemeinden recht die Wahrheit des apostolischen Wortes erfahren zu lassen: ‚Nicht daß wir Herren sind über euren Glauben, sondern wir sind Gehilfen eurer Freude' (2 Kor. 1, 24). Scheinen endlich manche Christen in unsern Tagen der Einsicht zu entbehren, daß das Christentum die Kirche fordert, die Kirche aber nicht ohne Bekenntnis sein kann, und wähnen sie deshalb selbst, so oft dem Bekenntnis, als einer Grundbedingung kirchlicher Gemeinschaft, das ihm gebührende Recht gewahrt wird, es solle Knechtschaft gegen kirchliche Autorität an die Stelle der teuren evangelischen Freiheit gesetzt werden: so liegt darin die unabweisliche Mahnung an die Diener der Kirche, die alte Wahrheit immer neu und frisch aus den unerschöpflichen Tiefen des Wortes Gottes heraufzuholen, und dadurch, daß sie in überzeugender Weise von der Wahrheit zeugen, das kirchliche Bekenntnis ihren Gemeinden zu freier evangelischer Erkenntnis zueigen zu geben.

„In der zuletzt beregten Beziehung dürfen Wir auch noch Folgendes der unbefangenen sorglichen Erwägung der Geistlichen vertrauensvoll empfehlen:

„Die Festigkeit der Überzeugung fordert nicht die spröde Härte der Form; die höchste Selbständigkeit ermöglicht vielmehr erst die rechte Herablassung zu jedem Standpunkte der Intelligenz, zu jeder Bildungsart. Je tiefer einer in der Heilslehre wurzelt, um so entschiedener wird er sie bekennen, doch um so mehr auch mit der Entschiedenheit die Lebendigkeit vereinen, welche die freie individuelle Entfaltung des Gedankens nicht einer starren traditionellen Ausdrucks- und Darstellungsweise opfert, welche aber auch die Predigt sozusagen mit Lebensblut der Gegenwart durchdringt und mit den Bedürfnissen und Anschauungen der Gegenwart vermittelt. Das enge Einerlei der äußern Lehrformen beeinträchtigt mehr oder weniger die sammelnde und einigende Macht der einigen Wahrheit. Geht doch auch gerade mit einer tieferen Klarheit der Erkenntnis am ersten die rechte Innigkeit der Liebe zusammen; bedingen und ergänzen sich doch beide gegenseitig. Denn wie jene sich dadurch erweist, daß sie das innerlich Verwandte, Gleichartige auch schon in seinen zartesten Anfängen, unter den verschiedensten Hüllen, in den wechselnden Beziehungen erschaut und versteht, so bewährt auch diese in solchem mütterlichen Scharfblick ihre eigene Natur, freut sich teilnehmend jedes Wahren und Guten und schirmt und pflegt es. Wie auch hiervon die Erweiterung christlicher Gemeinschaft und die Bereicherung christlichen Gemeinschaftsbewußtseins wesentlich mit bedingt ist, braucht nicht weiter gesagt zu werden. Hiermit hängt indes ein besonderer Punkt zusammen.

Digitized by Google

„Es sind auch schon in dem natürlichen Menschen Gefühle, Ahnungen und Erlebnisse, die, ohne daß er selbst es weiß, auf Christum hindeuten und nach ihm sich sehnen. Das darf im Kampfe mit dem sündlichen Verderben nie vergessen werden. Der Prediger hat es zudem nicht mit dem rein natürlichen Menschen zu thun, sondern mit dem getauften, mit dem Christenmenschen. Der Glaube an die Taufgnade soll den Geistlichen auch treiben und befähigen, den Wirkungen derselben in allen Regungen und Anklängen christlichen Geistes und Lebens nachzuspüren und an diese die Verkündigung der Wahrheit anzuknüpfen, um vom Bekannten zum Unbekannten, von Sehnsucht zur Erfüllung zu führen. Auch dazu wird er aber um so mehr im Stande sein, je mehr seine eigene evangelische Erkenntnis, statt vorherrschend eine angelernte zu sein, sich von innen heraus gebildet hat und die Frucht seiner, durch Gottes erziehende Gnade entwickelten, innern Erfahrung ist.

„Überhaupt: die Reinheit der Lehre ist freilich eine wichtige, heilige Sache, aber hochwichtig ist es auch, daß die Predigt des einfältigen, lauteren Evangeliums aus dem Geiste der evangelischen Einfalt und Lauterkeit geschehe. Gut predigen erfordert unstreitig viel Fleiß und Nachdenken, allein nur dann, wenn die heilige Wahrheit ihrem Verkünder nicht nur durch den Kopf, sondern recht eigentlich durchs Herz gegangen ist, dringt sie auch in die Herzen. Und nun müssen Wir noch einen besondern Nachdruck darauf legen, daß dem Geistlichen, der das Wort des Lebens nicht in sich selbst erlebt hat, auch nicht die rechte Seelsorge gelingen kann, daß ein solcher zu dieser so wenig Trieb wie Einsicht hat. Wir meinen die spezielle geistliche Seelsorge und Seelenpflege, mit welcher die Erbauung anfängt und endet, welche den Einzelnen sucht und an seinen persönlichen Zuständen und Geschicken, je nachdem es deren Beschaffenheit erfordert, ratend, warnend, tröstend, helfend, zur Förderung seines ewigen Heils teilnimmt. Ist es zu leugnen, daß einzelne Prediger und Gemeinden sich auch deshalb einander gar fern stehen, weil jene es an der rechten Seelsorge mangeln lassen, dieselbe versäumen oder verfehlen? Es sind der Zeichen mancherlei, die auch bei uns deutlich und dringend auf die Notwendigkeit einer allen Gliedern der Gemeinde bereitwilligen, auch im Kleinen treuen, unermüdlichen Seelsorge hinweisen. Daß dieselbe unter den jetzigen Zeitumständen in mehr als einer Beziehung nicht minder schwierig als notwendig ist, verkennen Wir ebensowenig, als daß sie außer Menschenkenntnis und geistlicher Weisheit und Erfahrung auch viel Selbstverleugnung und Geduld, die ganze Demut und den ganzen Mut der Liebe erfordert. Aber durch Selbstverleugnung

Digitized by Google

und Geduld ehrt das geistliche Amt sich selbst und macht sein innerstes Wesen, als eines Dieners des Gekreuzigten, offenbar. Das neutestamentliche Priestertum ist überall hingebende Liebesthätigkeit, ist Aufopferung in der Macht lebendigen Glaubens, Gott zu Dank und Lobe (1 Petri 2, 5; Ephes. 5, 2)."

Wir haben das Ausschreiben des Konsistoriums möglichst ausführlich wiedergegeben, denn es kennzeichnet den Geist dieser Männer, wie Niemann und auch Uhlhorn, die nach solchen bitteren Erfahrungen noch so milde und versöhnlich reden konnten. Die Ansprache verfehlte auch ihren Zweck nicht, viele Geistliche hielten sich von der Celler Versammlung zurück, nur 30 der liberalen Richtung angehörende Pastöre waren gekommen, dagegen an 600 Vertrauensmänner der Gemeinden. Hier trat Rudolf von Bennigsen aus der Verborgenheit öffentlich handelnd hervor. Die Versammlung wurde in der Celler Stadtkirche gehalten. Man beschloß eine auf die der Kirche zu gebende Verfassung bezügliche Petition an den König. Der Entwurf zu dieser Petition war von Pastor Greiling in Celle verfaßt und enthielt heftige Ausfälle gegen die „Heuchelei", die Priesterherrschaft und den Glaubenszwang der orthodoxen Pastoren, Worte, die bei ihrer Verlesung den tosenden Beifall der Menge in der Kirche entfesselten. Senior Bödeker-Hannover meinte, man trete durch diese von momentaner Aufwallung hervorgerufenen Äußerungen weder der Würde des Ortes noch der der Konsistorialräte, die von der Teilnahme an der Versammlung abgeraten hätten, zu nahe, denn „auf einen groben Klotz gehöre ein grober Keil". Obwohl manche Teilnehmer die Eingabe für noch viel zu milde erklärten, Sulze dagegen die Vorwürfe gegen die orthodoxen Pastoren für unbegründet achtete, wurde sie doch einstimmig angenommen.

Die Versammlung hatte lediglich Agitationen und Parteizwecken dienen sollen, denn schon einen Monat vorher war durch eine königliche Verordnung die Vorsynode berufen und das Wahlgesetz für dieselbe veröffentlicht. Weder dieses noch die geplante Zusammensetzung der Synode befriedigte eine der beiden Parteien. Die Orthodoxen erklärten es für ein „bedrohliches Zugeständnis an die Partei des Abfalls", daß für den Eintritt des gewählten Abgeordneten nichts verlangt werde als daß er „ein Mann von gutem Rufe und christlichem Sinne" sein sollte, „worüber in streitigen Fällen der Synode selbst die Entscheidung zustehe". Sie forderten strengere Bedingungen für die Wahlberechtigung und Wählbarkeit. Die Liberalen wieder waren unzufrieden, daß die geistlichen Synodalmitglieder in einer besonderen Wahlversammlung von Geistlichen, die weltlichen in einer

Digitized by Google

von weltlichen Wahlmännern der Gemeinden gewählt werden sollten. Man wünschte eine gemeinsame Wahlversammlung, weil man nur in einer solchen hoffen konnte, Geistliche der eigenen Partei zahlreicher in die Synode zu bringen und diese unbedingt zu beherrschen. Der Wahlkampf selbst wurde mit großer Erbitterung geführt. Die Geistlichen wählten fast ausnahmslos Orthodoxe; nur drei liberale Pastoren kamen durch; die Weltlichen wählten dagegen ausschließlich Liberale. Schroff standen beide Parteien sich auf der Synode gegenüber, ein gedeihliches Zusammenarbeiten schien ausgeschlossen zu sein.

Die Vorsynode wurde am 6. Oktober 1862 eröffnet mit einem Gottesdienste, in welchem Uhlhorn predigte. „Ein rechtes Wort an rechter Stelle" nannte es Abt Thiele in Braunschweig und setzte hinzu: „Vergeblich ist das nicht, — selbst bei den Gegnern nicht." Viel Hoffnung auf einen günstigen Ausgang der Verhandlungen hatte Uhlhorn nicht. „Gott helfe durch", schrieb er an Ehrenfeuchter, für Menschenaugen ist nicht viel Hoffnung, meine Befürchtungen sind groß." Er hatte dazu gerade kurz vorher einen schweren Verlust erlitten. Sein Bruder Gustav, der Hauslehrer in Schnackenberg an der Elbe war, ein reich begabter Jüngling, war beim Baden ertrunken. Der Schlag traf ihn hart, aber wie er ihn trug, zeigt sein Brief an Ehrenfeuchter. „Es bleibt ja nichts übrig", schreibt er, „als seine Augen fest auf den einen Punkt zu richten: Gott hat es also gewollt, und was Er will und tut, ist gut und wohlgetan, wir dürfen nicht anders wollen. Wir wollen auch nicht anders wollen, und wenn es die Schwachheit nicht immer zuläßt, so macht der ja stark, der in dem Schwachen mächtig ist. Er hat Seinen Trost nicht mangeln lassen, wenn auch oft die Betrübnis uns zu überwältigen drohte. Ein rechter Trost ist mir immer das 16. Kapitel des Evangeliums St. Johannis gewesen, das letzte, was mein seliger Bruder hier auf Erden gelesen hat. Es lag noch aufgeschlagen auf seinem Tische, als ich in seine Stube trat. Mir ist's wie ein Trostvermächtnis gewesen. Gerade in dieser Zeit, wo die Erfahrungen betrübender Art im öffentlichen Leben oft scharf und gereizt machen, ist's auch eine heilsame Züchtigung. Denn wo der Herr schlägt, da ist die Frucht Sanftmut und Stille, und die tut heute not. Ich kann nur bitten, daß Er mir diesen Segen recht reichlich zuteil werden lasse und mich bewahre, daß ich ihn mir nicht selbst verkümmere und verschütte."

Die Predigt zur Eröffnung der Vorsynode hatte mit ihren versöhnlichen Mahnungen zur gemeinsamen Arbeit an der Kirche den Grundton angeschlagen, der zuletzt doch siegreich geblieben ist. Freilich, es ging durch harte Kämpfe hindurch, und mehr als einmal drohte

Digitized by Google

der scharfe Gegensatz der Parteien die Synode zu sprengen und alles zu vereiteln. Dazu wurde die Synode mit einer Flut von Petitionen überschüttet, um die Mitglieder in orthodoxem oder liberalem Sinne zu beeinflussen, und in der Tagespresse wurde auf alle Weise agitiert und Stimmung gemacht.

Wir beschränken uns hier darauf, Uhlhorns Stellung auf die Synode darzulegen. Er trat in den Verhandlungen erst sehr zurück, später aber immer mehr hervor. Entschieden erklärte er sich gegen die Versuche der Liberalen, die Grundlagen der alten landeskirchlichen Verfassung (Bekenntnis, landesherrliches Kirchenregiment, Konsistorialverfassung) zu beseitigen und die absolute Freiheit der Einzelgemeinde, die Herrschaft der Laien durchzusetzen und den Einfluß der Geistlichen in der Kirche fast völlig zu vernichten, ebensosehr war er auch im Gegensatz zu den schroff Orthodoxen dafür, daß den Gemeinden ein möglichst großes Maß von Selbstverwaltung eingeräumt werde, neben das landesherrliche Kirchenregiment genossenschaftliche Institutionen (Kirchenvorstände und Synoden) träten und überhaupt die Laien als gleichberechtigt mit den Pastoren zur Arbeit in und an der Kirche herangezogen würden. Einige wichtige Äußerungen Uhlhorns zu den Hauptfragen mögen hier folgen. Professor Ewald, der wiederholt seine Gedanken über eine deutsche Reichskirche und Reichssynode vorbrachte, wollte überhaupt die Kirchenverfassung aus der Theorie heraus ganz neu gestalten: Erste Stufe: Kirchengemeinde mit Presbyterium; zweite Stufe: Bezirkssynode mit Ausschuß; dritte Stufe: Landessynode mit Kirchenregiment (Landeskonsistorium, die Provinzialkonsistorien sollten abgeschafft werden). Dazu bemerkte Uhlhorn: „Dieses Bild einer Kirchenverfassung habe dem geschichtlich Gewordenen und jetzt nur Auszubauenden gegenüber ebensosehr den Vorzug der Klarheit, wie eine Karte von Nordamerika mit ihren geraden Linien gegenüber einer Karte von Europa mit ihren krummen. Es gehe nicht an, die in der Landeskirche vorhandenen Eigentümlichkeiten unberücksichtigt zu lassen und dieselbe nur als einen Stoff zu behandeln, den man nach Belieben zuschneiden könne. Es gelte den geschichtlichen Weg zu verfolgen, das Gewordene zu beachten und von da aus weiterzubauen." Über die Zusammensetzung der Landessynode urteilte er: sie müsse ein möglichst getreues Bild der ganzen Landeskirche geben. Die Gemäßigten und die Extremen müßten darin ihren Platz haben und auf kirchlichem Gebiete hätten die Minoritäten eine noch höhere Bedeutung und Wert als auf politischem. Auch wünschte er den Eintritt von acht gewählten Mitgliedern aus den Konsistorien, den die Synode ablehnte. „Die Synode, meinte er, stehe zum Kirchenregiment

Digitized by Google

ganz anders als die Stände zur Landesregierung. Hier habe man ein Zusammenwirken in gemeinsamer Beratung, dort aber mehr ein Gegeneinanderstehen. Die Mitglieder des Konsistoriums seien schon wegen ihrer Sachkenntnis zu gedeihlicher Wirksamkeit der Synode erforderlich. Sollten diese sich aber unter der Zahl der vom Könige Ernannten befinden, so werde dem Könige die Möglichkeit genommen, eine möglichst tüchtige Minorität zu schaffen." Ebenso war er auch dagegen, daß die Laien auf der Synode in der Majorität sein sollten, dadurch schien ihm der Schwerpunkt verrückt und ein fruchtbares Zusammenarbeiten erschwert.

Als Bennigsen den Antrag einbrachte, daß durch Gesetz das Recht der Gemeinden, ihre Prediger zu wählen, festgelegt werden solle, erklärte sich Uhlhorn dagegen: „Wenn er auch selbst eine ausgedehntere Beteiligung der Gemeinden bei der Predigeranstellung wünsche, so wolle er doch nicht eine allgemeine Durchführung des Wahlrechtes, sondern lieber ein gemischtes System, teils Wahl, teils Ernennung durch die Kirchenregierung bezw. Patronat. Die freie allgemeine Wahl sei für die Gemeinden und die Pastoren schädlich, besonders fürchtete er ihren schlechten Einfluß auf die Geistlichen. Sodann hob er besonders hervor, daß zwar die Mitwirkung der Gemeinde ein Grundgesetz der evangelischen Kirche sei, aber dieses fordere keineswegs geradezu die Wahl. Das Recht, die Pfarrer zu bestellen, liege nicht bei der Einzelgemeinde, sondern bei ihr und der Gesamtkirche, zwischen denen die Funktionen verteilt seien. Die Gemeinde habe auch nicht das Recht zu ordinieren, es sei denn, daß sie isoliert sei. Leider sei nun die Forderung der Beteiligung der Gemeinde lange mißachtet und das betreffende Recht der Gemeinde verkümmert, aber es würde unrecht sein, die Schuld dafür der orthodoxen Richtung beimessen zu wollen. Zu den blühendsten Zeiten des Rationalismus habe diese Mißachtung der Gemeinderechte geherrscht und vielleicht in noch schärferer Weise als zu den Zeiten der Orthodoxie."

Die Klagen der Liberalen über die herrschende Orthodoxie beantwortete er mit den Ausführungen: „Schon öfter sei in der Synode die Bemerkung gemacht, die gegenwärtige Verbreitung der orthodoxen Richtung schreibe sich von einem dahin gerichteten Drucke des Kirchenregimentes her. Dagegen möge die keinem Kundigen unbekannte Tatsache angeführt werden, daß die orthodoxe Richtung in unserer Geistlichkeit schon stark vertreten gewesen, ehe dies im Konsistorium stattgefunden habe und daß sie nicht durch die Pflege, sondern unter Widerspruch des Konsistoriums herangewachsen sei.

„Ferner sei von Bennigsen bemerkt, die orthodoxe Richtung

Digitized by Google

solle, da sie sich nicht in Übereinstimmung mit den Gemeinden befinde, ihre Stellung im Kirchenregimente aufgeben. Das würde nichts anderes sein als die Einführung des parlamentarischen Regimentes in die Kirche; und man könne es mit Ruhe jedem Verständigen überlassen zu erwägen, ob die Mitglieder eines Konsistoriums ihrer beschworenen Pflicht, das Heil der Kirche und ihrer Seelen im Auge zu haben, nachkämen, wenn sie bei jeder veränderten Strömung in den Gemeinden ihr Amt aufgeben wollten.

„Allerdings seien auch in der Kirche verschiedene Richtungen als berechtigt anzuerkennen, aber Eins gebe es, worin sie eins sein müßten und nur soweit sie darin eins seien, könne ihre Berechtigung anerkannt werden. Das sei das Bekenntnis, welches bis jetzt noch zu Recht bestehe, auf welchem die Kirche beruhe und mit welchem sie sich selbst aufgebe. Es möge manchem unangenehm sein, aber so lange nach positivem Rechte dieses Bekenntnis noch gelte, auf Grund dessen auch die Synode zu beraten berufen sei, so lange seien auch die Richtungen in der Kirche nicht berechtigt, die dasselbe aufheben." Er stimmte freilich der Erklärung Niemanns zu: „Als Lehre kommt das Bekenntnis nicht in allen seinen Einzelnheiten und Ausführungen sondern in seiner eigentlichen Lehrsubstanz in Anwendung" und erklärte: „Die Lehre der Gemeinschaft bildet eine Norm für die Diener der Gemeinschaft, so daß nicht jeder lehren kann, was ihm beliebt, eine Norm, wobei freilich nicht ein äußerer Zwang, sondern der innere Wille vorausgesetzt wird."

Die Verhandlungen der Synode waren oft so stürmisch, die Forderungen der Parteien — besonders der liberalen — so überspannt, daß es äußerst zweifelhaft wurde, ob das Verfassungswerk überhaupt zu stande gebracht werden könne. Für die Stimmung Fernerstehender ist ein Brief des Domspredigers Thiele in Braunschweig an Uhlhorn vom 25. November 1863 recht bezeichnend, der klar ausspricht, was die Herzen der Gemäßigten damals bewegte:

„Sie dürfen mit Recht aufs festeste überzeugt sein, wir nehmen den allerherzlichsten Anteil an den Drangsalen und Kämpfen, die Ihnen durchzukosten und durchzukämpfen von Gott auferlegt sind. Ihr Leid unser Leid, Ihr Straucheln unser Straucheln und Ihr Sieg, wenn der Herr ihn gibt, unser Sieg. — Von Anfang an bin ich dem Gange der Dinge in Hannover mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt, ich muß sagen, mit schweren Sorgen gefolgt. Denn fast immer ist das, was ich am meisten fürchtete, eingetroffen. — Ich fürchte, Sr. Majestät Räte werden auf dem bisher eingeschlagenen Wege trotz aller angewandten Mühe das bodenlose Verließ nicht ausfüllen können. Die jetzt hervortretenden Bezeugungen des sogenannten „Volkswillens"

Digitized by Google

haben wenigstens den Vorzug, daß sie keinen Zweifel übrig lassen darüber, was von jener Seite gewollt wird, nämlich: Rein ab, rein ab! Wird Seine Majestät ihnen die Kirche ausliefern? Was ich für den in Hannover durchzukämpfenden Kampf besonders ungünstig finde, ist der fast durchgehende religiöse Indifferentismus der politisch konservativen Elemente im Lande und dann eine gewisse theologische, fast möchte ich sagen, geistige Steifheit der bekenntnistreuen Geistlichen, welche sie untüchtig macht, mit Leuten anderen Schlages auch nur soweit sich befassen zu können, daß denselben wenigstens Achtung abgenötigt wird. — Doch es ist nicht Zeit, jetzt Kritik zu üben. Wenn jetzt auch Engel vom Himmel auf den Predigtstühlen säßen, so würden sie doch vor dem Protestantismus des modernen Bewußtseins, vor den Forderungen der Kulturentwicklung, oder wie die Namen sonst heißen mögen, keine Gnade finden."

Mit Sorge erwartet Thiele eine völlige Umwälzung auf kirchlichem Gebiete, er freut sich, daß in Braunschweig noch tiefste Ruhe herrscht und hofft, daß solche „unsicheren Fahrwasser", wie Synoden, noch lange ferngehalten werden; aber er schreibt auch: „Gefällt es Gott, die Bande der Pietät, die unsern kirchlichen Organismus bisher in deutschen Landen mit den obersten Trägern obrigkeitlicher Gewalt verbunden haben, zu lösen und seinen Schwerpunkt anderswohin zu legen, so lassen Sie uns hoffen, daß die Kirche des Herrn auch in dieser neuen Knechtsgestalt sich als Sein Leib, als Werkzeug und Werkstatt Seines Geistes zu erweisen die Kraft besitzen werde. —

„Ihre persönlichen Anfechtungen werden Sie um Christi willen tragen und auch durch Christum überwinden. Wer in solchen Zeiten in einer so exponierten Stellung steht, darf nicht darauf rechnen, ein stilles und friedliches Leben zu führen. Er wird, wenn wilde Fluten ihm übers Haupt gehen, das für einen ebenso natürlichen Zustand erachten müssen, wie wenn Gottes Engel mit ihm seliglich liturgierten und homilierten. — Sein Bestehen auf der Stelle liegt nicht in seiner Hand. Aber in seiner Hand liegt es, die Fahne hoch zu halten, wo er steht. — Cetera Dominus providebit." Er schließt: „Unsere Gebete mit den Ihrigen und mit denen aller unserer Brüder!"

Und doch kam es trotz aller Schwierigkeiten zuletzt zu dem Ergebnis, daß der allerdings in Einzelheiten umgestaltete Entwurf der Kirchenvorstands- und Synodalordnung vom 14. Dezember 1863 — ein alle Anwesende tief ergreifender Augenblick — einstimmig angenommen wurde. Uhlhorn hat die Ursache dieses unerwarteten Erfolges in seiner „Hannoverschen Kirchengeschichte" dargelegt: „Mitgewirkt hat allerdings die politische Lage. Am 15. November war

Digitized by Google

der König Friedrich VII von Dänemark gestorben, und damit die schleswig-holsteinische Frage wieder aufgerollt. War es bei vielen mehr ein politisches Interesse als ein kirchliches gewesen, das sie bewogen hatte, an der Bewegung, der diese Synode entsprungen war, sich zu beteiligen, so nahm sie jetzt die Politik so sehr in Anspruch, daß sie an den Verhandlungen der Synode kein Interesse mehr hatten, und in dieser Stimmung waren sie zu größerer Nachgiebigkeit bereit, um nur zu Ende zu kommen. Die Hauptsache aber war, man hatte auf beiden Seiten der Synode in den harten Kämpfen die Überzeugung gewonnen, daß ein Kompromiß unter den obwaltenden Umständen unumgänglich notwendig war, und zu diesem Ziele kam es, weil die Kirchenregierung durch einen Mann vertreten war, der wie Lichtenberg es verstand, Festigkeit und Milde verbindend, eine Vereinigung herbeizuführen, ohne etwas Wesentliches aufzugeben." Die Haltung Lichtenbergs war in der Tat bewunderungswürdig; er hat auf dieser Synode seine meisterhafte Befähigung zur Regierung der Kirche bewiesen und sein Auftreten auf der Synode hat nicht zum wenigsten dazu geführt, daß er nachher der erste Präsident des neu errichteten Landeskonsistoriums wurde. Er schloß die erste Synode der hannoverschen Landeskirche mit den schönen Worten: „Wir blicken miteinander auf ernste, schwere Tage zurück und doch meine ich, hat es uns an dem Segen Gottes, den wir uns beim Beginn unsres Werkes erfleht haben, nicht gefehlt. Er hat ‚den Bau an seinem Hause, dazu wir berufen waren' bis zu einem Punkte gelangen lassen, von dem aus, so hoffe ich zuversichtlich, auf einen weiteren gedeihlichen Fortgang, soweit menschliches Können reicht, zu rechnen ist; und in solcher Zuversicht scheiden wir jetzt voneinander zu einer Zeit, wo durch alle Not und Sorge der Tage hindurch uns bald wieder der himmlische Gruß ertönen wird: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Möge denn unter dem Segen dieses Wortes auch das von uns einmütig vollendete Werk als ein Werk zur Ehre Gottes und zum Frieden Seiner Kirche in weiten und immer weiteren Kreisen freudig willkommen geheißen werden! Dazu wirke ein jeder von uns an seinem Teile!"

Mit dem Ergebnis der Synode war freilich keine der beiden Parteien zufrieden, da keine ihren Willen durchgesetzt hatte. Den Liberalen war die Verfassung nicht freiheitlich genug, die Bestimmungen über die Wahlfähigkeit in den Kirchenvorstand zu streng, aber sie hofften doch, daß sie ihr die Mittel gewähre, ihren Einfluß in der Kirche zu stärken. Erst als sie später erkannten, daß sie trotzdem nicht zur Herrschaft gelangten, haben manche sich abfällig über

Digitized by Google

alle Synoden u. s. w. geäußert, auch wohl erklärt, das absolute staatliche Kirchenregiment — natürlich wenn es liberal sei — sei der kirchlichen Selbstverwaltung noch vorzuziehen. Sie sahen vielfach nicht ein, daß die Ohnmacht des Liberalismus auf kirchlichem Gebiete eng zusammenhängt mit dem mangelnden kirchlichen Interesse, und daß der individualistische Standpunkt am wenigsten geeignet ist, in einem sozialen Körper, wie die Gemeinde es ist, etwas auszurichten. Viel unzufriedener aber waren die orthodoxen Kreise über die Beschlüsse der Synode, deren Annahme sie ihren Vertretern geradezu als Sünde anrechneten. Sie fürchteten für die Kirche das schlimmste — und haben sich darin ebenfalls getäuscht, denn im großen und ganzen ist die neue Verfassung doch der Kirche zum Segen geworden. Hatte Bennigsen bezweifelt, daß das Ergebnis der Synode ein Werk sei, „welches als wahrer Fortschritt anzusehen sei und welches für eine Wiederbelebung des kirchlichen Lebens" allein fruchtbar sein könne, „da dieses unter der Herrschaft der letzten Jahre gänzlich erstorben und überall ein Gegensatz zwischen den Trägern des geistlichen Amtes und den Gemeinden hervorgetreten sei, der traurig wirke und zu einem völligen Klassengegensatz ausarten werde," wenn es nicht gelinge, die liberalen Gedanken des Gemeinderechts und des überwiegenden Einflusses der Laien durchzuführen, so urteilte Uhlhorn: „Er könne die verflossene Periode nicht so schwarz ansehen, als ob in ihr das kirchliche Leben so sehr erstorben gewesen sei, glaube vielmehr das Gegenteil und könne deshalb auch eine so große Hoffnung auf neues kirchliches Leben nicht auf den Entwurf setzen. Gleichwohl hege auch er Hoffnung auf eine gedeihliche Fortentwicklung des kirchlichen Lebens bei der Einführung dieses Gesetzes." Als Anfang für eine weitere Entwicklung wurde die Synodalordnung auch in dem von der Ständeversammlung angenommenen Staatsgesetz, das ihr die „landesgesetzliche Beistimmung" erteilte, erklärt.

Zufrieden gaben sich die Liberalen auch mit dem Gesetz, betreffend die Abrenuntiationsfragen. Es war bestimmt, daß bei Taufen in Gemeinden, in welchen die heilige Taufe mit Anwendung von Abrenuntiationsfragen vollzogen wird, auf Wunsch des Vaters oder des Stellvertreters diese Fragen fortgelassen werden sollten. An ihre Stelle hatte die sog. Thilosche Formel zu treten, in der übrigens, unter einer ziemlich unglücklichen Fassung, die Abrenuntiation versteckt vorhanden ist. Die Liberalen hatten durch Dr. Schläger-Hameln die Abrenuntiation überhaupt verbieten wollen, ausgenommen die Fälle, wo der Vater oder dessen Stellvertreter den Gebrauch derselben ausdrücklich verlange, waren aber mit 26 gegen 37 Stimmen in der Minderheit geblieben. Pastor Harms in Hermannsburg äußerte sich

Digitized by Google

über die von Obergerichtsrat Flügge veranlaßte Bestimmung, daß der Vater des Kindes die Fortlassung der Abrenuntiation fordern könne, sehr betrübt, wie er auch voller Sorge war wegen der Paragraphen 33, 36 und 37*) des Gesetzes. Er schreibt darüber an Uhlhorn am 17. Dezember 1864: „Die bevorstehende Kirchenvorstandswahl liegt mir und meiner Gemeinde sehr schwer auf dem Herzen und Gewissen. Wir haben schon viel einsam und gemeinsam deshalb gebetet und auch uns beraten. Eine amtliche Berufstätigkeit, die man nicht halten kann, durch ein eidliches Gelübde auf sich zu nehmen, dünkt uns bislang eine Unmöglichkeit. Gott wolle uns erleuchten und Seiner Kirche sich erbarmen! Gott wolle Sie Seiner Kirche noch lange erhalten und dieselbe durch Sie segnen.“ Wegen der Abrenuntiation äußert er sich in einem Briefe vom 14. Januar 1864, den wir hier fast vollständig geben, weil er auch wieder ein Zeugnis für die Verbindung beider Männer ist: „Herzlich habe ich Gott gedankt für die von Ihnen gütigst übersandte Missionsgabe unseres teuren Kronprinzen. Wenn es sich schickt, so möchte ich Sie bitten, ihm meinen innigen Dank dafür auszusprechen und ihm zu sagen, daß ich zwar nach Empfang der Gabe nicht treuer für ihn beten kann, als ich es schon immer getan habe, daß es mir aber eine Freude ist, für ihn zu beten, und nicht bloß eine Pflicht.

„Auch für Sie und Ihr wichtiges Amt bete ich treu zu dem HErrn und werde auch dann nicht davon aufhören, wenn die Landeskirche vielleicht über kurz oder lang mich ausstoßen sollte, wozu der von der Vorsynode teilweis genehmigte Flüggesche Antrag leicht Veranlassung geben kann.

„An meiner Gemeine habe ich letztes Jahr sehr große Freude gehabt. Unter den 103 Geborenen war nicht ein einziges uneheliches Kind und die Zahl der Kommunikanten war auf 9011 gestiegen. Gott sei die Ehre und der Dank. Er segne Sie und stärke unser aller Glauben. Sie haben recht: ‚Böses kann uns nicht widerfahren, solange Jesus lebt!‘“

*) § 33: Der Kirchenvorstand hat in Unterstützung der pfarramtlichen Tätigkeit für Erweckung und Mehrung christlichen Glaubens und Lebens, für Erhaltung von Zucht und Sitte in der Gemeinde zu wirken, gottlosem und sittenverderblichem Wesen zu steuern, Gottesfurcht und Ehrbarkeit zu fördern, zu diesem Zwecke auch die Schule und die ledige Jugend zu beachten und überhaupt sowohl durch eigenes Vorbild wie durch Aufsicht, Belehrung, Ermahnung und Warnung zum Aufbau der Gemeinde zu helfen. Nach § 36 soll er sich der Förderung einer würdigen Sonntagsfeier annehmen, nach § 37 auch der Armen- und Krankenpflege und dabei „die geistliche wie leibliche Not der Armen und Kranken erforschen.“

Digitized by Google

9. Kapitel.

Ende des Königreichs Hannover. Arbeit im Konsistorium. Stellung zur königlichen Familie. Henriettenstift. Evangelischer Verein. Der deutsche Krieg. Die Annexion. 1864—1866.

Mit dem Schlusse der Vorsynode trat eine ruhigere Zeit ein, die sorgsam ausgenutzt wurde, das Geschaffene zu festigen, die neuen Ordnungen in den Gemeinden einzuführen und die neue oberste Kirchenbehörde — das von der Synode beschlossene Landeskonsistorium — ins Leben zu rufen. Die Neugestaltung der Kirchenvorstände vollzog sich ohne Störung infolge des vorsichtigen Beschlusses der Synode, daß sie nicht — wie die Liberalen wollten — sofort vollständig neugewählt werden sollten, sondern daß die alten auf Grund des Gesetzes von 1848 gebildeten Kirchenvorstände allmählich dem neuen Gesetz entsprechend umgewandelt werden sollten. Dadurch wurde nicht nur der geschichtliche Zusammenhang gewahrt, sondern man entging auch neuen Stürmen, die bei einer gleichzeitigen allgemeinen Neuwahl zweifellos entstanden wären.

Zur Beruhigung der Gemüter trug wesentlich bei, daß das Konsistorium sich in der Katechismusangelegenheit streng an die Grundsätze hielt, die Minister Lichtenberg in der Synode entwickelt hatte. So wenig man daran dachte, den neuen Katechismus irgendwie zu beseitigen, wie die Liberalen gefordert hatten, so wurde die Einführung auch in keiner Weise befördert. Selbst da, wo eine beträchtliche Minorität sich gegen ihn erklärte, durfte er nicht in Gebrauch genommen werden und mit allem Ernst wurde darüber gewacht, daß er nicht etwa auf Umwegen eingeführt wurde. Eine nicht unbedeutende Zahl von Gemeinden hat ihn auch behalten, der alte Landeskatechismus blieb tot, aber die Katechismusnot blieb; in der Landeskirche wurden etwa dreißig Katechismen gebraucht, in einzelnen Gemeinden drei bis vier nebeneinander, und der Mangel eines einheitlichen Katechismus hat nach Uhlhorns Ansicht der lutherischen Kirche Hannovers unsäglichen Schaden gebracht. Noch einige Jahre hindurch gab es hier und da in den Gemeinden kleine Stürme wegen des Katechismus, sei

Digitized by Google

es daß einzelne Pastoren sich wirklich Übergriffe erlaubten, sei es daß Mißtrauen und Feindschaft einzelner Gemeindeglieder sie dessen bezichtigten. In der Regel wurden derartige Streitigkeiten rasch beigelegt, aber noch in der Landessynode vom Jahre 1887, in welcher der Wunsch nach einem neuen Katechismus ausgesprochen wurde, äußerte Uhlhorn: „Der Boden, auf welchem man sich in der Katechismusfrage bewege, sei noch heiß von dem Brande von 1862. Wenn man ihn betrete, so schlügen noch, wenn nicht die Flammen, so doch die Flämmchen aus ihm empor. Sehr oft sei auf den Bezirkssynoden, besonders seitens der Lehrer, der dringende Wunsch nach einem Landeskatechismus ausgesprochen. Aber so oft diese Frage zur Besprechung gekommen sei, habe sich auch eine eigentümliche Erregung, namentlich bei den weltlichen Synodalen, bemerkbar gemacht. Darum müsse man sehr vorsichtig diesen Boden betreten." —

Diese Jahre sind auch für Uhlhorn zunächst Jahre stillen Wirkens gewesen. Im Konsistorium war der Einfluß des 1863 zum Oberkonsistoralrat Ernannten seit der Vorsynode nur noch größer geworden, zum Verdruß der liberalen Parteileute, die nicht müde wurden, ihn zu bekämpfen. Als im Jahre 1865 Konsistorialrat Meyer aus der Behörde ausschied, schrieb z. B. die Hildesheimer Allgemeine Zeitung (No. 163): „Die Nachricht von der Pensionierung des als gelehrter Schriftforscher und toleranter Mann bekannten Oberkonsistorialrats Dr. Meyer wird in vielen Kreisen mit Bedauern gelesen sein. Derselbe hat zwar gegenüber dem mächtigen Andrängen der orthodoxen Partei unter Uhlhorn und Niemann im Konsistorio seit langem hie und da nicht unerhebliche Konzessionen gemacht, die mit der früher in seinem neutestamentlichen Kommentar hervorgetretenen Klarheit und Festigkeit kaum in Harmonie zu bringen sein möchten; doch war Meyer im Konsistorio immerhin eine wissenschaftliche Autorität, deren Dasein schon von günstigem Einfluß sein mußte. Auch hätte er immerhin noch einige Jahre im Amte bleiben können; doch mögen ihn die häufigen unerquicklichen Konflikte zum Rücktritt angeregt haben. Sein Nachfolger, Dr. Düsterdieck aus Hameln, zuletzt Studiendirektor in Loccum, gehört erfreulicherweise nicht zu der extrem orthodoxen Partei, auch steht ihm eine gründliche wissenschaftliche Durchbildung zur Seite; indessen wird er bei seiner vermittelnden Natur hierarchischen Bestrebungen schwerlich mit der Festigkeit entgegentreten, die zu wünschen sein würde."

Auf die Anfrage Uhlhorns an Meyer, ob er nicht gegen diesen Artikel schreiben wolle, erwiderte dieser ablehnend: „Es ist nämlich — ganz abgesehen auch von meinem Befinden, dessen Übel ich in diesen Tagen recht drückend empfinde — mein fester und bisher kon-

Digitized by Google

sequent von mir befolgter Grundsatz, solchen irritierenden Zeitungsschreibereien nur Stillschweigen entgegenzusetzen, teils weil ich glaube, daß durch Entgegnungen solchem Volke, welches hinter dem deckenden Schilde der Namenlosigkeit hetzt, viel zu viel Ehre geschieht, teils weil man ihnen durch Erwiderungen nur Wasser auf ihre Mühle gibt und damit tut, was sie selbst wünschen, um weiteres daran zu knüpfen. — In casu können, wie ich dafür halte, namentlich Sie selbst, verehrter Herr Kollege, jedem Verständigen ruhig überlassen, aus Ihren Schriften und Ihrer öffentlichen amtlichen Wirksamkeit über die gehässige Anzapfung des übelwollenden Schreibers zu urteilen, wie er's verdient. Und was mich selbst anbetrifft, so kann ich ebenfalls — und werde das sehr gerne tun — die alberne Insinuation, mit welcher er ein vorangeschicktes Lob desto ärger in selbst sittlichen Schatten stellt und so seinem üblen Zwecke dienstbar macht, schweigend auf sich beruhen lassen und das Urteil ruhig dem theologischen Publikum anheimstellen. — Wenn man sich einigermaßen bemerkbar gemacht hat vor den Augen der Welt, so geht der Weg durch böse und gute Gerüchte, aber kommen erstere nur durch solche Tendenzartikel einer obskuren Feder in einer Zeitung wie die Hildesheimer ist (die selbst den Dr. Düsterdieck schon zum voraus anzuzapfen nicht unterlassen kann), so bin ich wirklich gewissermaßen zu stolz dazu, das hingeworfene Wort aufzunehmen, sondern gehe ruhig weiter."

Nach verschiedenen Seiten hin wurde jetzt im Konsistorium an der Förderung des kirchlichen Lebens gearbeitet. War seit 1845 (bekanntlich durch unmittelbare Einwirkung des Königs Ernst August) die längst dahingefallene Sitte des kirchlichen Begräbnisses wieder ins Leben getreten, so erwuchs jetzt durch die Neuanlage eines Kirchhofes weit vor der Stadt Hannover die Schwierigkeit, daß die stehende Begleitung und Beerdigung durch einen Geistlichen unmöglich erschien. Uhlhorn verfaßte darüber ein eingehendes Promemoria. Entschieden erklärte er sich gegen eine bloß häusliche Feier, so wichtig sie auch sei, aber: „Der Akt des Begräbnisses selbst wäre dann ganz ohne Beteiligung der Kirche und ihres Dienstes. Die Feierlichkeit im Hause oder in der Kirche, bezw. Kapelle, wäre von dem eigentlichen Begräbnis losgelöst, stünde ganz für sich. Ein eigentlich kirchliches Begräbnis wäre nicht mehr vorhanden. Es wäre ein unerträglicher Zustand, wenn die Leiche ohne ein Wort Gottes, ohne Gebet und Segen einfach eingescharrt würde, wenn die Kirche gerade in diesem schweren Augenblicke ihre Glieder — denn die nächsten Verwandten folgten doch zum Grabe — ohne ihren Beistand ließe und nicht in dem Augenblicke, wo auf Hoffnung gesät wird, die Hoffnung auch verkündigte. Sodann

Digitized by Google

würden unausbleiblich doch die Geistlichen die Leichen vornehmer, angesehener und reicher Personen ganz zum Kirchhofe geleiten, und so ein böser, unkirchlicher und unchristlicher Unterschied zwischen Reich und Arm gemacht werden. Auch würde nicht vermieden werden, daß unbefugte Redner sich auf dem Kirchhofe zum Schaden der Kirche breit machten; und da die katholische Kirche nach wie vor alle ihre Leichen begleiten werde, würden auf dem Kirchhofe einer wesentlich lutherischen Stadt fast nur noch katholische Geistliche fungieren, und man malte es den Leuten so recht vor die Augen, daß die katholische Kirche für die Ihrigen besser sorge als wir. Aus allen den Gründen müsse dafür gesorgt werden, daß immer ein Pastor bei dem Begräbnis anwesend sei (wofür Uhlhorn eingehende Vorschläge macht). Wenn man aber von Unmöglichkeit rede, so sage er: ‚Es ist möglich, wenn man sich nur entschließen will, es möglich zu machen.'"

Auch die Verbesserung des theologischen Prüfungswesens, die schon in den fünfziger Jahren und auch auf der Vorsynode besprochen war, kam jetzt zur Ausführung. Ehrenfeuchter verhandelte darüber viel mit Uhlhorn, ihm schien „Meyers Rücktritt entschieden zu der längst projektierten Verbesserung der Examina aufzufordern". Nach eingehender Besprechung dieser Beiden mit dem Kultusminister Lichtenberg wurde von letzterem am 7. Oktober 1865 eine Bekanntmachung über die Neuregelung des Prüfungswesens erlassen, jedoch zunächst nur für den Konsistorialbezirk Hannover, der 1868 im wesentlichen ganz ähnliche Bestimmungen für die Landeskirche folgten. Abschließend wurde die Angelegenheit vornehmlich durch Uhlhorns Mitwirkung im Jahre 1885 geregelt.

Zu der königlichen Familie war die Stellung Uhlhorns durch die Katechismuswirren nur noch fester geworden. Er unterwies die beiden Prinzessinnen Friederike und Marie und konfirmierte sie gemeinsam am 14. April 1864. Unumstritten galt er jetzt neben Petri als der hervorragendste Prediger der Stadt, und Hannover hat eine geistlich so reiche Zeit nicht wieder gehabt, als wie sie ihr damals geschenkt war; man darf wohl sagen, daß selten einer Landeskirche zu gleicher Zeit so viele hervorragende Kräfte beschert gewesen sind, wie damals der hannoverschen, als nebeneinander und miteinander Männer wie Lichtenberg, Niemann, Ludwig Harms, Petri, Münkel und Uhlhorn wirkten.

Seine besondere Liebe war das Henriettenstift, freilich erst noch ein rechtes Sorgenkind. Als am 24. Juli 1863 das neue prächtige Gebäude bezogen wurde, zählte das Stift erst 11 Schwestern und, was schmerzlicher war, diese 11 hatten nur 17 Kranke zu pflegen. Mit

Digitized by Google

großem Mißtrauen sahen die Hannoveraner auf das neue Krankenhaus, in dem nach der Meinung des Volkes nicht nur die Leiber der Kranken Versuchsobjekte für Arzt und Schwestern waren, sondern auch ihre Seelen „schwarz" gemacht werden sollten. Die Liberalen waren entschiedene Gegner, zugleich auch aus politischen Gründen, weil es ein Werk der hannoverschen Königin war, die man offen und heimlich der Vorliebe für den Katholizismus bezichtigte. Als katholisch galt den einen das Unternehmen, den andern als orthodox; wie schon in den Anfangsjahren wurden allerhand Schauergeschichten erzählt und verbreitet. Der Magistrat der Residenzstadt verhielt sich kühl ablehnend, in schroffer Weise griff der Stadtdirektor Rasch noch auf der ersten Landessynode 1869 die orthodoxe Propaganda an, die angeblich vom Henriettenstifte aus betrieben würde, und noch 1870 pries der Magistrat öffentlich die „konfessionslose" Pflege der barmherzigen katholischen Schwestern und begünstigte sie vor den evangelischen Diakonissen. Aber auch aus dem Kreise der orthodoxen Geistlichkeit heraus kam Widerspruch. Wenn auch einzelne die Notwendigkeit des Werkes anerkannten, so erklärten andere es für Spielerei und Liebhaberei, ja manche erhoben grundsätzliche Einwendungen gegen das ganze Diakonissenwesen. Es wurde in echt deutscher Weise endlos theoretisiert und vor lauter prinzipiellen Bedenken verschloß man sich praktischen Versuchen.

Bezeichnend ist hier der Brief eines hannoverschen Pastoren an Uhlhorn, aus dem wir das Wesentlichste wiedergeben. Der Verfasser bekennt sich als Freund Fliedners und Bewunderer seiner Person, aber er hat viel an dem Werke selbst auszusetzen: „Das moderne Diakonisseninstitut ist ein anderes als das apostolische. Damals taten den Dienst Witwen, betagte, erfahrene, bewährte, durch sich selbst geschützt vor mancher Versuchung; jetzt tun ihn junge Damen, die wohl geschult werden, aber für ihr Wohlverhalten keine andere Garantie aufzuweisen haben, als Atteste von Menschen, die trotz ihrer Gaben keine Geisterseher sind. Damals galt der Dienst christlichen Frauen, jetzt ist er zu leisten allerlei Volk. — Die Diakonissen der Urzeit waren fähiger als die modernen, zu leisten, was sie sollten; sie kannten Schmerzen aus Erfahrung, waren zu Herzensteilnahme angeregt an den Sterbebetten ihrer Gatten, hatten Geduld gewonnen durch manche Übungen im Hausstande, waren daran gewöhnt, Liebeswerke zu üben. Die verwitweten Matronen durften auch unbedenklich männlichen Kranken manche Dienste leisten, zu denen man die heutige Diakonisse schicklich nicht heranziehen darf." — Weder in der Schrift noch in den wirklichen Zuständen der Gegenwart findet er die Notwendigkeit von Diakonissen begründet. Auf den Dörfern sei sie überflüssig und

Digitized by Google

in den Städten höchstens in Kriegs- und Seuchenzeiten nötig; man solle lieber die Familie, Gemeinde und das Pfarramt heranziehen, als mit Diakonissen helfen wollen, „das nenne ich Sisyphusarbeit und Aufopferung armer, guter Kinder für faule Bäuche. Die Barmherzigkeit ist eine allgemeine Tugend; ist es nicht bedenklich, mit ihrer Übung Einzelne ein Gewerbe treiben zu lassen, sie als die Barmherzigen par excellence zu schätzen oder auch nur zu veranlassen, daß andere diese oder sie sich selbst für vorzüglich geeignet oder berufen erachten, die schönste und wohltätigste christliche Tugend zu üben? Wird dadurch der große Christenhaufen nicht noch erbarmungsloser und selbstsüchtiger werden, als er stellenweise schon heute ist?"

Sodann fürchtet er das Selbstgefühl der Diakonissen, die sich leicht für etwas Besonderes halten würden, auch daß Versorgungsrücksichten manche zu diesem Dienste ziehen würden, zumal Diakonissenverhältnisse manchen als anständiger und vornehmer erschienen als Mägdedienste, und durch die Sonderstellung auch die Eitelkeit genährt werde, „die sich sogar auf die bescheidene Kleidung und deren veralteten Schnitt etwas weiß, denn sie trägt dergleichen überein mit der Gräfin X und der Baronesse Y." Überhaupt erscheint ihm das Diakonissenwesen als ein bedenklicher Schritt auf dem Wege zur Emanzipation der Frau, ein Heraustreten aus der Familie, wo sie ihren Platz hat, in die Öffentlichkeit und zu einer ihr nicht gebührenden Selbständigkeit, ein Sichhinwegsetzen über allgemeine Sitten ihres Geschlechts, das ihr selbst schweren sittlichen Schaden bringen müsse.

Erheblich ist ihm der Umstand, „daß man das moderne Diakonisseninstitut auch nicht nennen darf ein Erzeugnis der Entwickelung irgend eines Grundgedankens oder Lebensprinzips der evangelisch-lutherischen Kirche. Es wird ja notorisch geboren im Kontakt unserer Kirche mit der katholischen, und Rivalität mit ihr war die Mutter. Mir ist noch sehr erinnerlich, wie verdrießlich man unsererseits war über die Proselytenmacherei, welche an Kranken getrieben ward durch barmherzige Schwestern und mönchische Pflegebrüder; wie sehr man es beklagte, daß man diesen nicht ähnliche Faktoren entgegenzusetzen habe. Es entstanden in Folge dessen unsere Diakonissen, so daß man wohl kaum genügend leugnen kann: ‚Der Vater derselben war protestantischer Ärger.' Jedenfalls wird man einräumen müssen: Gäbe es auf katholischer Seite keine barmherzigen Ordensschwestern, so wären auf unserer Seite auch keine Diakonissen; diese sind das Analogon von jenen mit denjenigen Modifikationen, welche der Protestantismus unerläßlich macht. — Mir ist jedoch die Hauptsache, daß wir Weibern nicht Weiber entgegensetzen mußten,

Digitized by Google

sondern Vermehrung und rechte Verwendung der Kräfte des Predigtamts, damit durch die Predigt bewahrt werde, was durch sie gewonnen war. Man hatte in jener Zeit aller Orten die Kandidaten im Überfluß, aber man sah sie nicht; die barmherzigen Schwestern standen vor den Augen und es mußten ihnen durchaus Weiber entgegengesetzt werden."

Endlich findet er die Ursache des Zudranges zur Diakonie in dem Zuge zur Weltflucht, der durch die moderne Zeit gehe und in dem Wachstum der katholischen Klöster sich auch zeige. „Dieser Zeitströmung verdanken die Diakonissenin stitute vieles, und man darf es mir deshalb nicht übel nehmen, wenn ich die Frage aufwerfe, wo sie bleiben werden, wenn die Strömung vorüber ist?"

Alle solche Bedenken und selbst viele übelwollende Angriffe hatte Uhlhorn zu widerlegen und hat das in Privatbriefen, Zeitungsartikeln und gedruckten Rundschreiben unermüdlich getan, ebenso wie er die Ansprachen beim Jahresfeste und die Jahresberichte in diesem Sinne benutzte. Fliedners Meinung, daß die Diakonissen eine Wiederbelebung eines apostolischen Amtes seien, teilte er nicht; daß das Vorbild der barmherzigen Schwestern von Einfluß gewesen sei, wollte er nicht leugnen, aber das war ihm auch kein Schaden, denn ihm stand die Notwendigkeit des evangelischen Diakonissenin stitutes fest; nicht die Eifersucht auf Rom, sondern das dringende Bedürfnis der Zeit hat es ins Leben gerufen. Immer wieder legt er die Berechtigung des Diakonisseninstitutes auf evangelischem Boden dar und hebt hervor, daß die Schwestern nicht die Liebesübung der zunächst berufenen Personen (in Familie und Gemeinde) verdrängen, sondern sie — wo es nötig sei — ergänzen sollten. Dazu hat er nach Kräften den nicht abzuleugnenden Gefahren des Diakonissenberufes zu wehren gesucht; er hat den Schwestern stets vorgehalten, daß sie nichts „Sonderliches" vor andern seien, keine Christen vollkommenerer Art, sondern daß eine Hausmutter, die ihre Pflicht tut, vor Gott ebensoviel wert ist. Er findet nichts Unweibliches darin, daß die Diakonissin auch über den Kreis des einzelnen Hauses hinaus der Gemeinde dient, vielmehr ist ihm das ein Zug und Beweis echter Weiblichkeit, und das Mutterhaus ist ja da, die Diakonissin zu bewahren vor der Gefahr falscher Selbständigkeit und echte Weiblichkeit zu hegen und zu pflegen. „Wehe der Diakonissin, die in falsche Selbständigkeit und unweibliches Wesen geriete, sie gäbe ihr Bestes auf. Sie träte auf ein Gebiet, da der Mann alles, sie nichts vermag, und opferte ihre schönste Kraft einem bloßen Schein. Nur wenn sie ihr weibliches Wesen bewahrt, nur dann kann ihr Beruf ihr selbst zur Vollendung helfen, nur dann kann sie in ihrem Berufe etwas ausrichten, was keines Mannes Kraft, was

Digitized by Google

nur sie vermag, nur dann hat sie auch ein Recht zu arbeiten." Uhlhorns Nüchternheit — er ist viel nüchterner als Löhe — wehrte auch allem Überschwenglichen; nichts war ihm mehr zuwider als salbungsvolles Wesen und der „frömmelnde Schein der Demut", den selbst Gutgesinnte an den Schwestern fürchteten. „So wenig die Schwester den Arzt spielen soll, sondern sie soll ihm dienen, indem sie seine Anordnungen pünktlich befolgt, so wenig soll sie auch selbst Seelsorger sein, sondern dem Seelsorger dienen. Sie ist da, um die Kranken zu pflegen, nicht um sie zu bekehren. Sie soll nicht viel reden oder wohl gar auf den Kranken mit allerlei frommen Redensarten einstürmen, sondern sie soll still ihre Arbeit tun. Aber wie es die Liebe Christi ist, die sie zu solcher Arbeit dringt, so soll sie auch ihren Herrn Christum bekennen, zwar wo es not tut auch mit dem Munde, vor allem aber durch die Tat dienender Liebe, damit also nach der Regel St. Petri die Herzen der Männer ‚durch der Weiber Wandel ohne Worte' gewonnen werden." Hatte er selbst auch etwas von der weiblichen Natur, was ihn zum Verkehr mit Frauen geeignet machte, so war er doch zu natürlich, zu frisch und männlich, für Verehrung von seiten der Frauen zu unempfänglich, als daß er nicht mit allem Ernste gesunde Anschauungen in seinem Henriettenstifte gepflegt hätte. Niemals hat er ein Mädchen zum Diakonissenberufe zu überreden gesucht, und so sehr er später wohl wünschte, daß eine seiner Töchter sich dazu entschlossen hätte, so enthielt er sich doch auch der leisesten Einwirkung, weil nach seiner Meinung volle Freiwilligkeit unerläßliche Vorbedingung war für eine gesegnete Arbeit in diesem Berufe.

Trotz all des warmen Wohlwollens der Königin und aller Mühen wuchs das Werk nur sehr langsam. Wohl nahm die Zahl der Kranken zu, besonders seitdem Sanitätsrat Lindemann mit unermüdlicher Kraft und großem Geschick die ärztliche Behandlung übernommen hatte, aber noch am 1. Januar 1864 war die Zahl der Schwestern nicht größer geworden; die Anstalt hatte nur zwei wirkliche Diakonissen, fünf Novizen und vier Probeschwestern. „Hat denn," so schrieb Uhlhorn im Jahresberichte, „unser Land nicht mehr Jungfrauen, welche dem Herrn an diesem Werke zu dienen bereit sind? Sind wir denn ärmer an Glauben und Liebe, als andere Landeskirchen oder als die römisch-katholische? Muß es uns nicht beschämen, dort ganze Scharen zu finden, die bereit sind, ihr Leben der Krankenpflege um des Herrn willen zu widmen, und bei uns so wenige? Und wenn man dann sieht, wie viel junge Mädchen ohne eigentlichen Beruf im halben oder ganzen Nichtstun ihre Tage hinbringen, darüber verkümmern, verstimmt und unmutig werden, während sie hier einen gesegneten

Digitized by Google

Beruf finden könnten und die Arbeit auf sie wartet: so ist das wahrhaft zu bedauern. Und endlich noch eine Frage: wo bleiben die Pastorentöchter? Haben die Pastorenhäuser denn nur Söhne für das Pfarramt und keine Töchter für die weibliche Diakonie? Bis jetzt haben wir noch keine Tochter eines Pastors unter unsern Schwestern." Die Mahnung blieb nicht ohne Erfolg, am Ende des Jahres zählte die Anstalt 20 Schwestern, darunter auch zwei Pastorentöchter, aber auch die Nachfrage war gewachsen. Pastor Hoyer an der Christuskirche und ein Komite von Damen dieser Gemeinde baten um eine Schwester, die als Gemeindediakonissin die Pflege namentlich der armen Kranken in der Gemeinde, von Haus zu Haus gehend, übernehmen sollte. Die Bitte konnte erfüllt werden, dagegen mußten viele Gesuche um Privatpflege aus Mangel an Schwestern abgewiesen werden. Mit großer Vorsicht ging man auch bei der Aussendung von Schwestern vor und wollte nur wirklich tüchtige und gut ausgebildete im Dienst der Kranken verwenden. Ungeeignete Mädchen wurden entlassen, und Uhlhorn schreibt: „Sie bringen doch alle nicht mehr mit, als guten Willen, aber selbst bei natürlicher Begabung fordert die Ausbildung immer eine ziemliche Zeit, ehe man einer Schwester einen selbständigen Wirkungskreis anvertrauen kann. Sollen die Schwestern tüchtig ausgebildet werden, so müssen wir auch, abgesehen ganz davon, daß die größer werdende Zahl von Kranken im Hause auch größere Kräfte fordert, eine Anzahl schon tüchtig gebildeter Schwestern im Hause behalten, um die jüngeren anzulernen. Überhaupt, ein Diakonissenhaus ist kein Treibhaus, und es würde sich später rächen, wenn man es dazu machte."

Bis zum Jahre 1866 konnte nicht eine einzige Schwester von Hannover aus auf auswärtige Stationen geschickt werden, während evangelische Schwestern aus Neuendettelsau und Ludwigslust in den Provinzialstädten arbeiteten und römische barmherzige Schwestern immer mehr Eingang in evangelische Häuser des Landes gewannen. Nur nach Linden, dem Fabrikvorort von Hannover, wurde eine Schwester gesandt (1865), aber Bitten aus Göttingen, Harburg und andern Orten mußten abgeschlagen werden. Dazu kamen noch schwere Geldsorgen. Die Rechnung für die Zeit vom 1. Juli 1864 bis letzten Dezember 1865 ergab einen Fehlbetrag von 3030 Thalern. Gemäß der „dringenden Darstellung" des Ministers von Malorti lehnte die Königin die Bitte um eine Bewilligung aus der königlichen Schatullkasse ab. Sie hielt es wohl für richtiger, daß das Stift versuchte, auf eigene Füße zu kommen, vielleicht fürchtete sie auch, daß die Teilnahme der Gemeinde abnähme, wenn sie fort und fort mit

Digitized by Google

ihren reichen Mitteln hinter dem Stift stünde. Sie bezeugte übrigens ihr unverändertes Wohlwollen für dasselbe und erklärte sich bereit, falls sich demnächst die „unvermeidliche Notwendigkeit“ der Unterstützung herausstellte, „natürlich mit unendlicher Freude solche Hilfe zu gewähren“. Aber so richtig dieses Vorgehen der Königin war, das Volk hielt einmal das Stift für unermeßlich reich und ließ sich bei solchem Glauben aus seiner Gleichgültigkeit nicht herausbringen.

Trotz aller dieser Schwierigkeiten verlor Uhlhorn den Mut nicht, so sorgenvoll ihm oft ums Herz war. Bestimmt hatte er immer solche Wege wie Lotterien und Wohltätigkeitsvorstellungen abgelehnt und setzte es durch, daß auch jetzt zu solchen Mitteln nicht gegriffen wurde, die er für eine Schädigung der christlichen Liebestätigkeit hielt.*) Ein schwerer Schlag für das Stift war auch die Erkrankung und der Tod der ersten, tüchtigen Oberin (Ostern 1865) gewesen. Sie wurde durch die Schwester Anna Forke ersetzt, die dann lange Jahre hindurch das Stift im Segen geleitet hat. Je größer die äußeren Nöten und Sorgen wurden, um so mehr arbeitete Uhlhorn daran, die kleine Schar Schwestern geistlich und geistig zu versorgen. Neun Jahre lang hat er das Werk allein getan, er predigte Sountagnachmittags in der Kapelle des Stiftes, auch wenn er schon am Morgen in der Schloßkirche gepredigt hatte, und wußte die Gottesdienste wahrhaft erbaulich zu gestalten. Dazu kamen Unterrichts- und Bibelstunden in der Anstalt, sowie gesellige Vereinigungen am Donnerstag Abend, wo ein Kreis treuer Freunde und Freundinnen des Stifts — wir nennen nur die Generalin Hartmann, die Witwe des berühmten Sir Julius Hartmann — sich sammelte zum Helfen und zur eigenen Stärkung.

Aber erst das Jahr 1866 brachte einen entschiedenen Fortschritt zum Besseren. Als in den Sturmeswehen des deutschen Krieges die mächtige Stütze zerbrochen, die königliche Huld dem Stifte gewährt hatte, als die ernstesten und schwersten Sorgen kamen, zeigte sich der Bau so gut gegründet, daß er nicht nur Stand hielt, sondern nun bald eine Zeit des schönsten Wachstums anbrach.

Um Schwestern zu gewinnen, kam es darauf an, überhaupt das Verständnis und die Teilnahme an den Arbeiten der christlichen Liebestätigkeit in weiten Kreisen zu wecken und zu mehren. Am einfachsten schien das durch einen größeren Verein Gleichgesinnter erreicht zu werden, wie ihn andere deutsche Landeskirchen längst besaßen,

*) Er ist auch nie ein Freund von Bazaren und dergleichen Veranstaltungen zu Zwecken der Wohltätigkeit gewesen, wenn er sie auch wohl einmal als unvermeidliches Übel dulden mußte.

Digitized by Google

Hannover aber nicht, das überhaupt in der inneren Mission noch stark zurückgeblieben war. Zu solch einem Zusammenschluß der kirchlichen Kreise in den Städten und auf dem Lande trieben noch viel mehr die Erfahrungen der letzten Jahre. Im Katechismusstreit hatte die liberale Partei durch allerhand Vereine und nicht zum wenigsten durch die Tagespresse, die fast völlig in ihren Händen war, die Stimmung des Volkes in kirchlichen Dingen bis in die entlegensten Dörfer hinein zu beeinflussen verstanden. Dagegen war die kirchliche Rechte geradezu wehrlos gewesen und hatte fast nichts tun können, um das Volk über die kirchlichen Fragen vom nichtliberalen Standpunkt aus aufzuklären, weil man weder Vereine noch christliche Blätter hatte, und ein Zusammenhang zwischen den Gegnern der Liberalen nicht vorhanden war.

Das waren die tieferen Ursachen, welche eine kleine Schar Männer zur Gründung eines kirchlichen Vereins trieben, der von entscheidender Bedeutung für die Geschichte der innern Mission in Hannover geworden ist. Polizeirat Grote in Hannover, durch die praktische Erfahrung der Not und Sünde des Volkes für die innere Mission erwärmt, faßte zuerst den Plan, den er mit dem damaligen Hilfsprediger Petris, Pastor Freytag, besprach; dann wurde die Sache weiter mit den Assessoren Friedrichs und Lohmann (dieser bei der Regierung, jener im Konsistorium) besprochen. Man dachte zunächst an die Veranstaltung von Vorträgen für die Gebildeten. Pastor Freytag hatte im Winter 1864/65 zur Belebung des Jünglingsvereins im Saale der Herberge zur Heimat in einem größeren Kreise Vorträge veranstaltet, die sehr großen Beifall gefunden hatten. Jetzt hoffte man auf diese Art einen weiteren Kreis von Männern und Frauen zu gewinnen, in das Verständnis kirchlicher Fragen einzuführen und zu bestimmten Arbeiten in der innern Mission anzuregen. Als der Plan feststand, sagte Friedrichs: Nun müssen wir vor allen Dingen Uhlhorn ins Komitee nehmen. Er trat ein und ist neben Lichtenberg die Seele des Vereins geworden. Hat Petri dem „Evangelischen Verein" — denn so nannte man ihn nach Berliner Vorbilde, den Namen: Innere Mission umgehend — seine einfachen praktischen Satzungen gegeben und darin seine gesunde kirchliche Grundlage, hat Brüel mit seiner hervorragenden Geisteskraft und seinem warm für die lutherische Kirche schlagenden Herzen ihn mit ins Leben gerufen, so hat Lichtenberg ihn mit geschäftlicher Tüchtigkeit geleitet und — wie überhaupt die innere Mission — auch als Präsident der obersten Kirchenbehörde tatkräftig und erfolgreich gefördert, Uhlhorn aber durch sein Wort das Wesentlichste dazu beigetragen, dem Verein Mitglieder zu gewinnen und ihn nach innen und außen zu

Digitized by Google

stärken. Sein Geist hat dem Verein das eigentliche Gepräge gegeben. Bei aller entschiedenen Vertretung des Grundparagraphens der Satzungen, daß der Zweck des Vereins sein sollte: „christliches Leben und Wirken im Sinne der lutherischen Kirche zu fördern", hat er doch niemals die Sache des Vereins als eine Parteisache angesehen, sondern als eine allgemeine Sache der Landeskirche, die auch nicht bloß einzelnen frommen Kreisen, sondern der Kirche dienen soll. Seinem Wirken ist es vor allem zu verdanken, daß der Verein den Stempel der Parteisache, der ihm aus seiner Entstehungsgeschichte her anhaftete, verloren hat, wenn auch das Mißtrauen der liberalen Kreise, das sich aus der Entstehung des Evangelischen Vereins erklärt, niemals ganz überwunden ist. Großes Gewicht legte er auf die Verbindung des Vereins mit dem Kirchenregimente, so entschieden er auch dafür war, daß die innere Mission frei bleiben müsse von allem behördlichen und bureaukratischen Dreinreden und Dreinregierenwollen. Aber er hielt es für die Pflicht des Kirchenregimentes, diese Sache, als zum Heil der Kirche dienend, mit allen Kräften zu unterstützen. Wenn wohl beim Kirchenregimente Befürchtungen laut wurden, die Anstalten der innern Mission könnten leicht eine Kirche in der Kirche bilden und zur Sprengung der Landeskirche beitragen, so gab er wohl zu: „Gewiß, wenn es einmal zu einer großen Separation von der Staatskirche kommen sollte, so werden die Anstaltskirchen und die Säle der Evangelischen Vereinshäuser die Orte sein, wo diese Separierten sich zum Gottesdienste sammeln, aber darum gerade muß das Kirchenregiment mit der inneren Mission in dauernder Verbindung bleiben. Je mehr es durch Bewilligung von Kollekten den Anstalten den finanziellen Rückhalt gewährt und diese nicht nur auf die Beiträge freier Kreise sich aufbauen läßt, um so weniger werden sie daran denken, sich von der Landeskirche zu lösen." Und die beste Art der Verbindung schien ihm immer zu sein, daß die Mitglieder des Kirchenregimentes zugleich auch aus freiem Vertrauen gewählte Mitglieder der Anstalts- und Vereinsvorstände seien, nicht um darin als Behörde zu regieren, sondern als einflußreiche Kirchenglieder mitzuarbeiten und dafür zu sorgen, daß die innere Mission bei aller Freiheit, die ihr Lebenselement sei, doch nicht vergesse, dem großen Ganzen, der Kirche zu dienen. Wenn so das Kirchenregiment mit seinen Mitteln und Personen die innere Mission fördere und diese bedeutenden Nutzen von ihm hätte, so würde die Gefahr einer Art Gegenkirche nicht aufkommen können. In der Tat hat zum reichen Segen für beide Teile eine Personalunion bestanden, indem erst Lichtenberg und nach dessen Tode 1883 Uhlhorn Präsident des Evangelischen Vereins gewesen ist.

Digitized by Google

Bereits im Jahr nach der Gründung des Vereins stellte sich die Notwendigkeit heraus, einen eigenen Agenten anzustellen, der sich berufsmäßig den Arbeiten der innern Mission widmete. Petri, der von Anfang an zu dem neuen Unternehmen herangezogen war, erklärte sich bereit, seinen eigenen Hilfsprediger, Pastor Freytag, für diesen Posten herzugeben und schrieb sogar einen Aufruf zur Darreichung von Gaben für die Anstellung eines hannoverschen Vereinsgeistlichen für innere Mission. Auch Rupstein unterstützte die Sache und so kam das für Hannover noch fast Unfaßbare zu stande: ein Pastor ohne Gemeinde, im Dienste eines Vereins, der ohne Rücksicht auf die parochialen Schranken neben dem geordneten Amte an den Seelen arbeiten sollte. Freytag war schon Uhlhorns Zuhörer in Göttingen gewesen; auf einem alten Bilde finde ich Wichern, rechts von ihm Uhlhorn, links Freytag, so waren sie auch recht geeignet miteinander im Sinne Wicherns zu arbeiten. Uhlhorn ließ dem Vereinsgeistlichen freie Hand, so bereit er war, alle Neugründungen desselben mit seinem Namen zu decken, tätig zu fördern und nie besorgt um den Erfolg war. Er wußte, daß nur bei solcher Freiheit rechte Freudigkeit des Wirkens sein konnte, aber zugleich waltete hier bei ihm auch die Klugheit mit. Die innere Mission war ihm auch sozusagen Versuchsstation der Kirche und er sagte wohl zu Freytag: „Wenn Sie sich blamieren, so schadet das nicht viel, aber die Kirche darf das nicht riskieren."

Der neue Verein suchte — wie wir sahen — zunächst durch öffentliche Vorträge zu wirken, die in der Aula der höheren Schulen gehalten wurden. Sie fanden außerordentlich starken Besuch und haben damals den Mittelpunkt des geistigen Lebens in Hannover gebildet, von dem Anregung ausging bis in die weitesten Kreise. Neben andern hielt Uhlhorn hier seine Vorträge über die modernen Darstellungen des Lebens Jesu. Die Schriften von Renan, Schenkel und Strauß hatten damals in weiten Kreisen Aufregung hervorgerufen, das geschichtliche Bild Jesu, wie es die Evangelien uns überliefern, schien in Mythen und Sagen aufgelöst zu sein, und die Gegner des positiven Christentums setzten hier ein, um es zu zerstören. Uhlhorn unterzog als Historiker diese Schriften einer nüchternen kritischen Sichtung, wies sie als ungeschichtliche Phantasiebilder nach und legte die Geschichtlichkeit der evangelischen Überlieferung dar. Die Vorträge haben, im Druck veröffentlicht, eine große Verbreitung gefunden, im Jahre 1892 konnte Uhlhorn die vierte neubearbeitete Auflage herausgeben unter dem Titel: „Das Leben Jesu in seinen neueren Darstellungen." Schon damals haben sie vielen zur Klärung

Digitized by Google

und Stärkung gedient, fanden freilich scharfen Protest, aber auch hie und da die Anerkennung selbst der Gegner wegen ihrer klaren, durchaus leidenschaftslosen und doch warmen und entschiedenen Verteidigung des in den Evangelien niedergelegten Christusbildes. —

Bald aber sollten diese Fragen zurückgedrängt werden durch die politische Frage, die alle Gemüter in Anspruch nahm, der Anlaß zu einer vollständigen Umwälzung der äußeren Verhältnisse Hannovers wurde und auch Uhlhorn tief erschüttert hat — die Annexion des Königreiches.

Die politischen Ereignisse, die zu der Katastrophe von 1866 führten, sind bekannt. Diese traf Uhlhorn nicht unvorbereitet; er hat oft von Hofe zurückkehrend geäußert: das geht nicht lange mehr gut. So befriedigend sich im ganzen die inneren Verhältnisse Hannovers gestalteten, die äußere Politik, vor allem das Verhältnis zu Preußen wurde immer bedenklicher für das Königreich. Wir schweigen an dieser Stelle darüber, wollen uns auch nicht vermessen, Schuld und Unschuld auf beiden Seiten abzuwägen. Trotz aller Veröffentlichungen aus den Archiven erscheint die Sache doch noch nicht genügend geklärt. Hier kommt es überhaupt uns auch nur auf Uhlhorns Tätigkeit in diesen schweren Tagen an. Er stand der Königlichen Familie nahe und die Ereignisse haben ihn schmerzlich berührt.

Am 27. Mai 1866 hatte er den König noch einmal in seiner vollen Majestät gesehen. Von den Fahnen der hannoverschen Regimenter umgeben stand der blinde Monarch unter dem Portal des Residenzschlosses, umbraust von dem Jubel des Volkes. Nachher hat er ihn noch einmal kurz gesprochen. Der König gab wieder seinen fast mystischen Gedanken von seiner Würde Ausdruck und als Uhlhorn bescheidene Einwendungen machte, wurde er ziemlich ungnädig entlassen. Er hat dann Georg V nicht wieder gesprochen; er sagte, habe er das ahnen können, würde er diesmal lieber geschwiegen haben. Es schmerzte ihn, daß er von dem Könige, an den er doch in Treue und Liebe hing, so in Unfrieden geschieden war. Als im Juni die Wage der Entscheidung zwischen Preußen und Österreich hin und her schwankte, wurde er eines Tages in die Villa des Prinzen Solms, des Halbbruders des Königs, gebeten. Hier hatte die österreichische Partei ihr Hauptquartier und Uhlhorn sollte veranlaßt werden, den König in österreichischem Sinne zu bestimmen. Er lehnte aber entschieden ab, sein beichtväterliches Verhältnis dazu zu mißbrauchen, wie er es für seine erste Pflicht hielt, sich streng jeder Einmischung in die Politik zu enthalten. In jenen entscheidenden Tagen, an welchen es sich um die Annahme oder Ablehnung der preußischen

Digitized by Google

Vorschläge handelte, war Uhlhorn gerade im Henriettenstifte. Da kommt die Königin und eilt auf ihn zu mit den Worten: „Danken Sie Gott mit mir, Herr Konsistorialrat, wir gehen jetzt mit Preußen.“

Und doch kam es zum Kriege. Der König verließ mit dem Heere die Stadt nach Süden zu ziehen, die Königin mit den Prinzessinnen blieb zurück. Da man stündlich den Einmarsch des feindlichen Heeres erwartete, mußten der Silberschatz und die Kleinodien des Königlichen Hauses sicher geborgen werden. Aus dem Lande waren sie nicht mehr zu bringen, so barg man sie teils in der Fürstengruft unter dem hohen Chor der Schloßkirche, teils in einem Kellerraume des Schlosses. Obwohl man zu dieser Arbeit Arbeiter von der Straße geholt hatte und viele den Versteck kannten, hat sich doch niemand gefunden, der das Geheimnis verriet. Uhlhorn erzählte, es hätte ihn heimlich amüsiert, wenn an den Sonntagen die preußischen Offiziere auf dem Chor über den Schätzen gesessen hätten, nach denen so eifrig gesucht wurde.

Die letzte Predigt, die Uhlhorn im Beisein der Königin in der Schloßkirche hielt, war über die Epistel des dritten Sonntags nach Trinitatis: So demütiget euch nun unter die gewaltige Hand Gottes, daß Er euch erhöhe zu seiner Zeit. Vor dem Altar sprach er dann ein ergreifendes Gebet. Alles schluchzte und weinte; es war ein kaum zu ertragender Zustand. Wie mag es ihm selbst ums Herz gewesen sein, wenn er der glücklichen Vergangenheit und der unsicheren Zukunft gedachte, die so wenig Hoffnungen bot; denn die Ahnung ging doch durch aller Herzen, daß diese Tage nur der Anfang vom Ende waren. Schon am Nachmittag dieses Sonntags, des 17. Juni, zogen die preußischen Truppen in die Stadt ein. Erst sprengten einige Reiter durch die Stadt, dann kamen die Kolonnen in unabsehbaren Zügen bis zum Tode erschöpft. Die Einwohner standen zu beiden Seiten, lautlos, im tiefsten Schweigen, als ob ein Leichenzug an ihnen vorüber zöge. Und so zogen sie noch den ganzen folgenden Tag, Kavallerie, Infanterie und Artillerie — wenn man zum Fenster hinaussah, immer blickte man auf diesen unendlichen Zug. Sie besetzten die Straßen, lagen scharenweise ermüdet auf den Fußsteigen und vor den Häusern. Niemand von den Hannoveranern rührte sich, bis endlich das Mitleid siegte und die Leute aus den Häusern eilten, die Verschmachteten zu speisen und zu tränken. — Noch in der vorhergehenden Nacht vom 16. auf den 17. Juni waren die bereits ernannten Mitglieder des am 17. April gegründeten Landeskonsistoriums durch den Minister in ihr Amt eingeführt. So kam unmittelbar vor Toresschluß das lang geplante Werk zustande, die einheitliche lutherische Kirche Hannovers.

Digitized by Google

Es ging noch durch schmerzlich bewegte Tage hindurch, voll Aufregungen und Sorgen. Am 27. Juni siegten die Hannoveraner bei Langensalza, aber der Sieg hielt die Katastrophe nicht auf. Schon am 29. mußte das tapfere Heer kapitulieren, und der König reiste ab, um nicht wiederzukommen. Die blutige Schlacht hatte viele Opfer gekostet, es gab viele Leidtragenden zu trösten, viele Verwundete zu pflegen. Zum erstenmal fanden die Diakonissen Gelegenheit, vor dem ganzen Volke sich zu bewähren, und der Dienst, den sie auf den Feldern von Langensalza, in den Lazaretten und Spitälern leisteten, hat ihnen damals manches Herz gewonnen, alle Bedenken der Theorie beseitigt und die Notwendigkeit der Diakonissensache ein für allemal klar erwiesen.*) Die Königin war erst noch in Hannover geblieben, dann reiste sie nach der Marienburg ab. Vor ihrer Abreise nahm sie noch herzbeweglichen Abschied von ihrem lieben Stifte. Sie brachte als letzte selbst überreichte Gabe ein Kruzifix, das noch heute den Altar der Stiftskirche schmückt. Noch einmal wurde im Mausoleum in Herrenhausen das heilige Abendmahl gefeiert. Als Uhlhorn den Kelch reichte, trat er auf den glatten Stufen des Altars fehl und verschüttete etwas vom Wein. Nach der Feier entschuldigte er sich bei der Königin. Die Prinzessin Friederike fiel ihm ins Wort: „Das hat uns nicht gestört; ich dachte, das wäre für die Toten!“ Auf der Marienburg hat die Königin noch bis zum 24. Juli 1867 gewohnt, dann kam der letzte Abschied von dem Lande. Uhlhorn war nur ganz selten noch zu ihr gekommen. Die vielen sehr lästigen Beschränkungen, die den Besuchern der Königin auferlegt wurden, verhinderten ein öfteres Aufsuchen der Fürstin und diese selbst wollte nicht gern, daß andere um ihretwillen Unannehmlichkeiten erleiden sollten.**) Er hat weder den König noch die Königin wieder gesehen. Am 3. Oktober 1866 war Hannover eine preußische Provinz geworden und sollte es bleiben.

*) Uhlhorn: Die Arbeit der Diakonissen im letzten Kriege. Hannover 1867.

**) Daß er sich geweigert habe, zu ihr zu kommen und ihr das heilige Abendmahl zu reichen, ist eine tatsächliche Unrichtigkeit.

Digitized by Google

10. Kapitel.

Übergangszeit. Selbständigkeit der Landeskirche. Union. Erste ordentliche Landessynode. Die römische Kirche. Vorträge über kirchliche Fragen.
1866—1869.

Im Sturm war die hannoversche Landeskirche geschaffen und es schien zunächst, als ob der Kriegssturm von 1866 das eben mit viel Mühe und Arbeit errichtete Werk gleich wieder über den Haufen werfen sollte. Wohl enthielt die Proklamation des neuen Herrschers den Satz: „Die Diener der Kirche werden auch fernerhin die Bewahrer des väterlichen Glaubens sein", aber diese ganz allgemeinen Worte waren noch keine Zusage, daß die hannoversche Landeskirche als selbständige Größe fortbestehen solle, sie ließen in ihrer farblosen Unbestimmtheit der Möglichkeit Raum, daß die hannoversche Landeskirche der preußischen Union einverleibt werde. Und darauf wurde in altpreußischen Kreisen mit aller Macht hingearbeitet. Allerhand „Nebelbilder", wie Lichtenberg 1869 sagte, stiegen auf, Gedanken einer großen preußischen bezw. deutschen Nationalkirche, und mit einem „Spinngewebe von theologischen und juristischen Sophisten" suchten die Berliner Hofprediger und andere einflußreiche Männer dem König Wilhelm nachzuweisen, daß er mit dem Lande auch die Kirche erobert habe und er damit das volle Recht besitze, auch die lutherische Kirche der neuen Provinz in die Union einzufügen. Es ist vor allem Bismarck gewesen, der solchen Plänen entschieden entgegentrat, und auch der preußische Kultusminister verhielt sich durchaus ablehnend. Das ist um so mehr anzuerkennen, als auch unter der hannoverschen Geistlichkeit eine nicht unbedeutende unionsfreundliche Partei war und die liberalen Zeitungen der neuen Provinz auf die Union hindrängten. Aber man fürchtete in Berlin durch ein Eingehen auf solche Pläne nur neue Unruhen hervorzurufen und die Stellung Preußens in dem eroberten Landesteile noch schwieriger zu machen, wie man Bismarck das Wort nachsagt, ihn gelüste nicht danach, noch in ein neues Wespennest zu fassen. Auf der andern Seite hofften die separierten Lutheraner in Preußen, die hannoversche Landeskirche werde das Kirchenregiment

Digitized by Google

eines nicht lutherischen Königs nicht anerkennen und sich mit ihnen zusammenschließen, während die Lutheraner in der Union die Errichtung einer lutherischen Oberkirchenbehörde für alle Lutheraner der neuen Provinzen erhofften, der auch sie dann unterstellt werden könnten. Diese lutherische Oberbehörde sollte nach vieler Meinung eine Abteilung des Berliner Oberkirchenrates bilden. Nach beiden Seiten hin suchte man durch Briefe und Vorstellungen auf die Mitglieder des Landeskonsistoriums einzuwirken.

In diesem Wirrwarr der Meinungen war es ein Glück für die hannoversche Landeskirche, daß sie in Lichtenberg ihren Führer hatte. Uhlhorn hat stets hervorgehoben, welche Gnade Gottes es gewesen ist, daß gerade dieser Mann jetzt an der Spitze der Kirche stand. Er war mit ihm in geradezu idealer Freundschaft verbunden, und selten sind in schwierigen Zeiten zwei bedeutende Männer so eins im Wollen und Wirken, in der Gesinnung und im Streben nach Einem Ziele gewesen, wie diese beiden. Lichtenberg war ein hochbegabter Mann, ein lauterer, hochachtbarer, streng rechtlicher Charakter, ein scharfer juristischer Kopf, fein gebildet, ein Kenner der klassischen Literatur, aus der er in seinen Reden Citate geistvoll zu verwenden wußte, mit raschem Überblick, auch in den schwierigsten und verwickeltsten Lagen sofort den rechten Weg findend, ein parlamentarisch geschulter Redner, der durch die lichtvolle Klarheit seiner Ausführungen, die zuweilen mit Schärfe und Sarkasmus gewürzt waren, imponierte, zugleich aber eine persönlich überaus liebenswürdige Natur, bei aller Entschiedenheit milde und maßvoll, und nicht zum letzten eine tief religiöse, echt kirchliche Persönlichkeit. Er war durchaus nicht streng konfessionell gerichtet, er stammte aus einer unierten Ehe — die Mutter reformiert, der Vater lutherisch —, war in einer Zeit erzogen, wo die Unterschiede verwischt gewesen, und in der Zeit der Zweifel war es namentlich die Predigt eines reformierten Geistlichen gewesen, die ihn gefestigt hatte. So war er äußerst milde gegen die Reformierten, aber gerade deshalb sehr gegen jeden Versuch der Union, sich in Hannover eine Stätte zu bereiten, weil er davon nur eine Verschärfung der Gegensätze und offenen Streit zwischen den Konfessionen fürchtete. Er haßte den „ausgebildeten Formalismus“ der preußischen Verwaltung, der sich wohl für altpreußische, aber nicht für hannoversche Verhältnisse eigne. „Wir lieben, daß dem Individuellen Raum gelassen werde, während dort der Mechanismus vorwiege. Vielleicht seien wir etwas zu weit nach der Seite des Individuellen gegangen, allein gewiß sei, daß für uns sich eigne, lieber zu wenig als zu viel zu regieren, und gelte das noch viel mehr auf kirchlichem Gebiete, das er ganz besonders

Digitized by Google

vor einem Verwaltungsmechanismus wünsche bewahrt zu sehen." Im Landeskonsistorium hielt er streng darauf, daß nicht wie bei den preußischen Regierungen der Präsident der eigentlich Entscheidende und Regierende und die andern Mitglieder bloß Räte seien, sondern die Behörde galt ihm als Kollegium, und nichts wurde ohne Zustimmung der andern Mitglieder beschlossen, auch vom Präsidenten ohne deren ausdrückliche Zustimmung nichts in ihren Arbeiten geändert. Selbst den jüngsten Assessor, so bekannte Uhlhorn, suchte er zu überzeugen und stellte lieber einen Beschluß zurück, als daß er gegen den Willen auch nur eines Mitgliedes des Kollegiums zu stande gekommen wäre. Das ganze Verhältnis im Kollegium war stets einmütig und freundschaftlich. Mit ganzem Herzen hat er aber an dem Ausbau einer selbständigen lutherischen Landeskirche Hannover gearbeitet, und ihm ist mit Uhlhorn zusammen ihre Erhaltung vornehmlich zu danken.

Man dachte im Landeskonsistorium nicht daran, gewagte Wege zu gehen. „Eine Nichtanerkennung des königlichen Kirchenregimentes hätte dem geltenden Rechte widersprochen, da nach dem Landesverfassungsgesetz die Ausübung der Kirchengewalt nur an die Bedingung geknüpft war, daß der König sich zur ‚evangelischen Kirche' bekenne. Auch Ernst August hatte sich bis zu seinem Tode nicht zur lutherischen Kirche bekannt, sondern zur anglikanischen. Erst Georg V bekannte sich wieder zur lutherischen Kirche. Die Errichtung einer lutherischen Oberbehörde für alle einverleibten Gebiete wäre auch nur möglich gewesen nach Beseitigung der zu Recht bestehenden Ordnungen" *) (ganz abgesehen davon, daß der geplante lutherische Senat im Oberkirchenrate wenig bedeutet hätte). Die kirchliche Behörde war der festen Meinung, daß man die Selbständigkeit der Landeskirche nur dann sichern könne, wenn man fest an dem bestehenden Rechte halte, und richtete deshalb die Bitte an König Wilhelm, er möge ihr Bekenntnis und ihre Ordnungen schützen. In der Tat gab derselbe am 3. Dezember 1866 die bindende Zusage: „Meine neuen Untertanen dürfen vertrauen, daß sie unter meinem Zepter ruhig und in Frieden ihres Glaubens und Bekenntnisses leben werden, und daß Ich die Ordnungen, welche erst vor wenigen Jahren als die Frucht schwerer Kämpfe für die evangelisch-lutherische Kirche in dem vormaligen Königreich Hannover aufgerichtet sind, anerkennen und achten und für ihre weitere Durchführung sorgen werde." Wenn der König auch die Hoffnung aussprach, daß mit der Zeit auch Hannover auf die Union eingehen werde, so versprach er doch zugleich, auf alle derartigen Ver-

*) Uhlhorn, Hannoversche Kirchengeschichte, S. 161.

Digitized by Google

suche und Maßregeln seinerseits zu verzichten, und wollte es lediglich als ein Werk freier Entschließung erwarten.

Die äußerst schwierigen Verhältnisse machten es Uhlhorn zur Pflicht, mit aller Sorgsamkeit vorzugehen. Er war nicht ein anderer geworden, sondern ist derselbe geblieben in seinen Anschauungen, nur daß er jetzt noch vorsichtiger handelte, um die Selbständigkeit der Kirche nicht zu gefährden. Hatte er schon zu hannoverscher Zeit jede Einmischung in die Politik vermieden, so blieb er jetzt auch völlig neutral. Sein Herz hing zeitlebens in Liebe an dem alten Königshause. Es war ihm eine große Freude, als einmal viele Jahre später ein Herr, der aus Gmunden zurückkam, ihm erzählte, daß, als an der herzoglichen Tafel einige über seine „Untreue" hart geurteilt hätten, der Herzog von Cumberland selbst gesagt habe: „Vergessen Sie nicht, der Abt hatte auch eine sehr schwere Stellung." Auf seinen Jubiläumstag (1899) warf es ihm einen trüben Schatten, daß von dem alten Königshause auch nicht ein einziges Zeichen der Teilnahme kam, wo er sich doch bewußt war, ihm treu gedient und allezeit das Beste im Auge gehabt zu haben. Aber wie er von Anfang an keine Hoffnung gehegt hatte, daß die Annexion rückgängig gemacht werde, so wußte er auch, daß alles politische Treiben seine Kirche nur schädigen könne. Mit Argusaugen — so wurde in der Synode von 1869 wiederholt hervorgehoben — wachte man in Berlin über politische Regungen bei der hannoverschen Geistlichkeit und war voll Mißtrauens gegen die Mitglieder des Landeskonsistoriums. So mußte man sich — trotz aller persönlichen Gefühle — nüchtern und ehrlich auf den Boden der Tatsachen stellen, und das geht aus manchen Worten Uhlhorns hervor: als Mann der Kirche lag ihm zuletzt die Kirche doch noch mehr am Herzen, als das selbständige hannoversche Königreich, obwohl er sich über die Gefahr nie getäuscht hat, welche der Kirche durch die Verbindung des Landes mit Preußen drohte. Und auch das dürfen wir sagen: so zäh er an seinem Niedersachsen hing und mit allen Fasern seines Herzens in dem heimatlichen Boden wurzelte, so war er doch auch zu gut deutsch, als daß er nicht auch stets an das ganze Deutschland dachte, wenn er auch in vielen Stücken eine andere Entwickelung der deutschen Verhältnisse, besonders im Innern, gewünscht hätte.

Auch die besonderen Verhältnisse seines Heimatlandes bereiteten große Schwierigkeiten. Er hat oft ausgesprochen, daß auf die Liberalen, die sich sofort Preußen anschlossen, in kirchlicher Beziehung kein Verlaß sei. Bennigsen mit seiner individualistischen Anschauung sei stets derselbe Gegner der lutherischen Landeskirche geblieben, der er 1862 gewesen sei. Die positiv kirchlichen Elemente seien in der Mehr-

Digitized by Google

zahl doch in der welfischen Partei zu finden. Schwer beklagte er, daß diese kirchlich und religiös Gesinnten, diese wahrhaft konservativen Elemente, durch die Politik in die Opposition getrieben seien; ebenso auch, daß die Liberalen jede kirchliche Bestrebung sofort als welfisch verdächtigten und mit dem Schlagwort: Welfentum und Orthodoxie! die kirchliche Entwickelung zu hemmen suchten. In jeder, auch der unverfänglichsten Sache werde gleich Welfentum gewittert.

Das innere Leben unseres hannoverschen Volkes, so urteilte er einmal, hat durch die Annexion schweren Schaden genommen. Vor hundert Jahren ertrug das Volk einen solchen Regierungswechsel noch leicht, jetzt ist es selbständiger und politisch tätiger geworden, so muß eine solche Umwälzung sittlich gefährdend wirken. Das Zerreißen alter Bande der Treue und Liebe geht nicht ohne Schaden für die Seele und auch für das kirchliche Leben ab, die ganze erste Generation hat darunter noch schwer zu leiden, aber er hoffte auch, daß der gesunde, unverdorbene Sinn des hannoverschen Volkes auch diese Schäden mit der Zeit überwinden werde, wenn es nur kirchlich und religiös bliebe.

Die Versöhnung der Gemüter wurde sehr erschwert durch manchen Mißgriff von preußischer Seite. Einzelne nach Hannover versetzte Beamte traten sehr schroff und selbstbewußt auf, so gab es unangenehme Verstimmungen. Brüel, der ein durchaus gemäßigter Mann war, ist nach Uhlhorns Urteil lediglich durch allerhand kleinliche Schikanen und durch Mißtrauen zu scharfer, politischer Opposition getrieben und so diese tüchtige Kraft — abgesehen von seiner kirchlichen Tätigkeit — dem Lande verloren gegangen. Durch unkluges und ungeschicktes Verfahren sei die Bildung einer wahrhaft konservativen Partei in Hannover verhindert. Von den Preußisch-Konservativen wollte er nichts wissen, die Verquickung des Politischen und Kirchlichen in dieser Partei war ihm höchst unsympathisch, er sah darin nur eine Schädigung der Kirche. Was Lichtenberg 1869 sagte, war auch Uhlhorns Ansicht: der ganze Katechismus der lutherischen Kirche in betreff der Politik fasse sich zusammen in den Worten: „Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat. Mit wem man zu tun habe, mit Nationalliberalen oder Partikularisten, mit Demokraten oder Konservativen, sei für die Kirche völlig gleichgültig.“ Mit allem Ernste — so bezeugte Lichtenberg in der Landessynode von 1869 — trat das Landeskonsistorium welfischen Agitationen der Pastoren entgegen, weil für die Kirche nichts gefährlicher erschien. Aber man machte davon kein großes Aufsehen, um keine politischen Märtyrer zu machen.

Wie Uhlhorn fast ängstlich jede politische Parteinahme vermied — er hat sich auch später nur einmal an einer Reichstagswahl

Digitized by Google

beteiligt — so blieben auch seine Predigten in dieser Zeit durchaus unpolitisch. Er hatte es nie für die Aufgabe der Predigt gehalten, auf politische Tagesfragen einzugehen, und hielt auch jetzt unerschütterlich daran fest. Schon ein besonderes Eingehen auf die Tagesereignisse, wo es sich nicht um ganz bedeutsame religiöse und sittliche Erscheinungen handelte, über welche die Gemeinde Aufklärung bedurfte, war ihm unsympathisch, so gewiß er sich durch die Rücksicht darauf in der Wahl der zu verkündenden religiösen und ethischen Gedanken bestimmen ließ, wie viel mehr ein Eingehen auf die Politik. Wie Schleiermacher einst in noch andern Tagen — unter dem Drucke einer Fremdherrschaft — nicht ein Wort von den politischen Ereignissen redete und doch seiner Gemeinde das Rechte gab, so predigte er einfach, nur noch herzlicher und bewegter durch die erschütternden Ereignisse, das Wort Gottes, die Herzen zu stärken im Glauben und Geduld, daß sie in christlichem Geiste den Weg gingen, den Gottes Hand wies, und wo die Hinfälligkeit alles Irdischen so ergreifend vor die Augen trat, umsomehr nach oben hinzuweisen und zum Trachten nach dem Ewigen zu mahnen. Man braucht nur seine Predigt vom Sylvesterabend 1866*) zu lesen, um zu erkennen, wie er das rechte Wort für die Zeit und für die Herzen gefunden hat.

Es hatte ihn erst schwere innere Kämpfe gekostet, ehe er zu der Entscheidung kam, in seinem hannoverschen Amte zu bleiben. Das Land verlassen und dem Könige in die Verbannung zu folgen, war schon dadurch ausgeschlossen, daß von Seiten der Königlichen Familie nicht einmal der leiseste Wunsch ausgesprochen ist, daß er das Amt bei ihr weiter versehen sollte. Gewiß war es auch die Überzeugung des Königs, daß er in Hannover nötiger, sein Wirkungskreis dort wichtiger sei. Seines Eides war er durch den König selbst entbunden und in der Hinsicht auch frei. Das Amt aber niederlegen und in der vollen Kraft der Jahre sich zurückziehen, das hielt er für Unrecht; Gott hatte ihn auf den Platz in Hannover gestellt und ihm mit der Errichtung des Landeskonsistoriums ein neues Arbeitsfeld gewiesen. Er konnte sich ohne Selbstüberhebung sagen, daß seine Kirche ihn nötig habe, jetzt noch nötiger als je, und die Liebe zu seiner heimatlichen Kirche, an deren Bau er eben noch unter schweren Kämpfen mitgearbeitet und die jetzt vor neuen ernsten Aufgaben stand, ließ ihn ihr treu bleiben. Wie er schon in den ersten sechziger Jahren um seiner lutherischen Kirche willen einen ehrenvollen Ruf als Hofprediger nach Karlsruhe abgelehnt hatte, so wies er jetzt alle Versuche ab,

*) Vergl. die Predigtsammlung Gnade und Wahrheit. Bd. I, 2. Auflage, S. 87 ff.

Digitized by Google

ihn außer Landes zu ziehen. Für seine liebe Bauerukirche hat er gelebt, und wenige wissen, was er ihr geopfert hat nicht nur an Kraft, sondern auch durch Verzicht auf glänzende Stellungen, wo er ein behaglicheres Leben hätte haben können, wo ihm die eigentliche stille Sehnsucht seines Herzens erfüllt wäre, ein ruhiges, der Wissenschaft gewidmetes Dasein, wie es sich später ihm mehreremale geboten hat.

Die hannoversche Landeskirche auf dem Boden des lutherischen Bekenntnisses zu gründen, sie durch einheitliche Ordnungen fest zusammenzuschließen und mit regem kirchlichem Leben zu erfüllen, das wurde die Aufgabe, die er sich stellte. Noch bestand die hannoversche Landeskirche aus verschiedenen kleinen Teilkirchen, die jede ihre eigenen Ordnungen hatte. Es bestand weder eine einheitliche Kandidatur, noch eine Freizügigkeit der Pastoren. Ein im Bezirk des einen Konsistoriums geprüfter Kandidat war nicht ohne weiteres in dem eines andern anstellungsfähig; der Übertritt und die Anstellung eines Pastoren in einem andern Bezirk galt fast als Eintritt in eine andere Landeskirche. Nicht weniger als neunzehn verschiedene Gesangbücher waren im Lande in kirchlichem Gebrauch; in den liturgischen Ordnungen herrschte nicht bloß die größte Mannigfaltigkeit, sondern geradezu Willkür, ebenso fehlte ein einheitliches Lektionar, von dem Katechismus ganz zu schweigen. Uhlhorn war nicht für unbedingte Gleichmacherei in der ganzen Landeskirche, es sollte Raum bleiben für eine gewisse Mannigfaltigkeit, aber die Einheitlichkeit in den Grundordnungen hielt er für nötig, um eine einheitliche Landeskirche zu gewinnen. Dagegen sprach er sich stets dagegen aus, über das Notwendigste hinauszugehen; ein einheitliches Gesangbuch für das ganze evangelische Deutschland z. B. hielt er für nicht angezeigt. Das würde nur eine Verarmung der Kirche bedeuten. Jetzt habe jedes Land neben den allen gemeinsamen Liedern noch seine besonderen Lieder, die man unmöglich alle in das gemeinsame Gesangbuch aufnehmen könne, deren Fortlassung aber wieder eine Verarmung für das ganze evangelische Deutschland sein würde.

Das Landeskonsistorium ordnete zunächst die Abgrenzung der Inspektionen und Synodalbezirke neu, dann wurden nach und nach die einzelnen Synoden einberufen. Uhlhorn ist stets sehr gern auf die Synoden gereist und hat viel Zeit und Kraft auf diese Arbeit verwandt. Mit rastlosem Eifer strebte er danach, die Synodalverfassung recht lebendig zu machen; sein Wunsch war, daß wie die Kirchenvorstände so auch die Synodalausschüsse recht tätig würden und von fruchtbarer Bedeutung für die Gemeinden und Bezirke. In sie wollte er das Schwergewicht des kirchlichen Lebens legen, nicht in das Kirchenregiment, das bloß anregen und fördern und vor Aus-

Digitized by Google

schreitungen bewahren sollte. Die Selbständigkeit der Kirchenvorstände und Synoden wollte er durchaus geschützt wissen und konnte sich nur ganz ausnahmsweise dazu verstehen, in ihre Beschlüsse einzugreifen. Möglichste Freiheit hierin erschien ihm als Vorbedingung dafür, daß sie lebendige und lebenschaffende Institutionen würden. Gern hätte er den Ausschüssen mehr und mehr Befugnisse gegeben. Er verstand es ausgezeichnet, mit den Synodalen zu verkehren und das nicht nur während der Verhandlungen selbst, sondern auch bei dem darauf folgenden geselligen Zusammensein. Hier lernte er die Leute kennen und die Gemeinden ihn, und er erwarb sich nicht nur eine sehr große Kenntnis der Personen und Verhältnisse, sondern wußte auch hier die Gemeinden mit dem Kirchenregiment in engste Berührung zu bringen. Unzähligen Synoden hat er in 35 Jahren beigewohnt; es wird kaum eine Inspektion geben, mit der er nicht in enge persönliche Berührung gekommen wäre. Er hat durch diese Reisen den Grund gelegt zu dem allgemeinen Vertrauen, das ihm die Gemeinden schenkten. Neben dem Bezirk von Hoya-Diepholz, dessen Generalsuperintendentur er Jahre lang verwaltete, hat er vielleicht an Ostfriesland die meiste Arbeit dieser Art gewendet. Wie kaum ein anderer in der Behörde — das wird aus Ostfriesland dankbar bezeugt — hat er die Eigenart seiner Bewohner verstanden und sich in die besonderen Verhältnisse dieses Landes- und Kirchenteiles eingelebt. Die Ostfriesen haben stets ein Sonderleben geführt, man sagt ihnen wohl nach, daß sie gern von Deutschland und Ostfriesland redeten. Das Land, seit 1815 mit dem Königreich vereinigt, war mit dem alten Hannover niemals zusammengewachsen. Die Regierung hatte es — mit Ausnahme der letzten Jahre — stiefmütterlich behandelt; die althannoverschen Beamten sahen ihre Versetzung dorthin als Verbannung an und behandelten die Leute dementsprechend. Im Juli 1866 hatten viele Ostfriesen bereits um Annexion an Preußen gebeten, und nach dem Untergang des Königreichs wurden ernste Versuche gemacht, sich auch von der hannoverschen Landeskirche loszulösen. Haben doch im Jahre 1867 mehrere lutherische Geistliche dem Minister von Mühler in einer Adresse die Hoffnung ausgesprochen, von Hannover, das Ostfriesland nie verstanden habe und auch nie habe verstehen wollen, auch in kirchlicher Beziehung befreit und in die Union aufgenommen zu werden, die man bis auf den Namen bereits habe. Mit Mißtrauen sah man auf das Landeskonsistorium und fürchtete, das Aurich er Konsistorium werde aufgesogen, die berechtigten ostfriesischen Eigentümlichkeiten verwischt und vernichtet werden. Aber später wurde das dankbare Bekenntnis laut: „Das Landeskonsistorium hat nicht nur unser kirchliches Sonderleben

Digitized by Google

gepflegt, sondern es ist auch unter den veränderten politischen Verhältnissen der Hort unserer kirchlichen Selbständigkeit geworden, und namentlich wir Ostfriesen haben es menschlicher Weise lediglich ihm zu verdanken, daß wir nicht dem unierten Oberkirchenrat unterstellt wurden." ‚Synode in Potshausen. 17. Juni 1891.' Gewiß, das Verdienst kommt der gesamten Behörde zu, aber der Sprecher obiger Worte schrieb auch nach dem Tode Uhlhorns: „Wollen Sie überall, wo hier ‚Landeskonsistorium' steht, ‚Hochwürden, der Herr Abt Uhlhorn' setzen, dann haben Sie das Richtige getroffen. Ich mag nicht ausdenken, was aus unserm Kirchenschifflein geworden wäre, wenn nicht der Heimgegangene mit schonender, liebevoller Sorgfalt uns aus unserer isolierten Stellung herausgeführt, vor Abwegen und Ausschreitungen uns bewahrt, das Zusammenwachsen mit der Landeskirche gefördert und den frei gewordenen Kräften das rechte Arbeitsfeld angewiesen hätte." Uhlhorn hatte Ostfriesland lieb und reiste gern zu den dortigen Synoden, hat er doch einmal in der Angelegenheit des neuen Gesangbuches in Einem Sommer die sämtlichen neun außerordentlichen Bezirkssynoden Ostfrieslands besucht.

Nachdem sämtliche Bezirkssynoden erstmalig getagt hatten, trat am 3. November 1869 die erste ordentliche Landessynode zusammen, der Uhlhorn als gewähltes geistliches Mitglied für den zweiten Wahlkreis in den Grafschaften Hoya und Diepholz angehörte. Er hat der Landessynode als gewähltes Mitglied angehört, bis er Abt von Loccum und damit ständiges Mitglied wurde. Neben wichtigen Gesetzen über die Pfarrwahlen und Verbesserung ungenügend dotierter Pfarrstellen, auch den Beratungen über eine Emeritierungsordnung wurden wichtige in das kirchliche Leben tief eingreifende Fragen erörtert. Von der Bezirkssynode Osnabrück war ein Antrag eingegangen auf Einführung der Union, der von den Protestantenvereinsmitgliedern (vor allem Advokat Struckmann und Superintendent Reuter) unterstützt und auch sonst von einzelnen sympathisch begrüßt, aber von der Landessynode abgelehnt wurde mit der Begründung: „Die lutherische Kirche erkennt zwar das viele Gemeinsame, was sie mit der reformierten Kirche hat, an; wünscht sehnlich, daß eine Einigung in der geoffenbarten und erkannten Wahrheit durch den Herrn herbeigeführt werde und alle getrennten Kirchen hinankommen zu einerlei Glauben und Erkenntnis des Sohnes Gottes; sie freut sich auch mit den übrigen evangelischen Kirchen (reformierter und unierter) eine Gemeinschaft namentlich in der Arbeit an allerlei Werken der Liebe zu betätigen. Aber solange die Kirche überzeugt ist, in ihrem Bekenntnis, einschließlich der Unterscheidungslehren, die schriftmäßige

Digitized by Google

Wahrheit zu haben, kann sie keine Union eingehen, durch welche dieses Bekenntnis seine Verbindlichkeit verlöre, wie denn auch erfahrungsmäßig eine jede derartige Vereinigung nur größere Verwirrungen und Zwiespalt hervorruft." Uhlhorn stimmte dem völlig zu: In Osnabrück, das wolle er zugeben, habe sich zwar ein Boden für die Union gebildet, das sei dadurch gekommen, daß der Pietismus dort viel Raum gewonnen habe und in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts gerade von reformierter Seite viel für die Erweckung kirchlichen Lebens gewirkt sei. Aber anders stehe es in den althannoverschen Provinzen. Erstlich habe hier der Pietismus gar keinen Fuß gefaßt, sei vielmehr mit Keulen totgeschlagen und sodann habe sich nirgends ein solch konservatives Verfahren gezeigt wie hier. Selbst der Rationalismus habe das kirchliche Gebäude nicht zertrümmert und den Bekenntnisstand unberührt gelassen. Dieses Festhalten an dem Bekenntnisse in allen Zeiten, ein Beweis des konservativen Charakters des niedersächsischen Stammes, gestatte hier der Union keinen Raum, denn dieselbe und so auch die Osnabrücker Anträge führten zu einer bekenntnislosen Kirche. Zwar sei nicht zu leugnen, daß jetzt manche zur lutherischen Kirche sich bekennten, welche ihre Lehren nicht festhielten; allein das müsse mit Geduld getragen werden, bis daß die Zeit herannahe, wo diese Unwahrheit und Inkongruenz verschwinde. Gegen Rom sei die beste Waffe ein fester Bekenntnisstand, daher werde die lutherische Kirche von der katholischen gefürchtet. Der reine Bekenntnisstand, welchen Gott uns in schwerer Zeit gewahrt habe, müsse festgehalten werden, daher wolle er wohl Brüderlichkeit, aber keine Union, an der er zugleich beklagte, daß sie entgegen allen echt lutherischen Grundsätzen dazu neige, Staatliches und Kirchliches zu vermischen. Zuletzt rief er auf zu treuer Arbeit für die lutherische Kirche, das sei die wichtigste Aufgabe. Er dachte nicht daran, eine Verbindung der evangelischen Kirchen zu einer Art Konföderation von vornherein abzuweisen, aber er wollte sie nicht künstlich gemacht wissen, sondern geschichtlich werden lassen, wie er es auch der Leitung Gottes überließ, ob es noch einmal zu einer Union käme, obwohl er fürs erste dazu keine Möglichkeit sah. Er wollte auch nicht, daß die hannoversche Landeskirche sich schroff gegen die andern evangelischen Kirchen abschlösse; denn eine Isolierung bedeute immer eine große Gefahr und würde entweder zur Erstarrung des kirchlichen Lebens oder erst recht über kurz oder lang zur Union führen; aber er wollte auch ein Überfluten Hannovers mit auswärtigen Pastoren verhindern, die einmal nur sehr selten wirkliches Verständnis für das niedersächsische Volk und die kirchlichen Verhältnisse Hannovers besäßen

Digitized by Google

und sich erwürben — und darin hat ihn spätere Erfahrung noch bestärkt — sodann aber die kirchliche Eigenart seiner heimatlichen Kirche zerstörten. Auch war er der Ansicht, daß diese groß genug sei, um aus sich selbst heraus lebenskräftig zu bleiben. Darum war er z. B. auch in dem Topfschen Falle mehr für das Aufrichten von Schranken gegen auswärtige Pastoren. Das Landeskonsistorium stellte Männer aus der unierten Kirche an und wollte das auch für die Zukunft nicht ausschließen, aber sich die Prüfung eines jeden einzelnen Falles vorbehalten. Der Versuch, in dieser Beziehung die gewünschten Schutzdämme zu bekommen, scheiterte übrigens in Berlin. Man konnte nur da abweisen, wo mangelnde Rechtgläubigkeit vorlag.

Mit Überzeugung stimmte Uhlhorn auch für die sogenannten Brüelschen Anträge, die dem Landeskonsistorium die Zuständigkeiten, wie der Oberkirchenrat in Berlin sie hatte und dessen formelle Unabhängigkeit dem Ministerium gegenüber, sowie der Kirche überhaupt größere Selbständigkeit verschaffen wollten. Nicht ein Aufgeben der landesherrlichen Kirchengewalt, die man vielmehr dauernd der Kirche zu erhalten wünschte, wurden begehrt, sondern daß — soweit tunlich unter Einführung und Einfügung synodaler Elemente — die Unabhängigkeit der kirchlichen Behörden gestärkt und ihre den kirchlichen Rücksichten vollständig genügende Besetzung mehr gesichert werde, dadurch daß hier der Minister nur in Gemeinschaft mit dem Landeskonsistorium (und dem Ausschusse der Landessynode) Vorschläge an den Landesherrn richten dürfe. Endlich wurde auch gebeten, daß die Mittel des Klosterfonds in umfangreicherer Weise für die Kirche verwendet und diese überhaupt finanziell besser gestellt werde. Diese Brüelschen Anträge wurden von einzelnen Synodalen fast wie an Hochverrat streifend angesehen, aber es ist gekommen, wie Lichtenberg auf der Synode schon voraussagte: Es werde die Zeit kommen, wo man in Altpreußen weit über das hier Erbetene hinausgehen werde. Die Stöckerschen Forderungen und Hammersteinschen Anträge sind später viel weiter gegangen. Die Hannoverschen Wünsche wurden von dem Könige, wohl durch Falks Veranlassung, im Jahre 1875 abgelehnt. „Eine Erweiterung der Zuständigkeiten des Landeskonsistoriums solle zwar in neue Erwägung gezogen werden bei der in Aussicht genommenen anderweitigen Organisation der Kirchenbehörden Hannovers, aber eine Vermehrung der Zuständigkeiten der Synodal-Organe habe zur unabweislichen Voraussetzung die Vermehrung der weltlichen Mitglieder in der Synode."

Eine schwere Sorge bereiteten Uhlhorn auch die unierten Militärgemeinden im Lande. Er hatte eine freundliche persön-

Digitized by Google

liche Stellung zu den Militärgeistlichen erstrebt, damit aber wenig Glück gehabt, sie hielten sich offensichtlich den lutherischen Pastoren fern, so daß sie z. B. auch jede Einladung von vorneherein ablehnten. Wohl mußte er anerkennen, daß durch Bestimmungen der Gewissensbedrängung der Einzelnen vorgebeugt sei, aber er beklagte sehr, daß selbst die hannoverschen Soldaten in Hannover gezwungen waren, einer unierten Gemeinde anzugehören. Wenn auch eine gastweise Zulassung zum Abendmahl nicht einen Verstoß gegen die Grundsätze der lutherischen Kirche enthalte und das Landeskonsistorium keinen Prediger zur Übernahme einer Garnisongemeinde zwinge, so habe er doch den lebhaften Wunsch, daß die Militärgemeinden im Lande lutherische Garnisonprediger bekämen und die auswärtigen lutherischen Soldaten durch lutherische Geistliche versorgt würden, wie es z. B. bei den sächsischen Soldaten in Berlin geschehe.

Bemerkenswert sind auch noch die Ausführungen Uhlhorns auf dieser Synode über die Sonntagsfeier. Gegenüber dem Antrage der Synode Harsefeld-Buxtehude, daß die Regierung ersucht werden solle, die hannoversche Sabbathordnung von 1822 durch ein neues dem Worte Gottes angemessenes Gesetz zu ersetzen und dieses mit aller Macht durchzusetzen, warnte er vor Überspannung der Forderungen. Er wolle keinen englischen Sonntag, denn derselbe sei unlutherisch, weil er gesetzlich sei, und undeutsch, weil er dem Gemütsleben des deutschen Volkes nicht entspreche. Wohl sei schon von rein menschlichem Standpunkte aus diese Forderung größerer Sonntagsruhe berechtigt, die Schädigung des Sonntags zugleich eine Schädigung des echt Menschlichen und des gesamten Volkes, und die Kirche habe auch die Pflicht, als Anwalt des Volkes, der Armen und durch die Kulturverhältnisse Unterdrückten sich der Sonntagslosen anzunehmen, aber man solle sich hüten, durch Polizeimaßregeln alles erreichen zu wollen; und gewiß sei es Pflicht des Staats, der für ihn selbst hochbedeutsamen Grundinstitution des Christentums, dem Sonntag, seinen Schutz zu leihen, das solle man nicht in allzuidealer Auffassung leugnen, aber soweit es sich beim Sonntag um eine kirchliche Institution handle, könne nur durch Wort und Lehre und Mahnung und durch das Beispiel eine wahrhafte Wirkung erzielt werden. Zunächst liege hier eine Aufgabe für die Geistlichen, die immer wieder aufs neue sich zuerst zu reizen und vermahnen hätten, die dann aber ihre Unterstützung finden sollten an den Kirchenvorständen in der Weise, daß der Gottesdienst immer mehr gefördert werde, und was da geschehe, sei es auch zum Schmuck und zur Ausstattung der Gotteshäuser, es sei das alles hieher zu zählen; wie denn auch die Kirchen-

Digitized by Google

vorstände und die Mitglieder der Bezirkssynoden mit dem Beispiel ihrerseits voranzugehen hätten, daß auch in den einzelnen Häusern das Christentum zu einer recht lebendigen Macht werden möge.

Auf dieser Synode wies Uhlhorn auch mit ernsten Worten auf die von Rom her drohenden Gefahren hin. An dem Tage, an dem das vatikanische Konzil zusammentrat, rief er die Synodalen auf, die Güter der gesegneten Reformation, dieser größten Tat des deutschen Volkes, zu wahren und zu schützen gegen alle Angriffe. Das Konzil zu Rom fürchte er allerdings nicht, es habe keine Macht, seine Beschlüsse den Evangelischen aufzuzwingen, allein er verkenne nicht, „daß die Gefahr für unsere Kirche von einer anderen Seite her drohe, nämlich einmal von der Liebestätigkeit, wie sie von der römisch-katholischen Kirche geübt wurde, und sodann von dem Verfahren, welches dort hinsichtlich der gemischten Ehen und insonderheit der Kindererziehung in solchen Ehen obwalte. In der ersteren Hinsicht gelte es nicht mit Phrasen zu kämpfen, sondern mit entschlossener Tat die Liebestätigkeit auch in der lutherischen Kirche zu erwecken, damit der Überflutung des evangelischen Landes durch barmherzige Schwestern gewehrt werde. In der anderen Hinsicht, wo die lutherische Kirche sehr ungünstig gegenüber der katholischen Kirche stehe (im Hildesheimschen wurden 1823 nur 19½ Prozent der Kinder aus Mischehen katholisch erzogen, dagegen: 1856: 61 Prozent), rate er zu entschiedenen Gegenmaßregeln." Er empfahl den Vätern, die aus Gleichgültigkeit gegen die eigene Kirche oder um irgend welcher äußeren Vorteile willen ihre Kinder katholisch erziehen ließen, Wahlberechtigung und Wählbarkeit abzusprechen, dann das feindselige Verhalten der römischen Kirche, welche es für eine Todsünde ausgebe, wenn ein Angehöriger ihrer Konfession sich von einem lutherischen Geistlichen trauen lasse, öffentlich zu rügen, aber sonst nicht mit ähnlichen Mitteln, wie die römische Kirche sie anwende, aufzutreten (z. B. sich über die Kindererziehung im voraus Versprechen geben zu lassen), weil das dem Prinzipe der lutherischen Kirche widerspreche, deren Kraft in dem treuen Gebrauche des Worts und der Heilsmittel begründet sei. „Die Predigt der reinen Lehre der lutherischen Kirche und namentlich in Gegenden, in denen eine starke Vermischung der Konfessionen eingetreten, das Hervorheben der Unterscheidungslehren der lutherischen und der römisch-katholischen Konfession werde ein wirksames Mittel sein, dem Mißstande entgegenzuarbeiten; dazu müsse man den Bestrebungen des Gustav-Adolf-Vereins, des Gotteskastens, der hoffentlich im nächsten Jahre zu Meppen ins Leben tretenden Konfirmandenanstalt mit Wort und Tat förderlich sein und sich beeifern, den Ver-

Digitized by Google

suchungen entgegenzutreten, welche namentlich arme Eltern nur zu oft verleiteten, ihre Kinder der römisch-katholischen Kirche zuzuwenden." Vor allem müsse man ein Erstarken des evangelischen Sinnes, eine sich von innen heraus entwickelnde Reaktion erstreben.

Auch im „Evangelischen Verein" suchte er in diesem Sinne zu wirken. Schon in den Jahren vorher hatte er neben Vorträgen anderer Art — wie über das Weihnachtsfest, seine Sitten und Gebräuche, oder über die Stadt Hannover im Mittelalter — auch einen über die Reformation der Stadt Hannover und drei über die Reformation überhaupt gehalten (Luther und Rom, Luther und die Schwärmer, Luther und die Schweizer). In den letzteren Vorträgen führt er einmal in den eigentlich tiefsten Gegensatz zwischen der lutherischen und römischen Kirche ein, sodann auch in die Grundverschiedenheit der lutherischen und reformierten Konfession, um das lutherische Bewußtsein zu stärken. „Die Frage, welche zwischen uns und der Römischen Kirche streitig ist, ist im Grunde diese: Wie komme ich zur Gewißheit des Heils? ja, im Bereich dieser Frage liegen in Wahrheit auch die Differenzen zwischen uns und der reformierten Kirche. — Hier wurzeln die Eigentümlichkeiten der deutschen Reformation, der lutherischen Kirche. Sie beginnt nicht mit Zweifeln an der Autorität der Kirche, überhaupt nicht mit irgendwelcher Negation, sondern ihr Ausgangspunkt ist eine Position, die allerstärkste Position, die Gewißheit des Heils durch den Glauben an Gottes Zusage. So ist sie auch nicht eine negative Bewegung geworden, eine zerstörende, sondern eine im höchsten Sinne positive, bauende. Sie hat nicht damit angefangen, der einen formalen Autorität (der römischen Kirche) eine andere formale Autorität (die Schrift) entgegenzusetzen; das materiale Prinzip der Rechtfertigung allein durch den Glauben überwiegt von Anfang an. Das hat sie davor bewahrt, nicht etwa bloß an die Stelle einer Gesetzlichkeit eine andere Gesetzlichkeit aufzurichten, statt des Kirchengesetzes das Schriftgesetz. Darin wurzelt, selbst im Unterschiede von der reformierten Kirche, die mehr das formale Prinzip betont, die Freiheit, Gemütsinnerlichkeit und Tiefe der lutherischen Kirche. Durch die Kirche wurde Luther das Wort von der Sündenvergebung dargereicht, das ihm Trost und Frieden gab. Hier gründet die für die lutherische Kirche so bedeutsame Lehre von der Darreichung der Gnade durch die Kirche, von der Absolution, von den Gnadenmitteln überhaupt. War sich Luther bewußt, daß er der Kirche das friedenbringende Wort dankte, so konnte es bei ihm nie zu dem abstrakten Gegensatze zwischen Biblischem und Kirchlichem kommen, wie er in der reformierten Kirche immer wieder durchklingt und so schroff

Digitized by Google

bei manchen Sekten heraustritt. Seine Reformation geht nicht auf einen völligen Neubau der Kirche unmittelbar aus der Schrift heraus mit Nichtachtung der ganzen bisherigen Entwicklung, sondern auf Reinigung des geschichtlich Gewordenen durch die Schrift. Daher stammt die Achtung vor dem Geschichtlichen, die Ehrfurcht vor dem Überlieferten, die einen Grundzug in dem Charakter der lutherischen Kirche ausmacht. — Aber sobald die Autorität in Widerspruch tritt mit der gefundenen Heilsgewißheit, muß ihr gegenüber die Autorität der Schrift geltend gemacht werden, und das Wort Gottes, das anfangs nur als Gnadenmittel Bedeutung hat, wird auch zur alleinigen Regel und Richtschnur des Glaubens. Mit dem materialen Prinzip ist auch das formale unmittelbar gegeben, beide sind unzertrennlich."

In dem letzten Vortrage (Luther und die Schweizer) legt Uhlhorn den Gegensatz zwischen lutherischer und reformierter Anschauung noch schärfer dar und zeigt, wie es bei dem Streite zwischen Zwingli und Luther sich für diesen um die höchsten religiösen Interessen handelte. Luther gründete seine Heilsgewißheit auf die in den Gnadenmitteln wirklich dargereichte Gnade, Zwingli kennt keine Gnadenmittel, Wort und Sakrament sind ihm bloß äußerliche Zeichen, die nicht darbieten, was sie abbilden, die darum auch keinen Menschen der Gnade gewiß machen können. Luthers Trost war der in der unzertrennten Einheit beider Naturen gegenwärtige Christus, Zwingli hat dafür einen Christus, der oben im Himmel thront und nicht zu uns herabkommen kann. Luther hält die Möglichkeit einer wahrhaftigen Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen fest, das ist ein Lebensgedanke der lutherischen Kirche, der im Leben des Einzelnen wie der ganzen Kirche, in Wissenschaft und Kunst, in Gottesdienstordnung und Lied seine Ausprägung findet, Zwingli sieht das Menschliche, das Kreatürliche als ein dem Göttlichen verschlossenes Gebiet an und findet eine unübersteigliche Kluft zwischen beiden. Wenn Luther ihm nachgab, so gab er damit einen der Grundgedanken seines Lebens auf. Den Dualismus zwischen dem Göttlichen und Kreatürlichen hat auch Calvin nicht überwunden. Geht in der römischen Kirche beim Abendmahl das Irdische ganz im Göttlichen unter, so steht bei Calvin beides getrennt gegenüber, das Natürliche ist nur Zeichen, nicht zugleich Gefäß für das Göttliche. Dagegen ist in der lutherischen Abendmahlslehre beides vereinigt. Ihr ist wirklich natürliches Brot und natürlicher Wein da, sie leugnet das Symbolische nicht, aber in, mit und unter dem Brote und Weine wird die himmlische Substanz ausgeteilt und empfangen. Dieser Dualismus, die ungelöste Zweiheit von Göttlichem und Kreatürlichem,

Digitized by Google

schlägt überall in der reformierten Kirche durch „in dem bildlosen, nüchternen Kultus, in diesem übergeistigen Wesen, das auch nicht einmal ein Kruzifix dulden kann, das alle Kunst in der Kirche schon als halbe oder ganze Abgötterei fürchtet, in diesem Trachten nach einer rein geistigen Andacht, das jedes Äußerliche verachtet, weil es keine Brücke kennt, keine Verbindung zwischen dem Göttlichen und Kreatürlichen, so daß darum auch das Kreatürliche keinen Anhalts- und Ausgangspunkt für die Andacht bilden kann. Ferner in der strengen Kirchenzucht, der Askese, die sich oft mit der römischen berührt und die in dem Streben wurzelt, die Grenze zwischen Gottesreich und Welt, d. i. wieder zwischen Gott und Kreatur, möglichst stark hervortreten zu lassen. Die lutherische Kirche steht auch hier überall in der gesunden Mitte. Ihr Kultus kennt nicht das sinnliche Gepränge der römischen Kirche, aber sie läßt der Kunst Raum, denn die ganze Natur ist ihr Vorbild und Gleichnis der unsichtbaren Herrlichkeit des Ewigen. Ihre Sitte ist ebenso fern von der römischen Askese wie von der puritanischen Strenge im Gegensatz von Welt und Gottesreich. Alles Natürliche, Ehe und Familie, Staat und Wissenschaft achtend strebt sie dahin, es mit dem Göttlichen, dem neuen Leben von oben zu erfüllen und dadurch zu verklären. Sie nimmt nicht die künftige Vollendung vorweg, wie die römische Kirche, aber sie kennt in dem gegenwärtigen Leben die Anknüpfungspunkte für das zukünftige. Die neue Schöpfung durchdringt schon die gegenwärtige Welt mit ihren Kräften, der Leib des Herrn einigt sich schon hier mit dem Leibe, der einst verklärt werden soll, und der Christus, der kommen wird in Herrlichkeit, ist schon jetzt nicht fern von uns über den Wolken, er ist uns hier schon nahe. Die jenseitige Welt ragt in die diesseitige herein, umgibt uns überall, zwar verhüllt noch, aber doch wirklich und wesenhaft. Wahrlich die lutherische Kirche würde viel, sie würde ihre ganze Eigentümlichkeit opfern, wenn sie ihr Bekenntnis vom Abendmahl fahren ließe."

Darum erklärt sich Uhlhorn zuletzt entschieden gegen die Union mit der reformierten Kirche. Er sieht die Reformierten als christliche Brüder an, von denen die lutherische Kirche — man denke nur an die Liebestätigkeit und das Gemeindeleben — viel lernen und herübernehmen kann, aber er ist gegen die Verschmelzung der beiden Kirchen zu Einer, so daß die lutherische Kirche ohne vollständige Wahrung ihrer Selbständigkeit in Bekenntnis, Kultus und Regiment mit der reformierten Kirche vereinigt würde. „Bis jetzt haben wir bei uns mit der reformierten Kirche in Frieden gelebt, jeder Versuch, die Union einzuführen, würde den Krieg an die Stelle des Friedens

Digitized by Google

ſetzen. Denn beide Kirchen würden dann in natürlichem Selbſterhaltungstriebe, um ihre gefährdeten Eigentümlichkeiten zu retten, dieſe nur um ſo ſchärfer und einſeitiger herauskehren, und mit dem gegenſeitigen Anerkennen und Voneinanderlernen wäre es zu Ende. Sodann, und das iſt die Hauptſache, weil nur eine Kirche herauskommen könnte ohne feſten Bekenntnisſtand. Die Bekenntniſſe beider Kirchen ſtimmen nicht überein, darin iſt im Laufe der dreihundert Jahre nichts anders geworden. Es hat noch niemand nachgewieſen, daß der ganze Streit nur in Mißverſtändniſſen wurzelt, daß man in Wirklichkeit einig war, ohne es zu wiſſen, und es hat auch noch niemand die höhere Einheit aufgewieſen, in der beide Bekenntniſſe aufgehen können. Sie ſtehen heute noch ebenſo wider einander, wie damals. Man kann daher aus beiden Bekenntniſſen nur eins machen, indem man die Stücke der Bekenntniſſe, in denen ſie nicht eins ſind, für indifferent erklärt, für gleichgültig. Damit betritt man aber eine ſchiefe Ebene, auf der kein Halten iſt, man wird hinabſinken, bis man dahin gekommen iſt, das ganze Bekenntnis für indifferent zu erklären, bis man bei der völligen Lehrfreiheit ſteht, die kürzlich ſchon in Neuſtadt an der Hardt (vom Proteſtantenverein) für die wahre Union erklärt iſt."

Die Vorträge über das vatikaniſche Konzil, die er 1869 hielt, ſollten in das geſchichtliche Verſtändnis dieſes weltbewegenden Ereigniſſes einführen, wieſen zugleich auf die Gefahr hin, welche dem konfeſſionellen Frieden drohte, und riefen zu evangeliſcher Abwehr Roms auf in ganz gleicher Weiſe, wie Uhlhorn es bereits auf der Landesſynode getan hatte. Soviel an ihm war, wollte er dazu tun, daß der Kampf, den er klar vorausſah, in lutheriſchem Sinne geführt werde, denn das allein verbürgte ihm den Sieg der evangeliſchen Sache.

Digitized by Google

11. Kapitel.

Bauen und Kämpfen. Henriettenstift. Gründung des Stephansstiftes. Der deutsch-französische Krieg. Predigten während desselben. Kulturkampf. Tätigkeit als Superintendent. Kirchenbauten in Hannover. „Kampf des Christentums". Trauungsgesetz. Separation. Protestantenverein. 1869—1875.

Das Jahr 1869 sollte auch noch einen bedeutsamen Fortschritt auf dem Gebiete der inneren Mission bringen. Neben der Diakonissenanstalt entstand die Diakonenanstalt Hannovers, das Stephansstift. Das Henriettenstift hatte im Kriegsjahr 1866 die Probe vor der ganzen Landeskirche bestanden und zugleich die schwerste Krisis durchgemacht. Wir sprachen schon davon, wie im deutschen Kriege die mächtige Stütze zerbrach, welche königliche Huld und Freigebigkeit bisher dem Stifte gewährt hatte. Das Fürstenhaus, jetzt für lange Jahre auch in seinen Mitteln sehr eingeschränkt, war fern und damit hatten viele das Interesse am Stifte verloren, die es bis dahin um des Hofes willen gezeigt hatten. Aber als nun die ernstesten und schwersten Zeiten kamen, wurde auch offenbar, daß das Werk so gut und fest gegründet war, daß es nicht nur standhielt, sondern jetzt erst recht wachsen sollte. „Was für Folgen die staatlichen Umwälzungen für unser von der Königin Marie gegründetes und von ihr mit so großer Liebe gepflegtes Haus haben werden, das steht in Gottes Händen. Wir hoffen, daß die Gemeinden unseres Landes es wie ein teures Vermächtnis der Königin an ihr Land ansehen und um so treuer helfen werden, es zu erhalten und zu fördern, und wissen, daß, wie auch hier auf Erden alles sich wandelt, Eins unwandelbar bleibt, des Herrn Treue." So hatte Uhlhorn in dem Jahresberichte über 1866 geschrieben, und die Zuversicht hat nicht getrogen. Jetzt endlich wachte die Teilnahme des hannoverschen Volkes auf, und es zeigte sich von neuem, daß der Niedersachse schwer warm wird, aber einmal warm geworden, auch lange und doppelt warm bleibt. Vor allem fingen die Landgemeinden jetzt an, das Werk kräftig zu unterstützen. Das Stift konnte dementsprechend, zumal die Zahl der Schwestern stetig

Digitized by Google

wuchs, seine Arbeit weiter ausdehnen. Das Krankenhaus war immer voll belegt, zu den drei auswärtigen Stationen kamen bis zum Jahre 1869 fünf neue und außerdem ein Siechenhaus in Kirchrode. Man beschloß deshalb jetzt, einen eigenen Diakonissenpastoren anzustellen, Pastor Büttner. Am 17. Oktober 1869 hielt Uhlhorn seine Abschiedspredigt über 1 Kor. 2, 1—5. Er bezeugte der Schwesternschar mit ernsten und ergreifenden Worten, „wie er nichts anders gepredigt habe als Christum den Gekreuzigten, damit sie an denselben glauben und Ihm, dem Gekreuzigten, dienen, nicht als ob der Dienst ein Verdienst oder etwas Sonderliches sei, sondern daß in dem Dienst der Dank für die erfahrene Liebe sich offenbare." Am folgenden Sonntag führte er den neuen Pastor in sein Amt ein mit einer Rede über Apostelgeschichte 6, 1—6. Er selbst blieb Mitglied des Komitees und hat ohne alle Reibung mit seinem Nachfolger an der Sache des Henriettenstiftes weiter zusammengewirkt, denn er verstand die Kunst, andere neben sich arbeiten zu lassen, ohne ihre Selbständigkeit zu beschränken. Von 1887 an hat er dann bis zu seinem Lebensende das Amt eines Präsidenten der Henriettenstiftung versehen.

Auch an der Gründung des Stephansstiftes ist Uhlhorn wesentlich beteiligt gewesen. Wir hörten schon, wie er das Diakonenhaus in Duisburg kennen lernte und sich für dasselbe interessierte. Auch mit Wichern und dem Rauhen Hause in Hamburg stand er seit langem in enger Verbindung. Anfang 1866 richtete er an den Zentralausschuß für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche, dessen Vorsitzender Wichern war, die Bitte, seinen Reiseprediger Hesekiel nach Hannover zu schicken, um hier einen Vortrag über das Werk der innern Mission zu halten. Die Kriegsunruhen ließen die Absicht, der Diakonensache in Hannover Boden zu bereiten, damals nicht zu stande kommen. Aber Uhlhorn ließ die Sache nicht aus den Augen, da er die Notwendigkeit, eine eigene und lutherische Brüderanstalt zu gründen, immer deutlicher erkannte. Der Hauptverein für innere Mission berief auf den 9. November 1868 nach Hannover eine größere Versammlung und auf dieser legte Uhlhorn das Bedürfnis von Diakonen so überzeugend und eindringlich dar, daß die Bildung eines Komitees für diese Sache beschlossen wurde. Pastor Freytag wurde dazu ausersehen, die Begründung und Leitung einer Diakonenanstalt, die nach dem ersten Diakon der christlichen Kirche Stephansstift genannt wurde, zu seiner Hauptaufgabe zu machen, und Himmelfahrt 1869 wurde sie eröffnet. Der Anfang war wieder kümmerlich genug. Ein gemietetes Zimmer an der Breitenstraße in Hannover mit einem Schultische, einer Wandtafel, einer Wandkarte

Digitized by Google

und ein paar Stühlen. Mit Humor pflegte der damalige Oberhelfer und spätere Leiter der Anstalt, Pastor Fricke, davon zu erzählen: „Wurde dann gefragt: Ist das die ganze Anstalt? so konnte man höchstens auf die eisernen Bettstellen im Kämmerlein daneben verweisen: Ja, die gehören auch dazu.“ Und doch sollte auch dieses Reislein sich zu einem Baume entwickeln, unter dessen Schatten jetzt Hunderte wohnen. —

Ein Jahr nach der Gründung des Stephansstiftes brach der Krieg mit Frankreich aus. Uhlhorn war auf dem Bahnhofe in Hannover, als König Wilhelm zum Kriegsschauplatz durchreiste. Er hatte hier ein Gespräch mit Moltke, der ihm gegenüber äußerte: Auf einige Schlappen werde man sich zuerst gefaßt machen müssen, aber an dem Siege der deutschen Truppen sei kein Zweifel. Der Krieg stellte der Barmherzigkeitsübung neue Aufgaben. Eine Anzahl Diakonissen arbeitete auf dem Kriegsschauplatz in Frankreich, andere in den Spitälern in Hannover. Das unvollendete Welfenschloß war zum Lazarett umgewandelt, hier lagen in bunter Reihe Deutsche und Franzosen. Uhlhorn war bei ihrer Versorgung mit tätig und hatte auch die Seelsorge übernommen. Nach dem Friedensschlusse ist eine Zeit lang ernstlich darüber verhandelt worden, ihn nach Straßburg als Leiter der lutherischen Kirche und Professor an der neuen Universität zu ziehen. Die Predigten, welche Uhlhorn während des Krieges in der Schloßkirche gehalten hat, sind von ihm in einer Auswahl herausgegeben.*) Sie sind wieder für ihn bezeichnend. Nur sehr selten findet sich eine Hindeutung auf besondere Ereignisse des Krieges, nirgends aber ein Triumphlied über die großen Erfolge, sondern immer wieder ernste Mahnungen zur Buße und zum Vertrauen auf Gottes Gnade, andringende Erinnerungen, Gott den rechten Dank zu bringen in einem neuen Christenleben. Daß er selbst einen Bruder und einen Schwager im Felde hatte, gab seinen Worten noch besondere Wärme und Kraft. Gleich in der ersten Predigt am Bußtage gibt er der Zuversicht auf Gottes Hilfe lebendigen Ausdruck. „Gott kann das deutsche Volk, dem er so große Aufgaben gestellt und es dazu mit so reichen Gaben ausgerüstet hat, nicht verlassen. Freilich, wenn unser Volk seinen Gott verläßt und in seinem Abfall unbußfertig beharrt, so wird es untergehen, wie viele Völker vor ihm untergegangen sind. Wenn unser Volk seines Berufes vergißt, so wird Gott es verstoßen und ein ander Volk an seine Stelle setzen. Wenden wir uns aber

*) Zur Erinnerung an die Kriegszeit. Acht Predigten. Hannover 1871.

Digitized by Google

reumütig zu ihm, tun wir aufrichtig Buße, hangen wir ihm wieder an als unserem Gott, so dürfen wir auch sagen: Er ist Deutschlands Trost und sein Nothelfer. Er wird uns auch durch diesen Kampf zum Siege führen und erneuter Herrlichkeit unsers Volkes; er wird sich zu uns bekennen, die wir uns zu ihm bekannt haben, und schaffen, daß unser Volk groß dastehe unter den Völkern und seinen Beruf erfüllend mitarbeite am Bau des Gottesreiches, daß des Herrn Name groß und immer größer werde auf Erden."

Am 31. Juli predigte er über Vaterlandsliebe, die eine Tugend sei, die auch die Christen schmücken müsse, habe doch auch Jesus sein irdisches Vaterland geliebt. Aber es gibt auch eine Vaterlandsliebe, einen Patriotismus, der unchristlich ist. „Ich meine die Liebe zum irdischen Vaterlande, da man vor dem himmlischen Vaterlande nichts weiß, und weil man nichts Höheres kennt als das Vaterland, seine Ehre und seinen Ruhm, in Gefahr ist, daraus einen Götzen zu machen. Da wird die Liebe zum eigenen Volke zur blinden Liebe, die dann zur Folge hat: Hoffart und Überhebung und zur Kehrseite die Verachtung und der Haß gegen andere Völker." Aus der Liebe zum himmlischen Vaterland erwächst erst die rechte Liebe zum irdischen. „Wir bedürfen des Vaterlandes; sein Wohl ist unser Wohl, sein Unglück trifft uns mit; wo es krank ist, können wir nicht gesund sein und wo es blüht, kommt's uns zu gut. Aber das Vaterland bedarf auch unser, und wir sollen wissen, daß wir ihm gehören. Sein Leid soll unser Leid sein und seine Freude unsere. Was wir haben und besitzen, was wir können und vermögen, das Vaterland hat einen Anspruch darauf, daß wir in wahrem Gemeinsinn dem Vaterland damit dienen."

Zu den Werken der Barmherzigkeit in der Notzeit des Krieges ruft er in der Predigt vom 11. September auf und mahnt eindringlich zu immer größerer Opferwilligkeit; herzliche Worte des Trostes für die Hinterbliebenen der Gefallenen bietet er am drittletzten Sonntage nach Trinitatis; gewaltig ist die Predigt am Sylvesterabend über den Spruch: Schaue die Güte und den Ernst Gottes. „Es wird uns," so heißt es hierin, „erzählt von dem großen Römer, der Roms unversöhnliche Feindin, Karthago, niedergeworfen hatte, als er, endlich Sieger in dem langen Kampfe, hinabschaute auf die überwundene, jetzt von den Flammen verzehrte Stadt zu seinen Füßen, da sei kein Wort des Jubels oder des Triumphes über seine Lippen gekommen, sondern still in sich gekehrt habe er dagesessen, die brennende Stadt angesehen und die Worte des Sängers Homer gesprochen: ‚Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt.' Gefragt, was

Digitized by Google

er damit meine, antwortete er, er gedenke des Tages, da auch Rom so untergehen werde. Lassen wir uns doch von dem Heiden nicht beschämen." Er erinnert an das Wort des Herrn: So ihr euch nicht bessert, werdet ihr auch also umkommen, und mahnt zur Bekehrung zu Gottes Gnade. „Nun gilt es noch einen andern Kampf auszukämpfen, einen schwereren noch, den Kampf gegen alles welsche Wesen, das deutsche Art und Sitte verderbt, den Kampf gegen alles gottentfremdete Wesen, das auch bei uns nicht fehlt; nun gilt's umzukehren zu dem Gott unsrer Väter, zu unserm Gott, ihm zu dienen in Zucht und Furcht; nun gilt's, bei der Güte zu bleiben. Sonst sind doch alle Siege vergeblich, ja zu unserm Verderben; sonst wird der Tag gewißlich kommen, da auch unser Vaterland hinsinkt und Deutschlands Größe und Herrlichkeit ins Grab gelegt wird." Diese Mahnung klingt auch immer wieder durch die Predigt am Friedensfeste hindurch: Wohl dem Volke, des der Herr sein Gott ist. Mit dem Dank für Gottes unverdiente Güte verbindet sich immer wieder die Mahnung, ein christliches Volk zu bleiben, reich an deutschem Glauben und deutscher Treue, deutscher Sitte und Zucht.

Die Predigten hatten in manchen Kreisen Anstoß erregt und Uhlhorn mußte neben andern, die ähnlich geredet hatten, manches üble Wort darüber hören. Die gegnerischen Zeitungen benutzten den Anlaß, um den Glauben als herzlos und die Gläubigen als schlechte Patrioten zu brandmarken. Gab Kaiser Wilhelm in demütiger Bescheidenheit Gott öffentlich die Ehre, so wurde der einflußreiche Teil des Volkes nur um so übermütiger in der Verherrlichung von Deutschlands Macht und Größe. Es ist bezeichnend, daß die Adresse des Reichstages an den Kaiser nicht ein einziges Wort des Dankes für Gottes Walten enthielt. Bei solcher Volksstimmung hatte Uhlhorn von vornherein nicht viel Hoffnung, daß von diesen Siegen für Deutschland ein ebenso großer religiöser und sittlicher Segen ausgehen werde, wie einst von den Befreiungskriegen, und in der That folgten nun die Schwindeljahre, die mit dem großen wirtschaftlichen Krach endeten, der über Tausende unsägliches Elend brachte.

Und dazu kam der Kulturkampf. Auf die Ursachen dieses Kampfes, den die Einsichtigen längst vorausgesehen hatten, und auf seine Geschichte gehen wir hier nicht ein. Es sei nur bemerkt, daß Uhlhorn immer geurteilt hat, daß er von seiten des Staates unendlich töricht begonnen und noch törichter geführt sei. Bismarck habe nie eine klare Kenntnis der römischen Kirche gehabt und mit seinem individualistisch-pietistischen Christentum überhaupt kein Verständnis für die Kirche, auch für die evangelische Kirche nicht, besessen. Für

Digitized by Google

Uhlhorn war es z. B. unbegreiflich, daß man meinen konnte, das katholische Volk werde einen vom Staat abgesetzten Geistlichen auch als abgesetzt anerkennen und dafür einen von den Bischöfen exkommunizierten Staatspfarrer annehmen. Dazu hielt er die ganze Bekämpfung der römischen Kirchen mit äußerlichen Mitteln — Sperrung der Einkünfte und Gefängnisstrafen für die Geistlichen — für völlig verfehlt. Solche Mittel dienten bloß dazu, die römische Kirche zu stärken, weil sie ihr Märtyrer schafften, und diese würde eher alle Gemeinden verkommen lassen, als auch nur einen Zoll von ihren Grundsätzen zu weichen, sie könne — wie die Geschichte zeige — warten und einen solchen Kampf länger aushalten als der Staat, der schließlich um des Wohls des Volkes willen nachgeben müsse. Und dabei hatte er wieder Beispiele einer merkwürdigen Toleranz gegen die römische Kirche erlebt, z. B. gegen Übergriffe der barmherzigen Schwestern, die trotz Anzeige ungeahndet blieben. Der einzige Weg für den Staat wäre gewesen, Ungesetzlichkeiten der römischen Kirche entschieden entgegenzutreten und die evangelische Kirche auf jede Weise zu stärken. Aber mit einer falschen Parität habe man die letztere ebenso schlecht behandelt und dadurch schwer geschädigt. Der preußische Grundsatz: suum cuique heiße ja doch nicht: allen das Gleiche — das wäre Ungerechtigkeit — sondern: jedem das Seine.

Verhängnisvoll wurde, daß sich mit dem Kampfe gegen Rom der Kampf gegen jedes positive Christentum überhaupt verband. Ecrasez l'infâme! das wurde der Schlachtruf der liberalen Kulturkämpfer. Die kirchenfeindliche Strömung wuchs fort und fort, die Zahl der Theologiestudierenden nahm stark ab. Im Jahre 1873 gingen von den sämtlichen Gymnasien der Provinz Hannover nur 37, 1874 nur 22 Abiturienten mit der Absicht, Theologie zu studieren, ab, darunter noch eine Anzahl, die sich neben der Theologie Philologie als Studium erwählt hatten. In Linden wurden seit Einführung der Civilehe vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1874 ein Drittel der Eheleute nicht mehr kirchlich getraut, in Hainholz vor Hannover vom 1. Januar bis 30. September 1875 über 45%, in Harburg über 36%. Kamen auch auf dem Lande nur äußerst selten, in den andern Städten nur ganz vereinzelt Trauungsverschmähungen vor, so herrschte doch große Sorge, ob die kirchliche Sitte dauernd erhalten würde. Dagegen wurde die Taufe der Kinder noch fast durchgehend begehrt, was vor allem auch damit zusammenhing, daß es in Hannover nie einen Taufzwang gegeben hat, wie ihn das preußische Landrecht bis 1874 kannte. Aber die wachsende sozialdemokratische Strömung und zunehmende Entfremdung der Arbeiter von der Kirche bereitete große Sorge für die

Digitized by Google

Zukunft, am meisten in den Städten und Fabrikorten, die durch den Aufschwung der Industrie anschwollen und durch die infolge der Freizügigkeit herbeiströmenden fremden Arbeiter in dem kirchlichen Leben stark gefährdet wurden.

Bei diesem Wachstum der Städte wurde die Frage einer besseren kirchlichen Versorgung immer brennender. Uhlhorn hat immer betont, daß die Erbauung neuer Kirchen, Gründung neuer Pfarrstellen und Parochien das Hauptmittel sein müsse, das Volk für das Christentum zu erhalten und wiederzugewinnen.*) Er hat nicht nur im Kirchenregiment in dieser Hinsicht überall im Lande gewirkt, sondern vor allem als Superintendent der Inspektion Hannover gearbeitet, der Kirchennot zu steuern. Unter allen deutschen Großstädten ist wohl Hannover zuerst mit voller Kraft an dieses Werk gegangen und ist für lange Jahre geradezu vorbildlich geworden.

Uhlhorn hat über 25 Jahre an der Spitze der Inspektion Hannover gestanden, zu der nicht nur die Stadt selbst — mit Ausnahme der vier alten Kirchen — sondern auch Linden und die nächstliegenden Ortschaften gehörten. Das Verhältnis zu seinen Geistlichen war ausgezeichnet, er genoß ihr unbegrenztes Vertrauen, wie auch das der Kirchenvorstände. Großes Gewicht legte er auf ein einmütiges Zusammenwirken mit den ihm unterstellten Pastoren, die er nicht beherrschen, sondern denen er dienen wollte. Mit ihnen besprach er alles und tat nichts ohne ihre Zustimmung. Bei den Ephoralprüfungen der Konfirmanden, die er mit unermüdlicher Treue und großem Geschick abhielt, hat er nie ein Kind abgewiesen als in vollem Einvernehmen mit dem unterrichtenden Pastor. Für alle Klagen und Wünsche derselben hatte er ein offenes Ohr und ein warmes Herz und es war sein Grundsatz, sich ihrer den Gemeinden gegenüber und nach oben hin anzunehmen, soweit dieses überhaupt möglich war. Dabei wußte er entschieden seine Stellung zu wahren und seine Ansicht, wenn er sie für richtiger hielt, durchzusetzen, aber immer in freundlicher, nie verletzender Art. Einer seiner Geistlichen urteilte einst: „Am meisten Herz und Liebe für unsere Kirche im ganzen Kirchenregiment hat immer und immer unser Uhlhorn — stets Zeit, stets Rat, stets Tat."

Er verstand es, alle Kräfte zum Bau neuer Kirchen heranzuziehen und ließ nicht nach im Treiben und Drängen. Um die

*) Zu diesem Zweck vor allem war seit 1868 der allgemein evangelisch-lutherische Kirchenfonds gebildet, der durch jährliche Kollekten mit reichen Erträgen gespeist wurde. Der Fonds dient daneben auch zur Hebung anderer Notstände, zur Förderung von Taubstummengottesdiensten, zur Versorgung der Hollandgänger, der Diaspora u. s. w.

Digitized by Google

Mittel zum Bau war er nie besorgt, er wußte, sie würden schon kommen, wenn nur der Bau erst einmal begonnen wäre. Kollekten und Haussammlungen mußten helfen und ob die Gemeinden des Landes oftmals seufzten, daß sie immer wieder für Hannover beisteuern sollten, Uhlhorn ließ nicht nach. Auch von seiten der Regierung wurden auf das Angehen des Landeskonsistoriums Mittel bewilligt, dagegen hielt der Magistrat der Stadt sich sehr zurück. Erst später ist auch das anders geworden und hat die Stadt reiche Summen beigesteuert. Um das Ziel rasch zu erreichen, wurde auch nicht immer gewartet, bis die Genehmigung der Regierung zum Bau kam — das hätte oft langwierigen Aufschub gegeben, — sondern man fing an, sobald man überhaupt einen Platz und etwas Geld hatte. Bei der Einweihung einer Kirche, an der auch die Spitzen der Regierungsbehörden teilnahmen, konnte Uhlhorn zu allgemeiner Erheiterung berichten, daß die Genehmigung zum Beginn des Baus gerade vor einigen Tagen eingelaufen sei. Als er den Bau der Pauluskirche plante in der Gartenkirchenparochie, wollte der Kirchenvorstand derselben erst die alte Gartenkirche neu bauen und dann erst an die Pauluskirche gehen. Uhlhorn sagte sich, daß dann diese Kirche für lange Zeit hinausgeschoben werde. Er ließ sich deshalb vom Minister eine bedeutende Summe für die Pauluskirche bewilligen und erklärte dem Kirchenvorsteher, entweder beharrten sie auf ihrem Plan und dann bekämen sie nicht einen Pfennig oder sie gingen auf seinen Plan ein und sollten sofort soundsoviel tausend Mark bekommen. Natürlich beschloß man sofort den Bau der Pauluskirche und schob den Neubau der Gartenkirche erst noch hinaus, der dann auch noch fertig geworden ist.

Es war ein ganzer Kranz von Kirchen, der sich so in den siebziger und achtziger Jahren um die Altstadt legte, die Zionskirche in Linden, die Dreifaltigkeitskirche, Apostelkirche, Pauluskirche in Hannover, die Kapelle in Kleefeld und die Kirche in Ricklingen. Jeder Einweihungstag einer neuen Kirche war für Uhlhorn ein großer Freudentag, aber zugleich ein Anlaß und Antrieb, auf der Bahn fortzuschreiten. Dem empfindlichen Mangel an geistlichen Kräften — am 1. Januar 1881 waren von den 1067 Pfarrstellen in der Landeskirche nicht weniger als 101 unbesetzt — suchte man durch Schaffung von Stipendien (besonders die Petristiftung) abzuhelfen. Wenn Uhlhorn sich auch nicht verhehlt hat, daß auf diese Weise hie und da ungeeignete Leute zum Studium der Theologie sich bewegen ließen, so hat er doch auch stets betont, daß ohne diese Mittel der Predigermangel noch größer und länger andauernd geworden wäre und das kirchliche Leben noch größeren Schaden genommen hätte.

Digitized by Google

Neben allen Arbeiten im Amte — er war damals an der Schloßkirche alleiniger Geistlicher, dann Superintendent und Mitglied des Landeskonsistoriums — hatte er noch die Kraft, wissenschaftlich zu arbeiten und die Früchte seiner Studien einem größeren Kreise zu bieten. Im Winter 1872/73 hielt er im Evangelischen Verein Vorträge über den Kampf des Christentums mit dem Heidentum, die außerordentlich stark besucht wurden. Es waren geschichtliche Bilder aus der Vergangenheit der christlichen Kirchen, den ersten drei Jahrhunderten, aber sie sollten Spiegelbilder sein für die Gegenwart, wo ein neues Heidentum sich gegen das Christentum erhob. Ohne irgendwie Vergleichungen anzustellen, wollte Uhlhorn durch die einfache streng geschichtliche Darstellung des Kampfes und Sieges des Christentums in der heidnischen Welt die Seelen stärken in den Wirren der Zeit. Die Vorträge, hernach in Buchform herausgegeben und in zahlreichen Auflagen erschienen, sind — wie allgemein anerkannt wird — inhaltlich und in der Form ein Meisterstück. Das Buch ist auch in fremde Sprachen übersetzt, in das Englische, Holländische, Dänische, Schwedische u. s. w., sogar in das Chinesische. Verschiedene Universitäten — so Göttingen*) und Leipzig — machten Versuche, Uhlhorn durch glänzende Anerbietungen als Dozenten zu gewinnen, aber er konnte sich nicht entschließen, dem Rufe zu folgen. Was ihn an Hannover fesselte, war die Liebe zu seiner Landeskirche, die gerade in diesen Jahren wieder schwere Krisen und Stürme durchzumachen hatte und darum seiner bedurfte. Er mußte es für Unrecht halten, sie in solchen Zeiten zu verlassen.

Die neuen Stürme wurden veranlaßt durch das neue Trauungsgesetz (1876), infolgedessen in der hannoverschen Landeskirche eine Separation eintrat, relativ stärker und ausgedehnter als in irgend einer andern deutschen Landeskirche. Es ist bekannt, wie in Deutschland die Civilehe eingeführt wurde. Man darf nicht übersehen, daß bei derselben der Wunsch der liberalen Elemente, außerhalb des Schattens der Kirche leben und sterben zu können, eine starke Ursache gewesen ist und das hat namentlich dazu geführt, daß die kirchlichen Kreise in der Civilehe etwas Christentum-Feindliches sahen und auch die dadurch nötig gewordene Änderung der kirchlichen Trauungsformulare mit Mißtrauen ansahen und darin ein Nachgeben an liberale und unkirchliche Strömungen erkennen wollten. Wäre die Civilehe nicht in Verbindung mit dem Kulturkampfe — der oft genug den Schein eines Kampfes gegen das Christentum über-

*) Nach Ritschls Tode wurde er nochmals nach Göttingen berufen.

Digitized by Google

haupt annahm — entstanden, so wäre jedenfalls eine solche tiefe Bewegung der Gemüter nicht entstanden. Man hätte sich weder beim Staate noch bei den kirchlichen Kreisen auf manche Punkte so versteift, die man heute — wo das Blut kälter geworden ist — als unbedeutende Nebensachen erkannt und zum Teil aufgegeben hat. Wir erinnern nur an die schon liturgisch zu beanstandende, jetzt beseitigte Einleitung zur Trauungshandlung. Man macht sich heute kaum noch einen Begriff davon, mit welcher Leidenschaft damals um die Fragen der Civilehe und der kirchlichen Trauung gestritten wurde, — wie Uhlhorn einmal sagte, vor allem von solchen, die bereits verheiratet waren oder nicht mehr daran denken konnten, zu heiraten (die ältlichen Jungfrauen), — wie man darob kämpfte, ob es bei der Trauung heißen müßte: „als" euren Gemahl oder „zu" eurem Gemahl nehmen, „begehret" oder „begehren". Dazu wurden nach Einführung der Civilehe von den Pastoren so und so viele neue Liturgien gemacht, der eine machte hier, der andere dort Änderungen an dem alten Trauformular, der eine bewahrte die wirkliche Trauung, der andere gab sie auf und ließ eine Weihung, eine Segnung an ihre Stelle treten, andere wieder wollten die alte Liturgie völlig unverändert beibehalten. Dazu kam eine Hochflut von Büchern und Schriften über diese Fragen von Gelehrten und Laien.

Uhlhorn vertrat die Ansicht, daß durch den standesamtlichen Akt die Ehe tatsächlich geschlossen werde und mit der Civilehe der Trauung die eheschließende Kraft genommen sei, die sie bis dahin gehabt hätte. Er erkannte vollkommen das Recht des Staates an, diese Sache für sich zu regeln und auch durch die Trauhandlung anerkannt zu sehen, daß die eheschließende Kraft im Civilakte liege und die Trauung durch die Civilehe etwas anderes geworden sei, nicht die eheschließende, sondern die ehebeginnende Handlung. „Das Volk müsse das wissen; über kurz oder lang werde es das doch einsehen und dann besorge er eine noch schwerere Erschütterung. Darum sei er für Offenheit und müsse er damit das Volk betrüben, so könne er es ihm nicht ersparen." Er wollte dem Staate sein volles Recht geben und doch dem Volke die Trauung, eine wirkliche Trauung. Daß eine solche durch das neue Trauformular gewahrt werde und dieses den lutherischen Anschauungen vollkommen entspreche, war ihm so gewiß, daß er ursprünglich gegen den Brüelschen Zusatz zum Gesetz war, nach welchem eine weitergehende Beibehaltung der gebräuchlichen kirchenordnungsmäßigen Trauungsliturgie vom Landeskonsistorium mit Genehmigung des Ministers an einzelnen Orten zeitweilig gestattet werden konnte. Er stimmte nur dafür, weil er schonen wollte, was

Digitized by Google

zu schonen war, und auf jede Weise eine Separation zu verhindern wünschte.

In der Tat suchte auch die Behörde für einige Gemeinden, in denen die Gefahr der Separation besonders nahe lag (vor allem Hermannsburg), diese Ausnahme zu erreichen, obwohl man dort den falschen Grundsatz aufstellte, daß eine vor Gott gültige Ehe wenigstens unter Christen nur durch die kirchliche Trauung zustandekommen könne, da der Kirche die Eheschließung von Gott übertragen sei, und sodann den Sätzen des Bekenntnisses über die Freiheit der Zeremonien eine Deutung gab, die völlig independentistisch jeder Einzelgemeinde das Recht zusprach, in Zeremonien ganz unabhängig von dem Ganzen der Kirche Bestimmungen zu treffen, und somit jede kirchliche Ordnung unmöglich machte. Aber die Genehmigung wurde versagt und selbst ein Immediatgesuch des Landeskonsistoriums an den Kaiser hatte keinen Erfolg. Bis auf einen Fall waren auch persönliche Verhandlungen mit den widerstrebenden Pastoren fruchtlos. Verschiedene Geistliche legten ihr Amt nieder oder mußten entlassen werden und damit war das Signal zur Separation gegeben, die 1881 auf 4000 Seelen in 16 Gemeinden mit sieben Geistlichen angewachsen war. Diese Zahl ist später nicht wesentlich mehr überschritten, zudem trat bald auch Zersetzung ein, ein Teil der Separierten verband sich mit den Breslauern, ein Teil mit der Immanuelsynode, andere hielten sich zu den Missouriern. Verkümmerung ist im ganzen das Gepräge dieser kleinen Gemeinden geworden.

Für Uhlhorn war die Separation ein tiefer Schmerz. Er hing in großer Liebe an dem Missionswerk, das in Hermannsburg getrieben wurde, und Hermannsburg gerade ist ihm bei aller ihm nicht immer sympathischen Eigenart doch sehr ans Herz gewachsen gewesen. Nun mußte er sehen, wie der separatistische Zug, der bei Louis Harms noch immer durch die Liebe zur Landeskirche und das Bewußtsein, daß sein Lebenswerk, die Mission, nur in Verbindung mit ihr gedeihen könne, zurückgedrängt war, sich deutlich ausprägte. Man hatte sich in Hermannsburg schon innerlich von der „verweltlichten" Landeskirche losgelöst, die vielen als das ungläubige Babel galt, deren wirkliche und vermeintliche Schäden man engherzig und kleinlich hervorsuchte, dazu kam die Furcht vor der Union, der man die Landeskirche rettungslos verfallen sah, und auch politische Motive, und das Trauungsgesetz war nur „der Tropfen, der den Eimer überfließen machte", mehr ein Vorwand als der wirkliche Grund. Uhlhorn hat es damals dankbar anerkannt, daß die welfische Partei — freilich auch aus Klugheit — sich nicht mit der Separation ver-

Digitized by Google

bündete, die Gefahr für die Landeskirche wäre dadurch noch größer geworden. Zur Förderung der Separation trug bei, daß die Missionsanstalt in Hermannsburg der Mittelpunkt der Bewegung und Herd der Agitation wurde und viele aus Liebe zur Mission und aus Dankbarkeit für den Segen, den sie von ihr empfangen hatten, auch durch Familienverbindungen mit den Missionaren zu ihr herübergezogen wurden. Die kirchliche Behörde aber war gezwungen, um der Separation nicht selbst die Waffen zu liefern, Hermannsburg den Ertrag der Kirchenkollekten zu entziehen, was nicht nur dort neue Erbitterung erregte, sondern auch den Missionssinn in der ganzen Landeskirche lähmte. Die Kirchenkollekte ging von 22000 Mark im Jahre 1876 auf 13000 Mark im Jahre 1879 herunter, wobei allerdings zu beachten ist, daß viele landeskirchliche Freunde der Hermannsburger Mission ihre Gaben jetzt unmittelbar dorthin sandten.

Kann man diesen Kampf einen Streit mit der äußersten Rechten nennen, so fehlte gerade in diesen Jahren auch die Fehde mit der äußersten Linken nicht, die sich zu einer allerdings recht abgeschwächten Wiederholung des Katechismuskrieges auswuchs. Seit dem Anfang der siebziger Jahre machte der Protestantenverein planmäßige Versuche, Geistliche, die ihm angehörten oder deren Richtung ihm nahestand, besonders solche, die nicht aus Hannover stammten, auf die Kanzeln städtischer Gemeinden zu bringen; wir nennen nur die Fälle Portig in Hannover und Klapp in Osnabrück, die andern sind unbedeutender gewesen. Vor allem bot der Klappsche Handel wieder Anlaß zu manchen Angriffen auf Uhlhorn, die sich diesmal allerdings auf literarisches Gebiet beschränkten. Aber die Polizei hatte es doch für sicherer gehalten, diesmal ihm schon vorher eine Schutzwache ins Haus zu legen, besonders während der Tage des Colloquiums, um Unruhen zu verhüten.

Vorangegangen war schon der Fall Topf in Goslar. Topf, der aus Schmiedefeld bei Erfurt kam, war vom Magistrate in Goslar für die Marktkirche präsentiert. Das Landeskonsistorium hatte ihn zunächst abgewiesen, weil er aus einer consensusunierten Gemeinde stamme. Als dieser Grund in Berlin nicht anerkannt wurde, wurden nach gehaltenem Colloquium dem Pastor Topf die kanonischen Eigenschaften der Rechtgläubigkeit abgesprochen. Der König erkannte an, daß das vereinigte Kollegium des Landeskonsistoriums und des ständigen Synodalausschusses die alleinige Kompetenz zur endgültigen Sachentscheidung über die kanonische Eigenschaft der Rechtgläubigkeit eines in der Landeskirche Anzustellenden habe, und damit war ein ungemein wertvoller Erfolg errungen, wie der durchaus nicht ortho-

Digitized by Google

doxe Obergerichtsdirektor Roscher erklärte, ein Lebensprinzip der lutherischen Kirche Hannover gerettet. Auf Grund dieser Entscheidung fand dann auch das Verfahren gegen Klapp statt. Das Colloquium mit Klapp handelte vor allem über die wahrhaftige Gottheit und die leibliche Auferstehung Christi, welche beiden Punkte er leugnete und deshalb für unfähig erklärt wurde, in der Landeskirche ein Pfarramt zu bekleiden. Maßlos waren Angriffe, die infolge dessen gegen das Landeskonsistorium gemacht wurden. Der Protestantenverein hielt hin und her im Lande Versammlungen, ein eigenes Aktionskomite wurde gebildet, um gegen die Kirchenbehörde vorzugehen. Vor allem machte der „Hannoversche Kurier" sich zum Organ des Vereins und brachte Artikel über Artikel voll Entstellung der Tatsachen und Schmähungen auf die „Ketzerrichter" und „Buchstabenknechte", welche das Bekenntnis über die Schrift stellten u. s. w. Selbst Geistliche nahmen an diesen Agitationen teil. Es wurde die Forderung erhoben, das Landeskonsistorium müsse purifiziert werden, und mit einem gewaltigen Aufwand von Kräften wurden Petitionen mit im Ganzen 18000 Unterschriften an die Regierung zustande gebracht, in denen die Absetzung der Mitglieder der obersten Kirchenbehörde verlangt wurde. Dagegen erklärten sich Petitionen mit 55000 Unterschriften für dieselben und ihr Vorgehen gegen den Protestantenverein.

Das Landeskonsistorium blieb in dem Ansturm ruhig. Es suchte durch sachliche Aufklärungen zu wirken (auch Uhlhorn hat damals Artikel in die Zeitungen geschrieben) und ließ sich sonst nicht einmal zu Maßregeln gegen die agitierenden Pastoren fortreißen. Auf die Vorwürfe, wie die Behörde solches Treiben dulden könne, und die Frage, weshalb es gegen diese Geistlichen nicht einschreite, antwortete Uhlhorn auf der Landessynode von 1875: „Davor behüte uns Gott. Keinem Geistlichen soll etwas in den Weg gelegt werden, wenn er die Überzeugung habe, das Landeskonsistorium führe zum Schaden der Kirche sein Regiment, und gegen dasselbe kämpfe, denn die Geistlichen seien nicht Diener des Landeskonsistoriums, sondern Diener Jesu Christi; es könne heilige Pflicht für sie werden, gegen das Landeskonsistorium aufzutreten. Sollte der Fall eintreten, daß Herr Graff an der Stelle seines (des Redners) verehrten Chefs und Pastor Spiegel*) an seiner (des Redners) Stelle säße, so würde er die gleiche Freiheit, die gleiche heilige Pflicht für sich in Anspruch nehmen, gegen diese Männer aufzutreten."

*) Zwei Hauptvorkämpfer des Protestantenvereins.

Digitized by Google

Auf dieser Synode trat Uhlhorn mehrmals gegen den Protestantenverein auf. Wenn er in der Betonung des Gemeindeprinzips in mancher Hinsicht mit ihm übereinstimmte, allerdings auch der Meinung war, daß das Berechtigte an diesen Forderungen durch die Synodalordnung erfüllt sei, so erklärte er sich doch scharf gegen dessen Forderung der Gleichberechtigung aller religiösen Richtungen in der Kirche, daß „sowohl Vertreter der supranaturalen wie der rationalen Anschauung in der Kirche einträchtig mit einander wirken könnten und keine der beiden Richtungen befugt sei, das Recht der andern zu leugnen". Er wies nach, daß ein prinzipieller Gegensatz bestehe zwischen der evangelisch-lutherischen Kirche und dem Protestantenverein. Die erste bekennt in den Schmalkaldischen Artikeln, „daß Jesus Christus unser Gott und Herr sei, um unserer Sünde willen gestorben und um unserer Gerechtigkeit willen auferstanden. Und er allein das Lamm Gottes ist, das der Welt Sünde trägt. Und Gott unser aller Sünde auf ihn gelegt hat. — Von diesem Artikel kann man nichts weichen oder nachgeben, es falle Himmel und Erde und was nicht bleiben will. — Darum müssen wir des gar gewiß sein und nicht zweifeln, sonst ist alles verloren." Das sei das Bekenntnis der Kirche, aber der Protestantenverein sage, über den Herrn Christum könne jeder glauben, was er wolle; er brauche nicht darüber gewiß zu sein und sei doch ein guter Christ. Sodann stehe unsere Kirche auf dem Satze, „daß die heilige Schrift sei das Wort des lebendigen Gottes, aller Wahrheit Grund, oberste Regel und Richtschnur unsers Glaubens". Der Protestantenverein aber sage, es könne einer die heilige Schrift für Menschenwort halten. Darum müsse man gegen den Protestantenverein vorgehen. Er wollte nicht, wie Einige gewünscht hatten, daß die Synode erkläre, jeder Geistliche, der Mitglied des Protestantenvereins sei, müsse schon um deswillen abgesetzt werden, sondern daß die Stellung eines Geistlichen unvereinbar sei mit der Mitgliedschaft dieses Vereins und das Landeskonsistorium auf Grund dieses ausgesprochenen Satzes die Kirche schützen solle auf die Art, wie dasselbe für richtig halte. Er schloß mit den Worten: „Die Kirche hat jahrelang geschwiegen zu den Angriffen des Protestantenvereins. Im vorigen Jahre hat er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln angegriffen. Wir haben nicht angegriffen. Nun der Protestantenverein den Krieg will, so mag er Krieg haben."

Gegen den Vorwurf, daß Klapp sich nicht auf die Schrift habe berufen dürfen, sondern lediglich nach dem Bekenntnis verurteilt, dieses also über die Schrift gestellt sei, erwiderte er: „Wenn ein Colloquium gehalten werde, so komme es vor allem auf die Frage an, mit wem

Digitized by Google

und zu welchem Zwecke? Die Heilige Schrift sei die oberste Regel und Richtschnur unseres Glaubens. Wenn ein Geistlicher in der Kirche auf Irrwege gerate, und er berufe sich auf die Schrift, so wäre das eine schlechte Kirchenbehörde, die bloß ein Ja oder Nein nach dem Bekenntnis fordere. Heilige Pflicht werde es sein, mündlich und schriftlich auf Grund der heiligen Schrift mit dem Mann zu verhandeln. Aber ganz anders liegt der Fall, wenn jemand von außen käme mit dem Begehren, ein Pfarramt in der Kirche zu bekleiden; da sei an ihn die Frage zu richten, ob er den Glauben der Kirche teile, deren Amt er verwalten wolle. Sodann komme es darauf an, ob es sich um feinere Fragen oder um Grund und Haupttatsachen des Glaubens handle. Mit Sulze habe man seiner Zeit drei Tage über die schweren Fragen der Wiedergeburt und Bekehrung verhandelt. Hier aber seien die wahrhaftige Gottheit — vere Deus — und die leibliche Auferstehung — vere resurrexit — in Frage gekommen. Fordere man etwa von einer lutherischen Kirchenbehörde, daß sie stundenlang Exegese treiben und für diese Sätze erst den Schriftbeweis suchen solle? Freilich sei und bleibe die heilige Schrift oberste Regel und Richtschnur des Glaubens, aber wir lutherischen Christen leben des Glaubens, daß das Bekenntnis unserer Kirche ein schriftgemäßes sei."

Endlich wandte er sich nochmals gegen die Stellung des Aktionskomitees, das sich geberde als müßte es die Schrift gegen das Landeskonsistorium verteidigen, das sich seinerseits auf das Bekenntnis steife. Das sei äußerst verwunderlich und bezeichne einen großen Rückschritt in den Anschauungen der Herren. Einst habe man allerdings das Schriftwort gegen das Bekenntnis ins Feld geführt; gegenwärtig stimme man auch mit der Bibel nicht mehr überein, deren Berichte als historisch nicht mehr anerkannt würden; in welchen man sich wohl gegen das Christentum Pauli auf das Christentum Christi berufe, wie Uhlhorn mit Äußerungen Hannes und Bluntschlis belegt. Solche Waffen, wie sie der Protestantenverein und Aktionskomitee führen, seien nicht aus der Wahrheit; aus der Wahrheit sei es nicht, wenn man auf dem letzten Protestantenvereinstage in Breslau „von der göttlichen Dignität" Christi rede, damit das Volk meinen solle, die Gottheit Christi sei hier anerkannt. Mit solchen Waffen werde man nicht siegen. Er erinnerte endlich an das Wort Herzog Georgs auf dem Reichstage zu Augsburg: „So merke ich nun, daß die Lutherischen in der Schrift sitzen und wir daneben — so sage er jetzt auch: Wir sitzen in der Schrift und wollen danach handeln und das aus der Schrift geborene Bekenntnis, so lange wir auf unserem Posten sind, gegen alle Feinde verteidigen."

Digitized by Google

Die Landessynode sprach in ihrer Mehrheit dem Landeskonsistorium und dem ständigen Synodalausschuß „ihre Zustimmung dazu aus, daß dieselben in Erfüllung einer schweren Pflicht Männer, welche in offenkundigem und grundsätzlichem Zwiespalt mit dem lutherischen Bekenntnisse standen, vom Predigtamte in der lutherischen Kirche ferngehalten haben." Auch außerhalb der Synode wurde der Kampf gegen den Protestantenverein geführt. Wie viele Pastoren benutzte auch Uhlhorn die Gelegenheit, auf der Kanzel sich offen über die Streitfrage auszusprechen. Im Anschluß an das Evangelium vom 18. Sonntag nach Trinitatis: Was dünket euch um Christo? legte er die Bedeutung des alten Bekenntnisses von Christo, wie die Kirche es bisher festgehalten, dar und redete ein dreifaches Wort, ein Wort der Warnung, der Mahnung und der Bitte. Er warnte: „Laßt euch nicht irre machen und verführen mit vergeblichen Worten. Sie reden viel von protestantischer Freiheit und echtem Luthertum, das man gegen Buchstabenknechtschaft und Hierarchie verteidigen müsse. In Wahrheit handelt es sich aber darum, ob wir von der Schrift, in der gebunden unsere Väter gegen alle Menschensatzungen protestiert haben, abfallen und das Bekenntnis unserer Väter aufgeben wollen, um Menschenlehre und Menschenweisheit an die Stelle zu setzen. Es ist nicht wahr, was sie uns nachsagen, daß wir das Bekenntnis über die Schrift stellten, sondern so steht es, daß wir dieses Bekenntnis als in der Schrift gegründet erachten, daß wir darum ihm frei und von Herzen zustimmen, nun aber auch fordern müssen, daß in der Kirche, die in diesem Bekenntnis niedergelegt hat, was sie an Heilserkenntnis aus dem Worte Gottes gewonnen, nach diesem Bekenntnis gelehrt und alles darnach geordnet werde."

Er mahnte treu festzuhalten am Bekenntnis der Väter und es standhaft zu verteidigen, „nicht aber in fleischlichem Eifer, nicht so, daß ihr andere richtet und verdammet, sondern mit Gelassenheit und Milde, die allezeit im Gefolge der Wahrheit ist und vor allem so, daß ihr euren Glauben auch im Leben beweiset und in allem eurem Wandel. Ich will euch nochmals bezeugen, daß nicht der schon ein Christ ist, der den Formeln des Bekenntnisses zustimmt, sondern wer von Herzen Jesum Christum seinen Herrn heißt und als seinem Herrn dient und nachfolgt. Einen andern Weg gibt es auch nicht in dem Kampfe, der uns verordnet ist, zu siegen, aber wir werden siegen, wenn wir uns mit Herz und Mund zu dem Herrn bekennen und ihm mit aller Treue dienen und nachfolgen." Und endlich bat er: „Bittet für die, denen Gott das Regiment der Kirche anvertraut hat, daß er ihnen Weisheit und Rat, Kraft und getrosten Mut geben wolle; bittet für

Digitized by Google

alle, die das Amt am Worte führen, daß sie euch nichts predigen mögen als die lautere Wahrheit des göttlichen Wortes und euch den Herrn Jesum Christum bezeugen mit fröhlichem Auftun ihres Mundes, bittet für alle Gemeinden, daß in ihnen das Wort des Evangeliums sich erweise als eine Gotteskraft zur Seligkeit."

Das entschiedene Auftreten der Kirchenbehörde hatte einen durchschlagenden Erfolg. Von diesem Jahre an siechte der Protestantenverein in Hannover dahin. Eine Zeit lang noch zog Klapp als Wanderredner des Vereins im Lande umher, aber lange zog das nicht. Mut und Opferfreudigkeit zur Bildung einer eigenen Kirche, wie die Separierten sie doch immerhin bewiesen, hatte dieser Verein nicht. Klapp gab seine Tätigkeit, die auch an der rasch eintretenden Gleichgültigkeit seiner Gesinnungsgenossen scheiterte, bald auf und mit ihm verschwand die Bewegung. Der Verein wurde aus einer Stellung nach der andern verdrängt, die politisch Liberalen ließen ihn im Stiche und — ob er hier und da Gelegenheiten benutzte, wieder Raum im Hannoverschen zu gewinnen —, er ist doch nicht wieder lebensfähig geworden. Die Zeit ist über ihn hinweggeschritten.

Digitized by Google

12. Kapitel.

Auf dem Wege zur höchsten kirchlichen Stellung. Persönliches und Häusliches. Herausgabe von Predigten. Vorträge über die soziale Frage. Wahl zum Abt von Loccum. Einführung in das neue Amt. 1875—1878.

Unter allen kirchlichen Kämpfen und Sorgen war ihm Haus und Familie eine Stätte des Friedens. Uhlhorn liebte sehr die stille Häuslichkeit. Seine Lebensweise war ungemein einfach und anspruchslos. Das Arbeitszimmer vor allem war ohne jeden Luxus eingerichtet; der schlichte Schreibtisch und die eschenen Stühle, die er schon als Hilfsprediger besaß, haben ihm bis zum Lebensende gedient. Auch im Essen war er mit wenigem zufrieden und überaus mäßig; eine einfache bürgerliche Kost, in späteren Jahren mit einem Glas leichten Weines, war ihm genug. Selbst wenn er Diners mitgemacht hatte, konnte er, nach Hause zurückgekehrt, sich sofort wieder an den Schreibtisch setzen und arbeiten. Doch war er ein starker Raucher und man sah ihn im Hause selten ohne die lange Pfeife. Mit Zigarren war er sparsam und Feinschmecker sagten ihm wohl nach, daß er nicht viel Verständnis für eine „feine" Sorte habe; jedenfalls hat er jahraus jahrein dieselbe Sechs-Pfennig-Zigarre geraucht. Als aber der Fabrikant diese Sorte mit seinem Namen und Bild zieren wollte, lehnte er lachend ab.

Er war Freund einer regelmäßigen Tageseinteilung. Des Morgens stand er früh auf, gewöhnlich um 6 Uhr, zog sich sofort vollständig an und machte einen kleinen Spaziergang. Dann wurde die Morgenandacht im Kreise der Familie und Dienstboten gehalten und gleich nach dem Kaffee ging es an die Arbeit. Die Kandidaten, die ihn zu sprechen wünschten, waren zuweilen entsetzt, wenn er sie schon auf 7 1/2 Uhr morgens beschied. Nichts war ihm verhaßter als Bequemlichkeit und Sichgehenlassen auch in der Kleidung. Er sprach wohl aus, daß ein Pastor jeden Augenblick bereit sein müsse, ohne Zeitverlust einem Rufe in die Gemeinde folgen zu können. Regelmäßig wurde um 1 Uhr zu Mittag und um 8 Uhr zu Abend gegessen.

Digitized by Google

Nach dem Abendessen hat er nur sehr selten noch gearbeitet, höchstens wenn er die Predigt zu lernen hatte; er weilte dann in der Familie, rauchend, vorlesend und sich unterhaltend, und mit dem Schlage 10 Uhr wurde die Abendandacht gehalten und zur Ruhe gegangen. Selbst in den unruhigsten Zeiten, in den Tagen der größten Arbeit und Sorge, in Freud und Leid wurde an der mit Gottes Wort und Gebet eingerahmten Tagesordnung festgehalten.

Arbeit und unausgesetzte Tätigkeit war ihm ein Lebensbedürfnis. „Das sind die glücklichsten Menschen, die nie Zeit haben," sagte er einmal und er arbeitete ungemein gewissenhaft mit peinlicher Treue. Selbst wenn er Erholungsreisen machte, bei seinen verheirateten Kindern war oder in Loccum weilte, benutzte er die freie Zeit zum Studieren. Unter seinen Büchern konnte er die ganze Welt vergessen und in der Stille der Studierstube war er glücklich. Er arbeitete rasch und leicht, dazu besaß er in hohem Maße die Gabe der inneren Sammlung, so daß er nicht leicht durch irgend etwas von außen Herantretendes gestört wurde. Als seine Kinder noch kleiner waren, spielten sie oft in seinem Arbeitszimmer, und wenn er später seinem Sohne Abschnitte seiner Bücher diktierte und Besuch kam, so brach er ab, erledigte die Besprechung, um dann unmittelbar im Diktat fortzufahren, nachdem ihm der letzte Satz genannt war. Feste Sprechstunden kannte er nicht, er war immer und für jeden zu jeder Tageszeit zu sprechen und ließ nie jemanden warten, selbst oft nicht, wenn er gerade bei Tische war. Kein Tag durfte ohne Ertrag für seine amtliche oder wissenschaftliche Tätigkeit bleiben.

Begünstigt wurde er durch eine gute Gesundheit. Sein von Natur zarter Körper hatte sich bei der treuen, sorgsamen Pflege, die seine Frau ihm angedeihen ließ, gekräftigt. Er ist fast nie krank gewesen, nur einmal ernstlicher, an einer Lungenentzündung. Der in den ersten Jahren der Ehe noch schmächtige und fast kränklich aussehende Mann war eine trotz ihrer Mittelgröße würdige Erscheinung geworden. Auf dem unansehnlichen, zart gebauten Körper saß ein gewaltiger, geistig durchgearbeiteter Kopf mit frischen Farben und klaren blauen Augen, für die er sich — freilich nie beim Gottesdienste — einer Brille bediente.

Gänzlich fern war ihm alles gemachte und gesuchte Wesen. So schlicht seine äußere Erscheinung war, so einfach gab er sich auch. Wenn er sich auch seiner geistigen Tüchtigkeit bewußt war, so fehlte ihm doch jedes Selbstbewußtsein. Tiefe Demut war das Grundgepräge seiner Person und eine edle Bescheidenheit. Wie gern erkannte er anderer Verdienste an, und wenn er auch mit dankbarer Genugtuung

Digitized by Google

auf seine Werke sah, so erkannte er doch stets darin dankbar Gottes Gnadengabe und erhob sich deshalb nicht über andere. Zweifellos hat jahrelang auf ihm die Hauptlast der Arbeiten in der kirchlichen Behörde gelegen, aber das wurde für ihn kein Anlaß zum Selbstruhm, und wie er hier zu jedem Dienste gern bereit war und sich immer noch neue Arbeit aufladen ließ, so hat er bis ins Alter noch gern nach dem Maße seiner Kräfte auch die Pastoren in Hannover vertreten. Öfter kam es vor, daß diese in Krankheit oder anderen Anlässen ihn um die Übernahme einer Predigt baten, und er war immer dazu willig. Gegen andere übte er die größte Rücksicht. Gewiß hing das zusammen mit einer gewissen Ängstlichkeit, die eine Folge seiner Herkunft und Erziehung war. Er hatte eine Scheu, einer anderen Meinung entschieden entgegenzutreten, vor allem wo Person gegen Person stand, er mußte eigentlich immer eine Barriere zwischen sich und dem andern haben, um seine Ansicht bestimmt und fest auszusprechen, und das mochte auf Leute, die ihn nicht kannten, wohl einmal den Eindruck des Schwankens machen. Aber vor allem wurzelte das auch in seiner großen Menschenfreundlichkeit, er wollte nicht jemanden zu nahe treten und ihn kränken. Besonders ängstlich war er, wo es scheinen konnte, als handle es sich um seine Person und seine persönlichen Interessen, die er stets selbstlos zurückstellte. Nur wo er das Bewußtsein hatte, für das Ganze zu streiten, wo die Pflicht, für die Kirche zu sorgen, ihn zwang, konnte er diese Scheu völlig überwinden und unerschrockenen Mut beweisen. Er selbst wollte nie etwas Besonderes sein und beanspruchte nicht, daß man ihm mit besonderer Devotion entgegentrat, das war ihm vielmehr zuwider. Dagegen kam er jedermann, auch dem geringsten Arbeiter, mit dem gleichen Wohlwollen entgegen und behandelte seine Dienstboten und Untergebenen mit großer Freundlichkeit. Nicht leicht wagte ihm gegenüber jemand die Schranken zu überschreiten, weil er unwillkürlich imponierte, aber wo es geschah und besonders perfider Gesinnung gegenüber war er geradezu wehrlos. Sein reiner Charakter und seine große Herzensgüte trauten eigentlich niemanden Bosheit zu und ließ ihn bei jedem noch immer das Beste voraussetzen. Im Grunde war er ein schlechter Menschenkenner, und man hat wohl nicht mit Unrecht gesagt, daß er in seiner Innerlichkeit die wirkliche Welt wenig gekannt habe.

Mit seiner Innerlichkeit und Selbstlosigkeit hing auch eine gewisse Gleichgültigkeit gegen äußere Ehren zusammen. Gewiß freute er sich, wenn er anerkannt wurde und nahm auch die Ehrungen dankbar als eine Gabe Gottes hin, aber er war davon innerlich unabhängig. Bei aller Schärfe des Verstandes hatte er doch ein kindliches

Digitized by Google

Gemüt, bei einem hohen, Alles umfassenden Geiste doch eine im besten Sinne kindliche Naivetät. Man darf auf ihn mit vollem Rechte das Goethesche Wort anwenden:

„Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bindet, das Gemeine."

Seine Frömmigkeit war lauter und echt, ohne jedes Salbungsvolle oder pietistisch Enge, einfach, frisch, frei und in gutem Sinne weltoffen. Er machte davon nicht viele Worte, war vielmehr eher zurückhaltend, aber er lebte in Gott und eine tiefe innige Liebe zu dem Herrn erfüllte sein Herz. Sein Christentum war innerlich und ein Heiligtum seiner Seele, dazu gesund lutherisch. „Er hätte sich lieber totschlagen lassen, als daß er in eine Gebetsversammlung gegangen wäre," hat einer richtig gesagt. Schön und erbaulich war die Art, wie er als Hausprieſter unter den Seinen waltete, ihnen einfach und schlicht das Wort Gottes auslegte und kindlich-einfältig betete. Diese Frömmigkeit war die Quelle seiner Kraft und ihre Echtheit bewies er durch sein Leben. Eine so leidenschaftliche Natur er war, so sehr hatte er sich in der Gewalt. Wo er jemandem zu nahe getreten war, konnte er zurücknehmen und selbst um Verzeihung bitten. Er besaß eine seltene Ruhe und Gleichmäßigkeit, die Frucht strenger Selbstzucht, und doch empfand er tief und warm. Mit Recht hat einer, der ihn genau kannte, gesagt: „Ehe ich ihm persönlich nahe getreten war, hatte ich schon immer seinen großen Verstand bewundert, aber nun sah ich: noch größer war sein Herz."

Die fröhliche Natur seines Vaters war ihm nicht ganz zu teil geworden. Er hatte mit Verstimmungen und Schwermut zu kämpfen, nahm auch wohl die Dinge oft ängstlicher als nötig war, wie er sich um seine Gesundheit zuweilen sorgte. Dazu kam, daß er die Widerwärtigkeiten im Amte und die Schwierigkeiten, die ihm Menschen bereiteten, in sich verarbeitete. Während andere wohl durch einen kräftigen Ausbruch ihres Unwillens sich Luft machen, verschloß er alles in seinem Herzen und empfand es um so tiefer. Er litt schwer unter Unfreundlichkeiten, noch schwerer, wenn die Wege, die er für die allein richtigen hielt, durchkreuzt und er in seinen besten Absichten gehemmt wurde. Die Rücksichtslosigkeit und Selbstsucht anderer, zumal wenn sie mit Unredlichkeit und Unlauterkeit verbunden war, konnte ihn tief verletzen, um so mehr, als er selbstlos und aufrichtig immer das Beste des Ganzen im Auge hatte und nichts für sich suchte. Und doch arbeitete er sich durch alle Verstimmungen und pessimistischen Anwandlungen immer wieder hindurch und konnte auch wieder bei allem Ernste fröhlich sein wie ein Kind, empfänglich für Humor und

Digitized by Google

Scherz. Ein naher Freund des Hauses bezeugt: „Uhlhorn war nichts weniger als ein Kopfhänger; an einer Gesellschaft, wo feine Sitten und zarter Takt herrschte, konnte er mit der heitersten Unbefangenheit teilnehmen," und gern kamen die Gäste in sein Haus, wo beim Mahle alle Üppigkeit vermieden, aber alles Gewicht auf eine fördernde Unterhaltung gelegt wurde, die sich auf alle Gebiete des menschlichen Lebens erstreckte. Denn Uhlhorn hatte nicht bloß für seine Theologie Interesse, wenn sie ihm auch im Mittelpunkte stand, sondern auch Sinn für Kunst und Litteratur, wie er gern die Kunstausstellungen besuchte und auch die modernen Schriftsteller las. Das Theater besuchte er nicht — er hielt als Geistlicher für besser, um der Gemeinde willen es nicht zu tun — aber er hatte Interesse auch für die modernen Dramen und erlaubte seinen Kindern anstandslos, gute Schauspiele und Opern zu besuchen. Er selbst zog die Klassiker vor und hat noch im Alter gern Goethe, Schiller und Shakespeare gelesen. Auch Lessing hat er in den letzten Jahren noch studiert, vor allem den Laokoon, um, wie er sagte, seinen Stil zu reinigen, der durch das schlechte Deutsch der Zeitungen und modernen Schriftsteller leicht verdorben würde.

Ganz besonders innig war sein Verhältnis zur Familie. Eigentliche Freundschaften pflegte er weniger, so ein starkes Bedürfnis danach er auch hatte. Die Erfahrungen des Lebens hatten ihn hier etwas scheu gemacht und ein Mann, der so in der Arbeit lebt und immer die höchsten Ziele im Auge hat, wird selten Freunde haben. Ihm fehlt dazu die Zeit und er ist manchem Menschen unbequem. Dazu ist mit einer hohen Stellung auch leicht eine gewisse Abgeschlossenheit gegen andere verbunden. Selbst gegen Näherstehende war er in kirchenregimentlichen Dingen sehr zurückhaltend und wußte etwaige Fragen auf diesem Gebiete von vorneherein abzuwehren. Um so reicher entfaltete er sein warmes Herz gegen die Seinen. An seiner Frau hing er in der zartesten und innigsten Liebe, er konnte ohne sie nicht sein und war unglücklich, wenn sie auch nur Einen Tag nicht bei ihm war. Sie nahm ihm auch alle Sorgen für das Hauswesen ab, das er ihr völlig überließ. Ebensosehr waren ihm seine Kinder ans Herz gewachsen. Es waren sechs — drei Mädchen und drei Knaben — und so sehr er durch sein Amt in Anspruch genommen war, sich ihnen verhältnismäßig wenig widmen konnte und ihre Erziehung wesentlich in den Händen der Mutter lag, so liebevoll war er stets ihnen gegenüber. Er konnte sich bei den mancherlei Krankheiten, an denen es nicht fehlte, unendlich um sie ängstigen und solange sie noch kleiner waren, hielt er sich wenigstens einen Nachmittag frei, um mit ihnen spazieren zu gehen, damit sie ihn, wie er einmal scherzend sagte, doch

Digitized by Google

auch einmal von der besseren Seite her kennen lernten. Dann wurden unterwegs Pflanzen gesammelt und zu Hause an der Hand von Lennis' Botanik bestimmt. An den langen Winterabenden aber saß er mit seinen Kindern zusammen und konnte mit großem Eifer mit ihnen spielen. Aber kein schöneres Bild gab es, als wenn er unter dem Christbaum mit ihnen saß und seine Lieblingslieder sang, vor allem das: ‚Schönster Herr Jesu', dann wurde er mit ihnen wieder zum glücklichen Kinde und war niemals froher, als wenn im Hause Friede und Freude herrschte. Aber seine Söhne und Schwiegersöhne, die Theologen waren, mußten sich später ihren Weg allein suchen. Überaus ängstlich suchte er auch den leisesten Schein des Nepotismus zu vermeiden; das war, wie er aussprach, sein Stolz, daß niemand ihm in dieser Hinsicht einen Vorwurf machen könnte.

Wohltätigkeit zu üben war ihm eine Herzensfreude. Nicht nur hatte er für alle Anstalten christlicher Barmherzigkeit ein warmes Herz und eine offene Hand, sondern es fanden sich in seinem Nachlaß auch viel Dankesbriefe von Leuten, die er zum Teil mit beträchtlichen Summen unterstützt hatte. Wenn er auch viel Undank erntete, so konnte ihm das sein Vertrauen zu den Menschen und seine Hilfsbereitschaft doch nicht lähmen.

Über sein Verhältnis zu den Kollegen schreibt Düsterdieck auf Grund seiner Erfahrungen: „Im Kolleg war er stets zu jedem amtsbrüderlichen Dienste bereit, und durch seine lautere Treue trug er wesentlich dazu bei, daß ein gesegnetes, herzliches Vertrauen alle Beratungen weihte. Wie oft haben wir, wenn wir aus bedeutungsvollen Sitzungen zu Hause gingen, dieses ungetrübten Vertrauens uns gefreut." Gewiß, er hatte in Versammlungen, Komitees und Synoden etwas Beherrschendes, aber in ihm war keine Herrschsucht, sondern das Bewußtsein von der klaren Erkenntnis des Richtigen. Er besaß den genialen Blick für das Einfache, das ihn auch zu dem großen Historiker gemacht hat. Er sah nur auf das Große, das Kleine kümmerte ihn nicht. Wie er hochgesinnt auch bei andern stets das Gute suchte, so war auch in kirchlichen Dingen sein Auge immer auf das Wesentliche gerichtet und ein hoher Idealismus hob ihn über alles Kleinliche weit hinweg und ließ ihn auch Schwierigkeiten gering achten. Treffend sind die Worte Streckers über Uhlhorns Leitung des Evangelischen Vereins, die auch für seine sonstige amtliche Thätigkeit gelten: „Erstaunlich war die Raschheit, mit der er den klarsten Überblick und Einblick auch bei verwickelten Angelegenheiten gewann und dann die rechten Ziele ins Auge faßte. Dabei half ihm ein sehr scharfes Gedächtnis, das ebensowohl die Erinnerungen aus früherer

Digitized by Google

Zeit wie neue im Fluge überschaute, Schriften und Sachen bis ins Kleinste festhielt. So hatte er in den Beratungen fast stets das ausschlaggebende Wort und leitete sie sicher und meisterhaft. Es konnte dabei für solche, die nicht länger mit ihm arbeiteten, den Anschein gewinnen, als ob er alles selbst machen wolle. Aber das lag ihm durchaus fern. Was ihm mit Klarheit, Wärme und Überzeugung entgegengebracht wurde, das nahm er gern auf. Ja, wo immer ihm jemand entgegentrat, der von seiner Sache in Wahrheit durchdrungen, sie in Gottes Namen trieb, da ließ er Raum für freie Bewegung und ließ sich zu neuen Unternehmungen fortreißen, wenn er auch anfangs Bedenken getragen hatte." Dasselbe bezeugt Pastor Freytag, der langjährige Vereinsgeistliche, und das tritt auch bei den Verhandlungen der Synoden hervor. Man sagt ihm wohl nach, daß er sie zuweilen vergewaltigt und gezwungen habe, seiner Meinung zu folgen, und er setzte in der That in der Regel seinen Willen durch. Er gab in Nebendingen nach und ihm unwesentlich Erscheinendes preis, um desto sicherer die Hauptsache zu erreichen, die er sich zum Ziele gesteckt hatte. Aber es war sein großes Wissen, die Schärfe des Verstandes, vor allem der Eifer für die von ihm vertretene Sache, die ihm das Übergewicht verliehen. Bezeichnend ist, daß er, mit der Abfassung seiner „Hannoverschen Kirchengeschichte" beschäftigt, einmal äußerte: „Mir wird der letzte Teil — die neueste Geschichte — sehr schwer, die habe ich selbst mitgemacht und ich kann doch nicht gut von mir reden."

Es ist kein Wunder, daß man ihn einen „Diplomaten" genannt hat. Einer urteilt über ihn: „Er war gewiß ein guter Mathematiker; er rechnete und berechnete klug das Für und Wider in schwierigen Fällen" und redet von dem „advokatischen Geschicke seines juristischen Kopfes", das manche Synodalangelegenheit erst zum günstigen Ausgange geführt habe. Von anderer Seite machte man ihm wohl ein gewisses Schwanken und Lavieren zum Vorwurfe. In alledem liegt etwas richtiges, vor allem für die letzte Zeit seines Lebens, wo er unter den mannigfachen Widerwärtigkeiten etwas müde geworden war. Er war, wie wir oben schon einmal hervorhoben, eine zaghafte Natur, besonders auf kirchenpolitischem Gebiete; hier fehlte ihm etwas der kecke Wagemut, und er bedurfte immer eines besonderen Antriebes, um entschlossen vorwärts zu gehen. Vor allem aber war er ungemein vorsichtig — und war das durch die Erfahrungen des Lebens noch mehr geworden. Er handelte nie für den Augenblick, und wie ihm die Vergangenheit stets im Gedächtnis war, so überschaute er immer auch die Zukunft und bedachte sorgfältig alle Folgerungen seines Handelns. Er sagte einmal: „Die Herren, die so rasch über das Kirchenregiment

Digitized by Google

urteilen, wissen gar nicht, wie schwer es ist, die Kirche zu regieren, mit welchen Schwierigkeiten, von denen sie keine Ahnung haben, man zu kämpfen hat, und wie mühsam es ist, bei den mancherlei Strömungen in Staat und Kirche den rechten Kurs zu finden und einzuhalten. „Er suchte die Klippen zu umschiffen, gab auch wohl, was ihm nebensächlich schien, auf, um das Größere und Wichtigere zu behaupten und hatte bei dem allem immer nur ein Ziel im Auge: die Selbständigkeit der hannoverschen Landeskirche zu erhalten als einen Hort der lutherischen Kirche in Deutschland, denn von der Union fürchtete er eine schwere Schädigung des Luthertums und damit des kirchlichen Lebens. Was er als richtig erstrebte, bereitete er immer von langer Hand her vor, und wenn der kürzeste Weg zum Ziele nicht gangbar erschien, scheute er auch die Umwege nicht, um es zu erreichen. Den Gegnern gegenüber verfuhr er klug, er verstand ihre schwachen Seiten zu erspähen, um sich dann darauf zu werfen und sie zu schlagen, und verfuhr hier nach der alten Regel, erst die schwächsten Gründe des Gegners zu widerlegen, um sich dann mit voller Wucht gegen den Hauptgrund zu wenden. Und doch stritt er nie bloß mit dem Verstand, sondern sein ganzes Herz war stets dabei, und er war im tiefsten Grunde immer von der Wahrheit und Richtigkeit seiner Ansichten und Ziele überzeugt und gewiß, daß sie zum Heile der Kirche seien. Wie sehr er hier sich bei aller Bescheidenheit vertraute, geht aus den Worten hervor, die er in den letzten Jahren seines Lebens mir einmal sagte: „Ich getraute mir wohl, die Landeskirche allein zu regieren, und sie würde gewiß nicht schlecht dabei fahren."

Die Jahre bis 1878 gingen in steter amtlicher Tätigkeit und stiller Arbeit dahin. 1875 gab er die zweite Auflage seiner ersten Predigtsammlung heraus, dann 1876 f. eine neue Sammlung: „Gnade und Wahrheit", ein Band Evangelien- und ein Band Epistelpredigten, später auch in zweiter Auflage gedruckt. Dazu kamen „Vermischte Vorträge über kirchliches Leben der Vergangenheit und der Gegenwart" (1875). Das Buch enthielt Vorträge, die teils schon früher im Druck erschienen waren, teils umgearbeitete, teils ganz neue. Unter den letzteren waren zwei zur sozialen Frage, der eine über Sozialismus und Christentum, der andere über die christliche Barmherzigkeitsübung. Der erstere behandelte die Frage: Wie haben wir als Christen über den Sozialismus zu urteilen und uns zu ihm und seinen Vertretern zu stellen? Die soziale Frage begann damals die Gemüter stark zu beschäftigen, die sozialdemokratische Partei hatte ihren Einzug in den Reichstag gehalten und begann unter den Volksmassen in weitesten Kreisen zu agitieren. In dem „Hannover-

Digitized by Google

schen Sonntagsblatte", dem Organ des Evangelischen Vereins, hatte ein Artikel über die Sozialdemokraten gestanden, durch welchen sich diese falsch beurteilt glaubten. Um sich dagegen zu verteidigen und ihre Grundsätze darzulegen, erbaten sie sich eine Besprechung mit dem Vorstande des Evangelischen Vereins, die sich hauptsächlich um das Verhalten der Sozialdemokratie zum Christentum drehte. Der Besprechung verdankt der Vortrag seine Entstehung. Die Vertreter des Sozialismus betonten, ihre Partei als solche sei dem Christentum nicht feindlich gesinnt, sondern achte und ehre auch die Überzeugung ihrer christlichen Glieder. Die gehässigen Ausfälle gegen das Christentum erklärten sie als die Aussprüche von Fanatikern, wie sie jede Partei habe und für welche diese nicht verantwortlich gemacht werden dürfe. Sie verkannten nicht die sittlichen Schäden der Arbeiterwelt und gestanden die Notwendigkeit einer sittlichen Hebung des Volkes ausdrücklich zu. Aber dabei gaben sie in fast schwärmerischer Weise der Hoffnung Ausdruck, daß diese sittliche Hebung von selbst kommen werde, sobald nur die wirtschaftlichen Schäden der Gegenwart durch die Verwirklichung der sozialistischen Grundsätze geheilt seien. Uhlhorn hielt das für Schwarmgeisterei. Die Sache sei gerade umgekehrt. „Denn eine solche Gesellschaft, die im Besitz alles Kapitals gemeinsam arbeitet, erfordert einen so hohen sittlichen Stand, eine solche Selbstverleugnung und Hingabe des Einzelnen, wie sie, wenn überhaupt in dieser Welt möglich, nur durch das Christentum möglich werden kann." Die Sozialisten leugneten, daß das Privateigentum aufgehoben werden solle, es werde nur auf einen viel kleineren Kreis beschränkt. Uhlhorn fürchtete, daß sie auch darüber noch hinausgetrieben und in einem Kommunismus enden würden, der gar kein persönliches Eigentum mehr anerkennt, sondern nur noch gesellschaftliches. „Damit wäre dann die christliche Kultur negiert, denn diese fordert persönliches Eigentum. Das Eigentum ist eine notwendige Ergänzung unserer Persönlichkeit, und bei völliger Aufhebung desselben wäre die volle Ausbildung der christlichen Persönlichkeit nicht mehr denkbar." Ohne Eigentum, ohne Erbrecht löse sich auch der Familienverband auf, und wenn viele Sozialisten auch die Einehe und das Familienleben festhalten wollten, ja hofften, daß es unter dem Sozialismus gesunder werde, und die freie Liebe, die einzelne fortgeschrittene Sozialisten forderten, keine notwendige Folgerung des sozialistischen Prinzips sei, so liege hier doch eine große Gefahr. Aber die Hauptfrage war ihm: Ist die Durchführung des Sozialismus möglich ohne Aufhebung der individuellen Freiheit? „Auf diese Frage hat der Sozialismus keine genügende Antwort. Allerdings beteuerten

Digitized by Google

die Vertreter desselben, mit denen wir verhandelten, ein über das andere Mal, daß es nicht die Absicht sei, die individuelle Freiheit aufzuheben; aber die sozialistische Theorie ist nur durchführbar auf Kosten der individuellen Freiheit, das heißt aber auf Kosten aller Kultur. Der sozialistische Staat ist ein Zwangsstaat, in dem zwangsweise gearbeitet und der Verbrauch zwangsweise geregelt wird, und damit würde er das Grab aller Bildung, aller Wissenschaft und Kunst, überhaupt das Grab aller Gesittung werden.

„Wenn das sozialistische Prinzip auch nicht an sich und in jeder möglichen Verwirklichung dem Christentum widerspricht und die christliche Kultur ausschließt, so haftet ihm aber doch eine ungeheure Gefahr an. Aber es ist eine Täuschung, zu meinen, man könne der Bewegung durch gewaltsame Unterdrückung Herr werden. Man bekämpfe sie mit Gründen, man suche die Schäden, aus denen sie ihre Kraft zieht, zu bessern, um ihr so ihre Kraft zu entziehen, man befriedige, was an ihren Forderungen richtiges ist, man wende auch gegen ihre Ausschreitungen die ganze Schärfe der Gesetze an, aber man bilde sich doch nicht ein, eine Bewegung wie diese auf die Dauer mit Machtmitteln unterdrücken zu können. Vor allem aber besinne man sich, daß hier unserem Volke eine große Aufgabe gestellt ist, an deren Erfüllung alle, sonderlich aber die Diener der Kirche mitzuarbeiten haben."

Aber hier warnt Uhlhorn schon vor solchen Worten wie: Die Kirche muß die soziale Frage lösen. Das sind Redensarten, oder wenn man wirklich etwas damit will, so ist es unevangelisch. Er will nichts von einem christlichen Wirtschaftssystem oder einem christlichen Sozialismus wissen. Das sind ihm römische Wege. „Die römische Kirche will das menschliche Leben unmittelbar beherrschen; alle seine Gebiete, Staat, Familie, Volksleben, Kunst, Wissenschaft, sollen unmittelbar den Forderungen der Kirche nachleben. Das ist nicht evangelisch, am wenigsten lutherisch. Wir erkennen alle jene Gebiete als selbständige Lebensgebiete an. Wir, als Diener der Kirche, halten uns nicht dazu gesetzt, dem Staatsmann zu sagen, wie er den Staat regieren soll, und dem Künstler, wie er Kunstwerke zu schaffen hat, ebensowenig aber auch dem Nationalökonomen, welches die richtigen Grundsätze der Volkswirtschaft sind, sondern dazu sind wir gesetzt, jedermann zu sagen, wie er selig wird und, was davon unzertrennlich ist, wie er als Christ hier auf Erden im Gehorsam der göttlichen Gebote zu leben und zu wandeln hat. So wird unser Wort allerdings auf alle jene Gebiete Einfluß gewinnen, aber nur durch die Personen hindurch, die sich dem Worte erschließen, nur so, daß wir durch das Wort Gottes, das wir predigen (denn anderes haben wir

Digitized by Google

nicht als das Wort), jedermann die sittliche Kraft darreichen, deren er bedarf, um seinen irdischen Beruf auf dem ihm angewiesenen Lebensgebiete zu erfüllen."

Eine Ergänzung dieses Vortrages bot der andere: von der christlichen Barmherzigkeitsübung. Hier heißt es zum Schluß: „Die Kluft zwischen Arm und Reich muß für unsere ganze Kultur tödlich enden, wenn sie in dem Maße steigernd sich erweitert, wie im letzten Jahrzehnt. Ausfüllen kann sie nur die christliche Barmherzigkeitsübung, die zwischen Arm und Reich ausgleichende Liebe. Ich will damit nicht sagen, daß die soziale Frage, in der Gestalt wie sie heute existiert, durch Barmherzigkeitsübung gelöst werden könnte. Die soziale Frage ist eine wirtschaftliche und kann nur dadurch gelöst werden, daß man die richtigen Grundsätze einer gesunden Volkswirtschaft findet und anwendet. Aber bis diese große Aufgabe einmal gelöst wird, bis einmal das lösende Wort gesprochen wird, wird unser Volk noch durch viel Not und manche Krisis hindurch müssen, und da hat die Barmherzigkeitsübung lindernd und denen helfend einzutreten, die unter der Not der Übergangszeit leiden; das hat sie zu verhüten, daß nicht die Kluft unser Volk völlig zerspalte und so die Lösung der Frage unmöglich mache. Und auch dann, wenn einmal das lösende Wort gesprochen sein wird und gesundere wirtschaftliche Zustände geschaffen sein werden, in gewissem Sinne wird doch die soziale Frage nie gelöst. ‚Arme habt ihr allezeit bei euch,' spricht der Herr. An Arbeit wird es der barmherzigen Liebe nie fehlen." —

Am 7. Oktober 1876 war der Abt von Loccum, Friedrich Rupstein, gestorben. Die Wahl des neuen Abtes zog sich lange hinaus, da die preußische Regierung das Kloster erst reorganisieren wollte. Das Kloster war 1803 mit unter den Reichsdeputationshauptschluß gefallen; bei den großen Verdiensten aber, die sich der damalige Abt, Salfeld, um das Land erworben hatte, ließ die hannoversche Regierung vorläufig alles beim Alten und änderte auch in der folgenden Zeit nichts an der Verfassung des Klosters. Der Abt regierte es fast ohne Mitwirkung des Konventes nach eigenem Ermessen ohne jede Aufsicht von Seiten der Staatsregierung. Jetzt wurde dem Kloster ein Kurator gesetzt, der die äußeren Angelegenheiten zu verwalten hatte,*) ein neuer Konvent wurde gewählt und mit ihm eine neue Verfassung ausgearbeitet, welche die alten Rechte des Abtes wesentlich beschränkte; hinfort war er nur noch der Vorsitzende im Konvente, der ihn zu wählen hat. Die Wahl fiel auf Uhlhorn,

*) Die hannoversche Regierung hatte ähnliches auch schon immer geplant.

Digitized by Google

und er hatte damit die Stellung des ersten Geistlichen in der Landeskirche gewonnen, die ihm schon vorausgesagt war, als er Hilfsprediger an der Schloßkirche wurde. Die Bestätigung ließ allerdings erst auf sich warten. Kaiser Wilhelm I lag damals gerade an den Schußwunden krank, die ihm Nobiling beigebracht hatte, und der Kronprinz führte die Regentschaft. Überhaupt war es ein bewegter Sommer. Am 12. Juni 1878 starb König Georg V in Paris, ein Ereignis, das Uhlhorn tief erregte. Er hielt ihm eine ergreifende Trauerpredigt in der Schloßkirche.

In dem Kloster Loccum hat sich ein Stück Mittelalter in die Neuzeit herübergerettet. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts (als Stiftungsjahr gilt 1163) war es von Cistercienermönchen gegründet, denen Graf Wulbrand von Hallermund auf seinem Gebiete zwischen der Weser und dem Steinhuder Meere eine Stätte bereitete. Das Kloster blühte bei der fleißigen Arbeit, der klugen und sparsamen Wirtschaft seiner Insassen rasch auf und gewann durch den Eifer der Gläubigen reichen Besitz an Ländereien und im ganzen Lande verstreuten Gütern. In der Reformationszeit streckte Kaiser Karl V seine schützende Hand über diesen Stützpunkt des alten Glaubens in Niederdeutschland, aber auf die Dauer konnte man dem Lebensodem der Reformation den Einzug in die stille Klosterwelt nicht wehren, aber auch evangelisch geworden hielt das Stift die klösterlichen Formen fest. Die Konventualen galten als evangelische Mönche, die an die Mönchsgelübde und die Regel St. Benedikts gebunden waren und selbst die alte Cistercienserfracht, wenigstens bei feierlichen Gelegenheiten, bewahrten. Im 17. Jahrhundert regierte hier der berühmte Abt Gerhard Molanus, der Freund von Leibniz, der in Gemeinschaft mit diesem mit den römischen Bischöfen Spinola und Bossuet, zum Glück vergeblich, Verhandlungen über die Wiedervereinigung der römischen und evangelischen Kirche führte. Noch manchen tüchtigen Abt hat das Kloster gehabt; wir erinnern nur an Salfeld, der mit Klugheit dem Kloster seine eigenartige Stellung zu wahren wußte, besonders eine gewisse Unabhängigkeit, aber mit der Zeit gingen doch die meisten Vorrechte verloren. Es wurde verhängnisvoll, daß Abt Rupstein, der sich überhaupt wenig um das Kloster kümmerte, es nicht verstand, dasselbe der moderneu Zeit anzupassen und zeitig zu reorganisieren. Eine Zeit lang wurde daran gedacht, daß Uhlhorn sein Koadjutor werden sollte, aber es unterblieb, und das hat dem Kloster schweren Schaden gebracht. Es ist als eine glückliche Fügung anzusehen, daß es überhaupt bestehen blieb.

Digitized by Google

Baulich ist Loccum das besterhaltene Kloster Niedersachsens und bietet noch heute ein schönes Bild einer mittelalterlichen Kloteranlage. Ringsum zieht sich eine hohe Mauer, von Toren durchbrochen, unter denen das Haupttor mit dem Pforthause besonders hervorragt. In der Mitte der Umwallung liegt auf leichter Anhöhe das sogenannte große Kloster. Auf drei Seiten des Karreehofes erheben sich die Klostergebäude, vor allem das langgestreckte Konventshaus, an der vierten Seite die gewaltige Kirche mit dem schlanken Dachreiter. Um diesen Mittelpunkt lagern sich andere Bauten für klösterliche Zwecke, für den landwirtschaftlichen Betrieb, dann die Wohnungen der Klosterbeamten und der Hospites, die Schulen u. s. w. Dazwischen ziehen sich wohlgepflegte Gärten hin, und unter weitastigen Bäumen schimmert der Spiegel eines großen Teiches hervor. Unmittelbar hinter dem Kloster beginnt der Wald, in seinem ersten Teile parkartig gestaltet, mit herrlichen alten Bäumen, schönen Wiesen und Teichen.

Am 29. Juni fand die feierliche Einführung des neuen Abtes statt. Uhlhorn fuhr mit seiner Frau von Wunstorf mit einem Klosterwagen nach Loccum. In dem ersten Dorfe des Klostergebietes, Münchehagen, waren fünf Ehrenpforten erbaut. Die Schuljugend begrüßte den neuen Abt mit Gesang, der Lehrer des Ortes mit einer Rede, und unter Freudenrufen und Schüssen ging die Fahrt weiter. Auch Loccum hatte sich festlich geschmückt und die Einwohner empfingen mit Jubel das neue Oberhaupt. Am folgenden Tage war die Einführungsfeier. Der Konvent, das Hospiz und alle Beamten des Klosters versammelten sich in der herrlichen Bibliothek, dem alten Sommer-Refektorium, einem Bau, dessen gewölbte Decke von Säulen getragen wird und der mit schönen gotischen Fenstern und einem Marmorfußboden geschmückt ist. Hier war ein Altar aufgerichtet, auf welchem die Abtsinsignien lagen. Der Unterstaatssekretär Sydow hielt als Vertreter des Königs die Einführungsrede, dann investierte er den Abt im Namen des Landesherrn mit Ring und Stab; die Konventualen überreichten die andern Stücke der Insignien, die Mitra und die Kreuze. Dann setzte sich die Prozession in Bewegung, der Abt voran im Ornat mit der Mitra auf dem Haupte, den silbernen Krummstab in der Hand. Unter dem Geläut der Klosterglocken ging es durch die herrlichen altersgrauen Kreuzgänge in die gewaltige, in ihrer Schlichtheit imponierende Kirche, die gedrängt voll Menschen war. Der Abt trat vor den Altar, von welchem der Prior eine Rede hielt, dann betrat er selbst, mit den Zeichen der Abtswürde geschmückt, den Altar, den Segen zu sprechen.

Digitized by Google

13. Kapitel.

Auf der Höhe des Lebens. Neue Aufgaben. Tätigkeit im Hospiz zu Loccum. Die Arbeit an den Kandidaten. Niederlegung der Schloßpredigerstelle und Superintendentur. Tage des Glückes im häuslichen Leben. Stellung zur Ritschlschen Theologie. 1878—1881.

Uhlhorn stand jetzt auf der Höhe des Lebens in der vollen Kraft des geistigen Schaffens. Zu den alten Aufgaben waren neue gekommen und diese Jahre sind für ihn die arbeitsreichsten, aber zugleich auch die glücklichsten Jahre seines Lebens gewesen. Als Abt zu Loccum war er auch Präsident der Kalenberg-Grubenhagenschen Landschaft geworden. Mit großem Eifer und geistiger Gewandtheit widmete er sich den neuen Pflichten, die ihm hierdurch aufgelegt waren. Er leitete die Tagungen der Landschaft, hatte eine lebhafte Teilnahme für die Waisenpflege, die durch sie betrieben wurde, und ebenso für die große landschaftliche Brandkasse, die unter seiner Leitung einen bedeutenden Aufschwung nahm. Rasch wurde er auf diesem ihm fernliegenden Gebiete heimisch und sein Wort galt viel auf den deutschen Brandkassentagen, die er als Vertreter der Landschaft besuchte.

Auch der verwickelten Verwaltung des Klosters brachte er ein eingehendes Verständnis entgegen, dem Kirchen- und Schulwesen des Stiftbezirks gab er einen neuen Aufschwung. Aber seine Hauptarbeit galt doch dem Predigerseminar in Loccum. Seit der Reformationszeit bestand in Loccum ein sogenanntes Hospiz, d. h. einigen Kandidaten wurde Wohnung und Unterhalt gegeben, um die Horen (die täglichen Andachten) zu halten und für sich zu studieren. Abt Salfeld († 1829) hatte dies Hospiz zu einem wirklichen Predigerseminar mit einem Studiendirektor umgestaltet. Die regelmäßige Zahl der Kandidaten beläuft sich auf zwölf. Uhlhorn hat viel zu seiner neuen Blüte beigetragen. War Abt Rupstein wenig wissenschaftlich gewesen und hatte er das Hospiz sich so ziemlich selbst überlassen, so wurde Uhlhorn die Seele desselben. „Den Studiendirektoren," bezeugt Bückmann, „war er ein väterlicher Berater in ihrem schweren

Digitized by Google

Amte, die Hospites durften sich seiner fördernden Anregung erfreuen, der steten Verbesserung des Studienplanes und der Vervollständigung der schönen Bibliothek widmete er unabläßige Aufmerksamkeit, für die Arbeiten des Semesters hatte er bis ins Einzelne Interesse." Wenn er in Hannover war — er wohnte dort den größten Teil des Jahres auf dem altersgrauen Loccumer Hofe, der schon mit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts Besitz des Klosters geworden war — so ließ er sich regelmäßig Bericht über die Arbeiten des Seminars erstatten und gab eingehende Weisung und Rat. Mehrere Male im Jahre kam er auch nach Loccum, im Sommer, auch wohl noch im Herbste auf einige Wochen. Dann fand der Empfang in hergebrachter Form statt, das ganze Hospiz mit dem Studiendirektor begrüßte den Ankommenden vor dem Konventshause, und während der ganzen Zeit seiner Anwesenheit trug das Leben im Kloster und im Hospiz einen feierlichen Zuschnitt. Der Morgen war den Hospites zum Studium nach eigenem Belieben freigegeben — ein auswärtiger hoher Geistlicher, der das Predigerseminar kennen lernen wollte, fand es entsetzlich, daß nicht nach militärischer Art eine bestimmte Stunde zum Aufstehen vorgeschrieben war — aber Uhlhorn war dafür, den Kandidaten soweit irgend möglich ihre persönliche Freiheit nicht zu beschränken und jeden des Abends so lange arbeiten und des Morgens so früh oder spät beginnen zu lassen, als ihm beliebte. Alle Reglements und schematischen Anordnungen in dieser Hinsicht mochte er nicht. „Nur nicht zu viel Reglements, nur keine Hausordnungen, die das ganze Leben der Mitglieder vom Aufstehen bis zum Zubettegehen regeln! — Ein asketisches Element darf nicht fehlen, aber dringend möchte ich vor dem Zuviel warnen. Eine gemeinsame Andacht des Tages ist genug und auch da muß für den Einzelnen volle Freiheit herrschen. Überhaupt hüte man sich vor dem Schul- und Anstaltsmäßigen. Ein Predigerseminar kann nur gedeihen, wenn es sich in Freiheit entwickelt und die Genossenschaft die Regeln, die das Verhalten ihrer Glieder zueinander bestimmen, mehr aus sich selbst schafft, als daß sie ihr von außen gegeben werden." Darum regierte in Loccum auch die „Tradition", d. h. das durch das Hospiz selbst geregelte Herkommen, welches auch der Abt achtete. Er selbst stand auch in Loccum früh auf, hielt selbst den Seinen und dem Dienstpersonal des Klosters die Morgenandacht und trank dann mit seiner Familie den Kaffee, bei schlechtem Wetter in der Veranda, bei guter Witterung unter den Nußbäumen am Teiche, wo einer seiner Lieblingsplätze war. Nach einem kurzen Spaziergang durch die Gärten arbeitete er dann auf seinem Zimmer oder in der Bibliothek. Er führte einen ausgebrei-

Digitized by Google

teten Briefwechsel, dazu kamen nicht selten von den Behörden in Hannover die Akten, die erledigt sein wollten, und endlich hat er während seiner Erholungszeit in Loccum einen großen Teil seiner späteren schriftstellerischen Werke verfaßt. Mittags aß er dann mit an der großen Klostertafel, und der Nachmittag war wieder der Arbeit und Erholung gewidmet. Gern verkehrte er mit den Kandidaten, die er vor allem am Sonntag um sich sammelte. Dann wurden Spaziergänge oder eine Kahnfahrt gemacht und dabei allerhand Fragen aus Wissenschaft und Leben erörtert. An den Wochentagsabenden um 6 Uhr fand regelmäßig die Hora (eine kurze Andacht) in der Klosterkirche statt, am Sonntagabend saß man am Teich unter der alten Eiche oder im Kloster zusammen in fröhlicher und ernster Unterhaltung. Der Abt hatte viel Sinn für Humor und konnte herzlich über einen guten Witz oder eine scherzhafte Darstellung lachen. Auch wurde fleißig musiziert und den Schluß bildete immer die Abendandacht, vom Abt gehalten. Nach derselben zogen wohl die Hospites noch einmal durch die Kreuzgänge, mit ihrem Gesange einen wunderbaren Widerhall weckend.

Fast täglich nahm Uhlhorn am Kolleg teil, zwei Stunden gemeinschaftlicher Arbeit der Hospites unter der Leitung des Studiendirektors. Er ließ es in den Disputationen gern geschehen, daß ihm auch ein Kandidat widersprach und seine Meinung behauptete, wenn er sie nur begründen konnte. „Gewiß muß es das ernsteste Streben sein, im Predigerseminar der Kirche Diener zu bilden, die ganz und voll im Glauben der Kirche stehen, lebendige christliche Persönlichkeiten, die aus dem Glauben heraus predigen und sich mit ganzem Herzen in den Dienst der Gemeinden stellen, bereit, sich aus Liebe für die ihnen anvertrauten Seelen zu opfern. Aber das erreicht man nie auf dem Wege der Dressur, sondern nur auf dem Wege freier Entwickelung. In einem Predigerseminar muß jede durch ehrliche Arbeit gewonnene Überzeugung als solche geachtet werden. Ist sie irrig, so soll man sie nicht äußerlich unterdrücken, sondern innerlich überwinden. Soweit die verschiedenen Richtungen aber in der Kirche selbst berechtigt sind, sollen sie gerade im Predigerseminar sich tragen und in gegenseitigem Austausch ergänzen lernen.“*) Er selbst verstand bei aller Festigkeit, die von der eigenen Überzeugung nichts aufgab, auf andere Ansichten einzugehen und mit milder Geduld Abweichendes und Unreifes zu tragen. Nur ermahnte er immer wieder zu treuem Studieren und unbefangener Prüfung und warnte davor, zu früh abzuschließen. Er

*) Die praktische Vorbereitung der Kandidaten der Theologie für das Pfarr- und Schulinspektoratsamt. Zweite Auflage. Stuttgart 1887.

Digitized by Google

drang auf wissenschaftlich gründliches Arbeiten und wollte, daß die Hospites sich nicht nur mit den Anschauungen der neueren Wissenschaft, sondern auch mit allen Erscheinungen des modernen Lebens — selbst Nietzsche — auseinandersetzten. Dabei wies er doch immer wieder auf die Bekenntnisschriften und die alten Dogmatiker hin, die ein Theologe gründlich kennen müsse, und führte zuletzt immer wieder auf die Schrift zurück. Er hat öfter ausgesprochen, daß man sich zuerst einmal unter das Wort stellen müsse, dann werde man recht seinen Segen erfahren. Wenn man sich bei der Exegese mit kleinlichen Dingen aufhielt und darüber lang und breit disputierte, die Hauptsache aber, den Gedankeninhalt, kaum besprach, sagte er einmal unwillig: „Die Spreu lesen Sie auf, aber die Goldkörner lassen Sie liegen." Sehr lag ihm am Herzen, daß das Predigerseminar eine rechte Schule für das Amt werde, und daß darum neben der streng wissenschaftlichen Arbeit auch die praktische Tätigkeit nicht vergessen werde. Darum legte er besonderes Gewicht auf die Predigtkritiken. Mit wenigen, knappen, schlagenden Worten wußte er die Fehler einer Predigt aufzudecken, zuweilen wohl etwas unbarmherzig. Er setzte, wie einer sagte, an dem Lehrling aus, daß er kein Meister ist. Er zeigte vor allem, wie die Predigt besser hätte angelegt werden sollen. Bei dem einen tadelte er z. B., daß alles zu sehr in einem Tenor fortginge ohne rechte Verteilung von Licht und Schatten, ohne Hervorhebung der Gedankengruppen. So sehr er auf gute Textbenützung drang, ja eine Verwendung des ganzen Textes forderte, ebensoviel Gewicht legte er auf einen guten Aufbau. „Holz und Steine sind gut, aber der Aufbau ist mangelhaft," lautete einmal eine Predigtkritik von ihm. „Sie müssen immer einen ganz bestimmten Zweck bei Ihrer Predigt haben," das war das Thema, das er stets neu ausführte. „Etwas ganz Bestimmtes müssen sie wollen, sonst predigen sie schlecht."

„Alle Studien im Predigerseminar müssen eine praktische Spitze haben. Diese braucht freilich nicht immer hervorzutreten, aber es darf nie vergessen werden, daß der Zweck aller Arbeiten die Vorbereitung für den praktischen Beruf ist. Damit soll nicht etwa einem unwissenschaftlichen Praktizismus das Wort geredet werden, vielmehr sollen die Kandidaten gerade lernen, wie sich eine gesegnete und fruchtbare Praxis auf echt wissenschaftlicher Grundlage erbaut. — Der praktischen Arbeiten dürfen nicht zu viel sein. Der Zweck ist ja nicht, daß der Kandidat eine gewisse Routine gewinne (die hielt U. für sehr gefährlich) sondern er soll lernen, eine solche Arbeit mit voller Hingebung und Aufbietung aller seiner Kräfte zu tun. Sodann dürfen diese Leistungen nie den Charakter bloßer Übungen haben, sondern müssen

Digitized by Google

wirkliche Handlungen in der Gemeinde und für die Gemeinde sein." Schwere Bedenken hatte er gegen die Hausbesuche der Kandidaten zur Seelsorge, wie sie im Berliner Domkandidatenstift gebräuchlich sind. „Seelsorge zur Übung ist in meinen Augen ein innerer Widerspruch. Seelsorge läßt sich nur im Amte treiben und deshalb auch nur im Amte lernen."

Die Heranbildung tüchtiger Pastoren für das Amt beschäftigte ihn viel. Er war Vorsitzender einer Abteilung für die erste theologische Prüfung und lernte hier bereits die Studierenden kennen. Auf das Examen bereitete er sich kaum vor — höchstens daß er dieses oder jenes Buch nocheinmal rasch durchlas —, wenn der Examinierte auf dem einen Gebiete nicht beschlagen war, konnte er sofort auf ein anderes übergehen, um ihm Gelegenheit zu geben, seine Kenntnisse zu zeigen; wenn es gar nicht gehen wollte, ließ er sich auch wohl von dem Kandidaten sagen, was er denn besonders studiert habe, um ihn dann darin zu prüfen. Er war eben auf allen Gebieten der Theologie zu Hause und darum ein sehr beliebter Examinator. „Sein Examinieren," so schreibt ein Professor, der oft in einer Abteilung mitprüfte, „war immer ein Genuß für den Zuhörer. Schalkhaft sagte er manchmal nach den Katechesen: ‚Sie haben examiniert, statt katechisiert,' lächelte dann aber, wenn einer von uns sagte: ‚Und nicht wahr, Herr Abt, wir katechisieren dann beim Examen?'" Beim Examen suchte er sich schon die Hospites für Loccum aus. Zu einem der Kandidaten sagte er einmal: „Sie sind eine ästhetische Natur. Melden Sie sich nach Loccum; — wir haben Interesse daran, daß dort jede Art vertreten ist; das belebt und fördert." Nur Leute mit gutem Examen wurden in Loccum aufgenommen. Einmal schien ihm eine gewisse Gleichmäßigkeit der Begabung und der Leistungen unumgänglich nötig zu einem fruchtbaren Zusammenarbeiten, und dann hielt er es für ersprießlich, gerade die Tüchtigsten noch besonders auszubilden. Davon habe die gesamte Kirche mehr als wenn nur ein Mittelschlag herangezogen werde. Für die weniger guten müßte auf andere Weise gesorgt werden, sie für das praktische Amt recht vorzubereiten. Diese praktische Ausbildung könne die Universität nicht geben, dürfe es auch nicht, um ihre eigentliche Aufgabe, die gediegene Pflege der Wissenschaft, nicht zu versäumen. Hier müsse die Kirche eintreten und ihre Maßregeln treffen.

Er wünschte aber nicht, daß die Kandidaten sofort von der Universität ins Hospiz einträten, es sollte erst ein freies Jahr, am besten als Hauslehrer zugebracht, dazwischenliegen. „Wir haben nicht immer, aber doch öfters, die Erfahrung gemacht, daß sonst noch oft zu stark burschikoses Wesen in den Menschen sitzt und das taugt für

Digitized by Google

die Zeit nichts mehr." Über den Militärdienst der Theologen äußerte er sich: „Ich möchte am liebsten, daß sie, wenn sie dienen, sofort nach der Gymnasialzeit dienen; dienen sie erst als Kandidaten, so geht nur zu leicht ein gewisser Hauch, den das Studium doch bringen soll, wieder verloren und die militärische, etwas rauhe Art und Weise im Ton und Auftreten bleibt zu leicht hängen, wenigstens für den Anfang des geistlichen Amtes, und das ist unschön, schadet auch leicht dem Betreffenden im ersten Urteil der Gemeinde."

Neben der Leitung des Predigerseminars in Loccum lag ihm auch die Fürsorge für das in Hannover ob. Dieses war ebenfalls von Abt Salfeld mit Oberkonsistorialrat Sextro zusammen 1816 gegründet, eine ziemlich unvollkommene Einrichtung, aus der dann durch Uhlhorns Fürsorge das zweite große Predigerseminar in Erichsburg erwachsen ist. Auch das Kooperatoreninstitut war ihm unterstellt. Das sind junge Geistliche, die zur Aushilfe für kranke oder schwache Pastoren geschickt werden. Über ihre Arbeit hatten sie dem Kurator regelmäßig Bericht zu erstatten und seine Bemerkungen und Anweisungen zu beachten. Sie führten in Hannover den Namen: „Des Abtes fliegende Garde." Den Wert der Kooperatorenzeit schlug Uhlhorn hoch an. „Nicht jeder eignet sich dazu; es gehört zum Kooperator ein gewisses Maß Elastizität, die Fähigkeit, sich schnell in neue Verhältnisse einzuleben, heute hier, morgen da." Daß er selbst nicht Kooperator gewesen sei, habe er immer sehr bedauert. Wie eingehend er sich aber um die einzelnen Kooperatoren kümmerte, geht aus folgenden Schreiben an einen derselben, der erst in E. am Solling, dann in M. in der Heide war, hervor:

„Ihren ersten Kooperatoren-Bericht habe ich erhalten und daraus mit Befriedigung ersehen, daß Sie mit Freudigkeit und frischem Mut in die Arbeit eingetreten sind. Daß es gerade in der Weihnachts-Festzeit war, hatte ja sein Schweres, aber auch sein Schönes. Es ist doch gut, in einer solchen Zeit gleich zu sehen, was man kann und noch mehr, die Erfahrung zu machen, daß man auch von der Festzeit getragen wird und daß der Herr bei redlichem Willen hilft und man mehr kann, als man gedacht hat.

„Daß es Ihnen bei der ungewohnten Häufung der Arbeit*) nicht gleich möglich war, in die Gemeinden zu kommen, verstehe ich, habe aber auch gern vernommen, daß Sie gleich nach Schluß der Festzeit damit einen Anfang gemacht haben. Nicht dringlich genug kann ich anraten, in den Besuchen der Gemeindeglieder, namentlich der Kranken

*) Der betreffende Kooperator hatte in 14 Tagen 16 Predigten zu halten (in zwei Kirchen).

Digitized by Google

recht treu zu sein. Am Krankenbette ist die hohe Schule für den angehenden Pastor. Da lernt man, was man auf keiner Universität und in keinem Predigerseminar lernen kann, und macht unmittelbar die Erfahrung, daß das Evangelium eine Gotteskraft ist zur Seligkeit. Durch nichts gewinnt man auch sicherer das Vertrauen der Gemeinden, daß die Herzen sich dem Seelsorger aufschließen und es so möglich wird, auch an die Herzen mit dem Wort heranzukommen. Sie können ja auch auf die seelsorgerlichen Besuche um so mehr Kraft und Zeit verwenden, als Ihnen manches Stück der pfarramtlichen Arbeit noch durch den eigentlichen Pastor der Gemeinde abgenommen ist.

„In Ihrem nächsten Bericht möchte ich gern Genaueres darüber hören, wie Sie bei der Vorbereitung auf die Predigt verfahren, die ja gerade unter den Verhältnissen der dortigen Gemeinde das Hauptstück Ihrer Arbeit bildet.

„Von Herzen wünsche ich, daß Ihnen Gott weiter Kraft und Freudigkeit gebe und Ihnen die Lehrzeit der Kooperatur — denn eine Lehrzeit soll sie ja doch sein — zu einer reich gesegneten für Ihr künftiges Amtsleben werden lassen möge." — —

„Ihren Bericht vom 13. v. Mts. habe ich mit Interesse gelesen, namentlich auch, was Sie über die dortigen Gemeinde-Verhältnisse schreiben. Es gehört das auch zum Segen der Kooperatorenzeit, daß darin Gelegenheit geboten ist, die Verhältnisse verschiedener Gemeinden kennen zu lernen. Durch Vergleichung schärft sich das Auge dafür und lernt man auch den Gründen der zu Tage tretenden Mängel nachgehen und die Mittel zu finden zu ihrer Abstellung. Freilich tiefer gehende Veränderungen vorzunehmen, Neues anzufangen, ist ja nicht Sache des nur zeitweilig in der Gemeinde arbeitenden Kooperators. Aber wenn dann die Zeit kommt, in der Sie eine eigene Gemeinde dauernd zu versorgen haben, dann werden Ihnen die Beobachtungen und Erfahrungen, die Sie früher gemacht haben, zu gute kommen.

„Mit dem, was Sie über Ihre Vorbereitung für die Predigten schreiben, bin ich im allgemeinen einverstanden, namentlich ist mir lieb zu hören, daß Sie früh damit anfangen. Fragen möchte ich nur, ob es nicht besser wäre, mit dem Durcharbeiten der Perikopen nach dem Urtext mit Kommentar schon früher, Sonntag Abend oder Montag Morgen zu beginnen. Über das Memorieren schreiben Sie nichts. Wird es Ihnen schwer, so rate ich dahin zu streben, die Ausarbeitung der Predigt schon früher, etwa Donnerstag anzusetzen. Gute sichere Memorie ist die Grundlage für ein gutes Halten der Predigt.

„Bei den Fastenpredigten muß das Hauptstreben dahin gerichtet sein, die Geschichte des Leidens unsers Herrn zu predigen, denn

Digitized by Google

das ist die Aufgabe dieser Predigten, diese Geschichte sonder Gleichen, auf der unsere Seligkeit ruht, der Gemeinde lebendig und anschaulich vor die Augen zu stellen, vor der Gemeinde, möchte ich sagen, lebendig werden zu lassen.

„Daß Sie sich Materialsammlungen für die Predigt angelegt haben, ist ganz gut. Nur müssen sie vorsichtig benutzt werden. Geschichten in der Predigt zu erzählen, ist ja für die Gemeinde ganz interessant, kann aber auch leicht Schaden stiften, wenn diese Geschichten, statt das Gotteswort zu illustrieren, die Gedanken von ihm abziehen und zerstreuen. Das Wort Gottes und seine Auslegung bleibt die Hauptsache. Denn das Wort Gottes muß es tun, nicht unser Wort." —

„Heute will ich es mit einem kurzen Wort der Ermutigung bewenden lassen. Werden Sie nicht ungeduldig; die Zeit wird kommen, die Ihnen eine selbständige Stellung bringt. Suchen Sie die Zeit auszunützen, um für die Zukunft zu lernen, dann wird die Frucht um so reicher sein. Nehmen Sie dankbar hin, was Ihre dortige Stellung Ihnen an erfreulichen Erfahrungen bietet, und danken Sie auch dafür, daß es Manches zu tragen gibt. Gehört doch zur Ausbildung eines Dieners Christi auch die tentatio." —

„Die Klagen, die ich aus Ihrem Bericht heraushöre, daß die Frucht der Arbeit an der Jugend, namentlich im Konfirmandenunterricht, so leicht wieder verloren geht, ist ja eine, die oft laut wird, aber die Frage, die Sie aufwerfen, was sich tun läßt, um auch auf die Konfirmierten noch weiter Einfluß zu gewinnen, ist sehr schwer zu beantworten. Eigentliche Jünglingsvereine sind für ländliche Gemeinden doch nach manchen Erfahrungen von zweifelhaftem Werte. Jedenfalls taten Sie, glaube ich, recht, wenn Sie die Bildung und Leitung eines solchen ablehnten. Dazu kann man nur in der eigenen Gemeinde schreiten, nicht in einer, der man nur vorübergehend dient. Sollte jedoch, was Sie andeuten, die Bildung eines solchen Vereins von anderer Seite versucht werden, dann wäre doch zu erwägen, ob es nicht doch Ihre Pflicht ist, sich der Sache anzunehmen und zu verhüten, daß sie nicht falsche, wohl gar separatistische Bahnen einschlägt.

„Daß Sie sich nach einer eigenen Pfarre sehnen, verstehe ich ja wohl, aber ich bitte Sie herzlich, sich dadurch die Arbeitsfreudigkeit nicht rauben zu lassen. Zu Seiner Zeit wird Ihnen Gott schon geben, was Ihr Herz wünscht." — —

Bis zum Jahre 1881 hatte Uhlhorn noch die Ämter des Schloßpredigers und Superintendenten versehen und so die Last einer fast mehr als dreifachen Arbeit eines Mannes getragen. Im Anfang dieses Jahres schied er aus diesen Ämtern aus, mit schwerem Herzen,

Digitized by Google

denn er hing mit ganzer Seele gerade an diesem Felde der Tätigkeit, auf dem ihm soviel Frucht beschieden gewesen war. Er hat sich später wohl zuweilen mit dem Gedanken gequält, ob er recht getan habe, die Abtsstelle anzunehmen und die Arbeit an der besseren kirchlichen Versorgung Hannovers aufzugeben, zumal bald nach seinem Rücktritt ein Stillstand in Kirchenbauten eintrat und Hannover den Vorzug, die mit Kirchen am besten versorgte Großstadt Deutschlands zu sein, wieder verlor. 1881—86 wurden in Hannover nur drei neue Kirchen gebaut (Apostel-, Dreifaltigkeits- und Pauluskirche), die Uhlhorn noch als Superintendent begonnen hatte, aber es wurde keine neue angefangen, ebenso wurde 1887—92 keine einzige neu gebaut; erst dann kam es wieder zu einer, der Lutherkirche, deren Gründung auf das Lutherjahr 1883 zurückgeht und auch durch Uhlhorn veranlaßt ist.

Im häuslichen Leben boten ihm diese Jahre viel des Glückes. Seine beiden ältesten Töchter waren mit Pastoren verheiratet und eine Schar munterer Enkel waren die Freude der Großeltern und erfüllten oft die großen Räume des Loccumer Hofes in Hannover mit neuem Leben. Die beiden ältesten Söhne studierten Theologie, eine Tochter und ein Sohn waren noch im Elternhaus. Uhlhorn selbst stand in der Fülle der Kraft und des rüstigen Schaffens, voll befriedigt von seiner Tätigkeit. Hatte er früher sich oft das Leben eines Professors gewünscht, jetzt hatte er ähnliches und doch noch mehr. Dankbar hat er oft bekannt, wie der stete Verkehr mit der Jugend, die enge Berührung mit dem Nachwuchs der Geistlichkeit neben dem Studium, das er in Loccum besonders ungestört treiben konnte, geistig frisch und lebendig erhalten habe. Besonders wichtig war ihm, daß er durch das Hospiz in Loccum auch in fortwährender Berührung mit der Entwickelung der Theologie blieb, denn die theologischen Streitfragen der Zeit wurden innerhalb der stillen Klostermauern lebhaft besprochen und es fehlte nie an harten Kämpfen zwischen den Vertretern der verschiedenen dogmatischen Richtungen.

Es waren die Jahre, wo die Theologie Ritschls die Gemüter bewegte und das bis tief in die Kreise der Laien hinein. Ritschl war seiner Zeit nicht ohne Uhlhorns Zutun nach Göttingen gekommen. Sein Einfluß auf die Studenten und auf die Entwickelung der theologischen Wissenschaft ist ungemein groß gewesen. Er war unbestritten einer der hervorragendsten Theologen, der erste Dogmatiker seit Schleiermacher, der erreicht hatte, was dieser nicht besessen, eine Schar eifriger Jünger auf allen Universitäten heranzuziehen. Wegen seiner theologischen Ansichten entstand zwischen der Leipziger Fakultät und ihm eine scharfe wissenschaftliche Fehde, die bald auch

Digitized by Google

weitere Kreise erregte. Uhlhorn, der von früher her eng mit Ritschl befreundet war, stand in mancher Hinsicht mit ihm auf einem Boden. Er hat wohl geäußert, daß er in vielen Stücken zu ihm neige, seine Theologie habe für einen scharfen Verstand etwas ungemein Anziehendes; besonders sympathisch war ihm die Ablehnung der philosophisch-theologischen Spekulation, die Betonung der Bedeutung der Gemeinde, das Hervorheben der lutherischen Gedanken über den Beruf und der Kampf gegen den Pietismus. Bezeichnend sind in dieser letzteren Beziehung die Worte, die er an Ritschl schrieb, als dieser ihm 1885 seine „Geschichte des Pietismus" übersandte: „In besonderem Anlaß habe ich mich in diesem Winter mit der katholisch-sozialistischen Literatur beschäftigt und von neuem beides gesehen, welche Gefahr hier liegt und daß die römische Kirche ganz unfähig ist, die sittliche Kraft darzubieten, welche unser Volk für seine sozialen Aufgaben bedarf. Die hat nur die lutherische Kirche; diese aber nur, wenn sie den Pietismus gründlich und in richtiger Weise überwindet. Das kann sie aber nur, wenn sie ihn versteht und seine Entstehung und Einwirkung auf ihr Leben durchschaut. Daß Ihr Buch dazu ein sehr wesentliches mithilft, das ist die Bedeutung, die ich ihm beilege für unsere Gegenwart und die künftigen Arbeiten und Kämpfe unserer Kirche. Wenigstens hat sich für mich diese Kombination ergeben und dadurch das Buch und seine Lektüre um so mehr Wert gewonnen." Er machte auch die Erfahrung, daß die von Ritschl beeinflußten Theologen fast durchweg wissenschaftlich strebsam und voll Eifers waren, so daß er von ihnen die besten Früchte für das praktische Amt erwarten konnte. Denn er ist immer der Meinung gewesen, daß eine gediegene wissenschaftliche Ausbildung ein Haupterfordernis für einen Pastor sei, um nicht zum Handwerker und salbungsvollen Wortemacher zu werden. Nichts war ihm unlieber, als ein träges Ausruhen auf einer angelernten Orthodoxie, das sehr oft mit einer bequemen Amtsführung verbunden ist. Die Ritschlianer, sagte er wohl, kennen doch noch Probleme und quälen sich mit theologischen Fragen, sie suchen ein Verständnis für die neue Zeit und die Gedanken des modernen Menschen sich zu erarbeiten, sie wollen doch noch etwas leisten und kümmern sich eifrig um die Förderung des Gemeindelebens. Er erwartete von der Ritschlschen Theologie eine Neubelebung der Kirche, wie sie seiner Zeit von einer „neuen" Theologie, die er selbst in jungen Jahren studiert hatte, ausgegangen war. Und wenn er auch in wesentlichen Punkten — Christi Person, Sünde und Versöhnung — von Ritschl abwich, sie auch für sehr bedenklich hielt, so vertraute er, daß die jungen Theologen auch hier sich weiter entwickeln und zu

Digitized by Google

positiveren Resultaten zurückkehren würden, wie er es an sich selbst bei manchen Punkten der Lückeschen Anschauungen erlebt hatte. Dazu würde ihnen bei ihrem sittlichen Ernste, ihrem theologischen und praktischen Eifer schon das Amt ganz von selbst helfen. Und er knüpfte seine Hoffnungen hier auch daran, daß Ritschl seine Schüler immer wieder auf die Bekenntnisschriften zurückführte, zu ihrem Studium wie zu dem der heil. Schrift ermahnte, ihnen also selbst das Mittel zu einer Korrektur seiner Dogmatik an die Hand gab. Uhlhorn hat schon sehr früh ausgesprochen, daß nach seiner Meinung die Ritschlsche Schule bald auseinandergehen werde. Ein Teil werde über den Meister hinausgehen und radikal werden, der andere zur Orthodoxie zurückkehren, aber bereichert durch wichtige, von der Orthodoxie oft genug vergessene, genuin lutherische Gedanken. Darum hielt er es für das Richtigste, erst einmal eine abwartende Stellung einzunehmen, nicht gleich Ritschl zu verdammen und damit vielleicht Schaden anzurichten. Er trat den jungen Ritschlianern deshalb auch mit großer Milde entgegen und suchte sie durch manche Schwierigkeiten und Bedenken hindurchzuführen. Als z. B. einmal ein Kandidat Bedenken trug, die amtliche Verpflichtung als Pastor zu übernehmen, weil er nicht in allem mit den Bekenntnissen übereinstimme, urteilte er: „Ich halte diese Bedenken für unbegründet. Er ist ein durch und durch ehrlicher Mensch und ich würde, obwohl ich genau weiß, wie er steht, kein Bedenken haben, ihm die Verpflichtung abzunehmen.“ Nur verlangte er in solchen Fällen, daß eine Bestreitung der Kirchenlehre im Amte durchaus vermieden werde, und er ermahnte, mit aller Treue weiter zu studieren und mit voller Ehrlichkeit der Kirche zu dienen.

In der Landessynode vom Jahre 1881 griff Pastor Frank die Ritschlsche Schule, die auf der Landesuniversität herrschte, an, weil sie in wesentlichen Punkten vom Bekenntnis abweiche und an den Grundlagen des Glaubens rüttele. Er wünschte eine beruhigende Erklärung des Landeskonsistoriums, was zur Abhilfe dieses viele beschwerenden Notstandes geschehen könne. Uhlhorn erklärte demgegenüber zunächst, daß dem Landeskonsistorium kein Einfluß auf die Besetzung und Lehrweise der Göttinger Fakultät zustehe; hinsichtlich der Frage, ob ein solcher Einfluß der Organe der Landeskirche wünschenswert sei, müsse, ohne die Bedeutung desselben zu verkennen, doch bedacht werden, daß durch einen direkten Einfluß der Kirche die theologischen Fakultäten, deren Bedeutung für die lutherische Kirche zu würdigen sei, folgerichtig aus den Universitäten hinausgedrängt und in Seminare verwandelt würden. Indem er Ritschl wegen eines Punktes (Frank hatte behauptet, er lehre die Unbekehrbarkeit

Digitized by Google

gewisser Völker) in Schutz nahm, stellte er fest, daß bei der ersten theologischen Prüfung, in welcher eine Berührung zwischen dem Landeskonsistorium und der Fakultät stattfinde, von seiten der Vertreter der Fakultät nie etwas gegen Bekenntnis oder Ordnung der Kirche Verstoßendes laut geworden sei. In dem weiteren Verlauf der Verhandlungen bestritt er der Synode das Recht, ein Urteil über bestimmte Professoren zu fällen. Nicht als ob er nicht die Synode für kompetent hielte, das lutherische Bekenntnis zu bewahren und zu pflegen; aber in diesem Falle müßte man die Macht haben, die Professoren zu citieren, zu hören und zu verurteilen. So stehe es zu seiner Freude nicht. Die lutherische Kirche bedürfe ebenso der freien Wissenschaft, wie des festen Bekenntnisses. Allerdings wünschte er, daß in die Göttinger Fakultät, die lutherisch und auf die lutherischen Bekenntnisse verpflichtet sei, nur Männer berufen würden, die in ihrer Lehre das Bekenntnis der lutherischen Kirche voll und ganz zur Geltung brächten und geeignet wären, die künftigen Diener der Landeskirche für ihr Amt tüchtig zu machen und daß dazu das Landeskonsistorium auch mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln pflichtmäßig mitwirke, aber darüber wollte er nicht hinausgehen. Als die Forderung einer unmittelbaren und entscheidenden Mitwirkung der Kirche später in den Hammerstein-Stöckerschen Anträgen wieder auftauchten, war er wieder entschieden dagegen. Er sagte, wenn die Kirche — d. h. das Landeskonsistorium mit dem Synodalausschuß vielleicht zusammen — das Recht haben soll, bei der Berufung der Professoren so mitzuwirken, daß ihre Entscheidung maßgebenden Einfluß hat — wenn die Regierung an den Wunsch der Kirche nicht gebunden wäre, so hätte die Sache für die Kirche ja überhaupt keinen Wert —, so müßte sie auch das Recht haben, die Entlassung solcher Professoren zu fordern, die ihre Meinung änderten und später noch vom Bekenntnis abwichen. Die Folge davon würde sein, daß die theologischen Fakultäten sehr bald aus dem Lehrkörper der Universität herausgedrängt und zu Priesterseminaren herabgedrückt würden zum Schaden der allgemeinen wissenschaftlichen Ausbildung der Theologen, die nur auf der Universität möglich sei. Die Kirche aber würde überhaupt von der Entwickelung des geistigen Lebens abgeschnitten und ihren Einfluß auf die Zeitgenossen völlig verlieren. Sodann hob er hervor, daß doch seiner Zeit das neue kirchliche Leben gerade von den Universitäten her einen kräftigen Antrieb empfangen habe, von Professoren, die ohne Mitwirkung der Kirchenbehörden, ja gerade im Gegensatz zu ihr berufen wären. Wenn z. B. das rationalistische Kirchenregiment das Recht gehabt hätte, hier bestimmenden Einfluß zu üben, so würde kein

Digitized by Google

gläubiger Theologe Professor geworden sein. Er stimmte in der Landessynode von 1881 gegen den Kommissionsantrag: „Im Hinblick auf die offenkundige Tatsache, daß auf den Lehrstühlen der theologischen Fakultäten eine Wissenschaft, welche im Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche steht und dasselbe voll und ganz zur Geltung bringt, zu wenig Vertreter findet, wird die Kirchenregierung ersucht, dahin wirken zu wollen, daß die Königliche Staatsregierung bei der Besetzung der theologischen Lehrstühle in den theologischen Fakultäten, vornehmlich unserer Landesuniversität Göttingen, ihr vorzügliches Augenmerk darauf wolle gerichtet halten, daß es nie an einer ausreichenden Zahl von Professoren der verschiedenen theologischen Disziplinen fehle, die in ihrer Lehre das Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche voll und ganz zur Geltung bringen und geeignet sind, die künftigen Diener unserer Kirche für ihr Amt tüchtig zu machen." Seinen Widerspruch begründete er mit den Worten: „Weil ich auch nicht einmal den Schein auf mich laden möchte, als ob ich mit den über die Göttinger Fakultät laut gewordenen Urteilen übereinstimmte, sodann weil ich dafür halten muß, daß sämtliche Mitglieder der theologischen Fakultät in Göttingen auf das Bekenntnis der lutherischen Kirche verpflichtet sind. Dabei bleibt die in ihrem Berufe als Professoren liegende Lehrfreiheit bestehen, wie ich diese auch früher geltend gemacht habe. Aber so, als Professoren, haben sie auch alle das Bekenntnis der lutherischen Kirche zur Geltung zu bringen."

Digitized by Google

14. Kapitel.

Mancherlei Arbeiten und Bestrebungen. Das Gesangbuch der Hannoverschen Landeskirche. Tod Lichtenbergs. Präsident Mejer. Umgestaltung der Konsistorien. Die christliche Liebestätigkeit. Arbeit in der Innern Mission. Henriettenstift. Magdalenensache. Frauenheim. Stephansstift. Instruktionskursus für Innere Mission. Sonntagsruhe. Seemannsmission. Diaspora. 1881—1886.

Die seit 1866 einheitliche Hannoversche Landeskirche hatte nicht weniger als neunzehn verschiedene Gesangbücher in Gebrauch, darunter zum Teil sehr mangelhafte. Während Hannover und Ostfriesland mit ihren Gesangbüchern zufrieden sein konnten, im Hildesheimschen und Lüneburgischen von einer Gesangbuchsnot nicht die Rede war, war im Osnabrückschen das völlig unbrauchbare Land-Gesangbuch, in Bremen-Verden ein ebenso schlechtes zu finden. Diese Übelstände wurden mit der Zeit immer drückender empfunden und das Verlangen nach einem gemeinsamen Gesangbuch immer stärker. Uhlhorn hatte erst Bedenken, in dieser Sache vorzugehen, die Spuren des Katechismuskampfes schreckten, und noch auf der Landessynode von 1875, auf der über einen neuen Abdruck des Harzgesangbuches verhandelt wurde, sprach er sich dahin aus, daß das Zustandekommen eines gemeinsamen Gesangbuches noch in weiter Ferne liege. Die Synode aber beschloß, daß eine Kommission niedergesetzt werde, um die Frage zu beraten, „auf welche Weise dem Übelstande abzuhelfen sein möchte, daß in einzelnen Teilen der Landeskirche ungenügende Gesangbücher in Gebrauch sind, und wie eine größere Übereinstimmung in Auswahl und Text der Gesänge erreicht werden könnte". Die Kommission war durch eine Denkschrift Uhlhorns über den Charakter und Wert, wie über die Geltungsgebiete der in der Landeskirche gebrauchten Gesangbücher unterrichtet, als sie zusammentrat. Nach zweitägiger Beratung, in welcher alle Möglichkeiten und Wege, wie dem von der Landessynode bezeichneten zwiefachen Übelstande abzuhelfen sei, erwogen wurden, kam sie zu dem Ergebnis, daß beide Zwecke gleichmäßig und erfolgreich nur durch ein gemeinsames neues Gesangbuch für die Landeskirche zu erreichen sei. Eine Subkommission (Uhlhorn, Direktor Ebeling,

Digitized by Google

Pastor Wendebourg und Dieckmann) wurde mit der Ausarbeitung des Gesangbuches beauftragt. Es war eine unendlich mühsame Arbeit. Zunächst stellte Pastor Wendebourg mit hingebendem Fleiße und außerordentlicher Sachkenntnis von Mai 1878 bis Februar 1879 ein Verzeichnis der aufzunehmenden Lieder auf. Unter gründlicher Beratung der Gesamt-Kommission wurde dieses Verzeichnis revidiert, dann wurden Direktor Ebeling und Pastor Wendebourg mit der Redaktion der Lieder beauftragt. Vom 26. Oktober an den größten Teil des Winters hindurch reiste Wendebourg von Lewe-Liebenburg wöchentlich nach Celle, wo von Montag bis Donnerstag oder Freitag beraten wurde. Schon im Mai 1880 konnte die Kommission über das Werk Beschluß fassen, und durch Ausschreiben des Landeskonsistoriums vom 5. Juni 1880 wurde es den Bezirkssynoden zur Begutachtung vorgelegt. Man macht sich kaum einen Begriff davon, welche Arbeit das Werk bis hierher gekostet hatte, wieviel Gutachten gefertigt, wieviel Briefe geschrieben sind. Mit peinlichster Sorgfalt wurde Wort für Wort festgestellt, die ältesten Drucke herangezogen, um den Originaltext zu finden, und die Fassung der Lieder in andern deutschen Gesangbüchern verglichen, dann wieder beraten, was zu ändern, was zu lassen sei u. s. w.

Auf mancher Bezirkssynode hat dann Uhlhorn den Gesangbuchsentwurf vertreten. Was die Synoden bezüglich der Auswahl, Fassung und Ordnung der Lieder gewünscht, wurde von der Kommission eingehend beraten und nach Möglichkeit berücksichtigt. Es war ein „labyrintischer Wirrwarr der verschiedenartigsten, sich oft widersprechendsten Meinungen und Wünschen", dazu kam eine Flut gedruckter und auch handschriftlicher Äußerungen über den Entwurf. Bedenklich wurden heftige Angriffe von liberaler Seite, vor allem eine Schrift des Schulinspektors Backhaus, eines Mitgliedes der Kommission, der 1880 von der Mitarbeit an dem Gesangbuch zurücktrat. Die Schrift, von Leimbach scharf kritisiert, war voll unhaltbarer Behauptungen, die von sehr wenig Verständnis zeugten (z. B. sollte nach ihr der Prüfstein für die Richtigkeit eines poetischen Bildes der sein, ob man sich dieses Bild gemalt vorstellen könne!); ihr aufreizender Ton war geeignet, weite Kreise gegen das Gesangbuch einzunehmen. Im Herbste 1879 war schon der Provinzial-Schulrat Spieker aus der Kommission ausgeschieden, weil ein von ihm vorgeschlagenes Lied nicht aufgenommen wurde.*) Damit drohte die Gefahr, daß die

*) Es handelte sich um das Lied: „Vater, kröne du mit Segen unsern König" u. s. w., das die Kommission wegen seiner poetischen Wertlosigkeit und wegen des beständig wiederkehrenden, falschen und unerträglichen Reimes:

Digitized by Google

Schulbehörde dem neuen Gesangbuch Schwierigkeiten machen werde, zumal Spieker sich fortreißen ließ, in seiner Zeitschrift „Haus und Schule“ die Kommission politischer Motive bei der Auswahl der Lieder zu bezichtigen.

Auch in der Landessynode kamen noch kritische Augenblicke, wo das fast vollendete Werk zu scheitern drohte. Von der orthodoxen Seite wurde die Beibehaltung von Originalausdrücken in einigen Liedern gefordert, welche der linken Seite nach ihrer Erklärung das ganze Gesangbuch unannehmbar machte, so z. B. das Wort „Scheusal“ in dem Liede: Mein Schöpfer steh mir bei. Ebenso erhob sich über die Strophe: „Und steur des Papst's und Türken Mord“ eine heftige Debatte und auch über einige neu aufzunehmende Lieder. Schließlich einigte man sich, man gab die bestrittenen Worte auf, bewilligte selbst dem liberalen Pastor Pfaff ein von diesem lebhaft gewünschtes Lied*) und nahm in der Schlußabstimmung den ganzen Gesangbuchsentwurf mit den beschlossenen Änderungen einstimmig an.

Und noch ein Sturm erhob sich, der das Gesangbuch gefährdete. Das Landeskonsistorium hatte von vornherein bestimmt erklärt, daß bei der Einführung des Gesangbuches jeder unmittelbare oder mittelbare Zwang ausgeschlossen bleiben müsse und daran auch unerschütterlich festgehalten, als auf der Synode von einzelnen eine obligatorische Einführung gefordert wurde. Die Erfahrungen des Katechismuskampfes warnten vor einem solchen Vorgehen. Dabei war aber von vorneherein als Ziel hingestellt, daß das neue Gesangbuch nicht ein zwanzigstes neben neunzehn andern, sondern das einheitliche Gesangbuch der Hannoverschen Landeskirche sein und werden sollte. Der Gesetzesentwurf bestimmte, daß der Kirchenvorstand die Einführung des neuen Gesangbuchs zu beschließen habe; bei Widerspruch von mindestens ein Zehntel der stimmberechtigten Gemeindeglieder sollte die Bezirksynode entscheiden, ob dem Widerspruche stattzugeben sei. In der Synode wurde eine Änderung des Entwurfes dahin beantragt, daß bei solchem Widerspruch die Kirchengemeinde selbst durch Abstimmung entscheiden solle. Uhlhorn erklärte sich entschieden dagegen: „Die Gemeinden zur Rekursinstanz zu machen, sei ohne jede Analogie. Die Kirchengemeinde könne nicht Beschlüsse des Kirchenvorstandes aufheben. Damit werde unsere bisherige Ordnung, wonach der Kirchenvorstand die Gemeinde vertrete, durchbrochen und die Gemeinde über den Kirchen-

„Sei du dem Gesalbten gnädig, segne, segne unsern König“ ablehnte und dafür das Lied von Grüneisen „Am Geburtstage des Landesherren“ nahm.

*) „Meine Lebenszeit verstreicht“ von Gellert, mit dem schönen Verse: „Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst gelebt zu haben.“

Digitized by Google

vorstand gestellt. Der Gemeinde solche Befugnisse zuzuweisen, sei ein verderblicher Weg. Alle Vorschläge in dieser Richtung kämen zuletzt darauf hinaus, daß ein Teil der Gemeinde vergewaltigt werde. Wenn eine einzige Stimme fehle, so majorisiere die eine Hälfte die andere. Das führe nicht zum Segen und Frieden der Gemeinde. Man habe einen Weg gesucht, auf dem die Sache nicht mechanisch, sondern lebendig abgemacht werde von einem Organ, das die Verhältnisse kenne, das sagen könne: Das eine Zehntel, das Widerspruch erhoben hat, muß aus triftigen Gründen respektiert werden. Die Synode habe nicht zu entscheiden, ob das Gesangbuch angemessen sei, oder ob es dem Bekenntnis entspreche, auch nicht ob der Wille der Kirchengemeinde die Einführung verlange, sondern ob die Gemeinde nach dem Stande der religiösen Erkenntnis und des christlichen Lebens dies Gesangbuch jetzt mit Segen gebrauchen könne, oder ob man mit der Einführung noch warten müsse. Das könne keine Instanz so gut bestimmen, wie die Bezirkssynoden. Er kenne keinen bessern Weg, um auch die Minorität zu Worte kommen zu lassen." Die Synode stimmte diesen Ausführungen zu und nahm dann das ganze Gesetz, in den Hauptpunkten mit der Vorlage übereinstimmend, mit allen gegen zwei Stimmen an. „Der neue Sturm, der das Gesangbuch und die ganze kirchliche Organisation aus den Angeln heben wollte, war ohne jeden Erfolg geblieben," erklärte Lichtenberg am Schluß der Verhandlungen und versicherte, daß die einstimmige Annahme des Gesangbuches durch die Landessynode einer der glücklichsten Augenblicke seines amtlichen Lebens gewesen sei.

Es war das letzte Mal, daß er an der Landessynode teilnahm, schon im Jahre 1883 starb er, von der ganzen Landeskirche schmerzlich betrauert, der erste Präsident des Landeskonsistoriums, „der die bis dahin verfassungsmäßig nicht vorhanden gewesene Einheit der lutherischen Landeskirche der Provinz auf dem Wege der Verwaltung einzuführen und dann an ihrer Fortentwickelung mitzuwirken hatte. Er hat an dieser Aufgabe, für die er durch seinen frühern Lebensgang in besonderm Maße vorbereitet war, gearbeitet in echter Liebe zu seiner Kirche, mit voller Hingebung seiner hervorragenden Kraft, in reinster Gesinnung. Sein Name ist in die Geschichte unserer evangelisch-lutherischen Landeskirche für immer verwoben und wird ihrem Danke unvergessen sein."*) Tatkräftig hatte er auch auf dem Gebiete der innern Mission mitgearbeitet — er war Präsident des Evangelischen Vereins und verstand es vortrefflich, durch seine Persönlichkeit die Verbindung zwischen der freien Liebestätigkeit und der kirchlichen Be-

*) Aus dem Schreiben des Landeskonsistoriums an die Landessynode, 1887.

Digitized by Google

hörde zum Segen beider herzustellen. Uhlhorn hat seinen Verlust tief empfunden; jetzt war er der letzte von denen, die die ersten Mitglieder der obersten Kirchenbehörde gewesen waren. An Lichtenbergs Stelle wurde vom Landesherrn der Professor, Geheime Justizrat Mejer aus Göttingen ernannt. Nicht ohne Sorgen hat Uhlhorn damals dem neuen Präsidenten entgegengesehen, und in der Tat fehlte es in der ersten Zeit nicht an manchen Meinungsverschiedenheiten, aber Mejer verstand es, sich in die neuen Aufgaben vortrefflich einzuarbeiten und bald eine innige Vertrauensstellung nicht bloß zu den Mitgliedern des Kollegs, sondern auch zur Landeskirche selbst zu gewinnen. Bezeichnend für Mejer sind die Worte, die er beim Antritt seines Amtes sprach: „Unter den Gründen, die es ihm schwer gemacht hätten, sein jetziges Amt zu übernehmen, sei nicht der geringste, sondern der schwerste gewesen, daß er der Nachfolger eines Mannes zu werden habe, der in so ausgezeichneter Weise seines Amtes zu warten geeignet gewesen sei. Die hervorragenden Eigenschaften seines Amtsvorgängers, mit welchem er sich nicht vergleiche, seien allen zu bekannt, als daß er sie zu wiederholen brauche. Sie würden ihn bestimmt haben, sein Amt nicht anzutreten, wenn nicht die Liebe zu demselben und die Liebe zur Kirche ihn zur Annahme bewogen hätten. Wenn er auch einmal zu denen gehören werde, die Vorsitzende des Landes-Konsistoriums gewesen seien und man dann von ihm sage, daß er in diesem Stücke recht gehabt habe, so sei sein Wunsch erfüllt."

Uhlhorn selbst hat ihm in der Begräbnisrede († 24. Dezember 1893) ein schönes Denkmal gesetzt und aus vollem warmem Herzen heraus seine Person und Tätigkeit geschildert. „Mit großen Gaben ausgerüstet, mit klarem Blick für das Wesen der Dinge, mit scharfem Urteil und feinem Verständnis des geschichtlichen Werdens, mit Wahrheitsliebe und starkem Rechtssinn, dazu mit der Gabe, was er gedacht, klar wiederzugeben und in schöner Form zur Darstellung zu bringen, diese Gaben mit rastlosem Fleiß ausbildend und entfaltend, ist er einer der bedeutendsten Kirchenrechtslehrer unseres Jahrhunderts geworden. Wie viele von denen, die heute im Regimente der deutschen Landeskirchen sitzen, wie viele auch von denen, die auf deutschen Hochschulen heute das Recht lehren, haben einst als Schüler zu seinen Füßen gesessen. Neue Gebiete hat er erschlossen, alte aufs neue durchforscht, und was dem in stiller Arbeit von ihm zu Tage Geförderten erst den rechten Wert verlieh, es war nicht totes Wissen, sondern lebendiges, es war alles aufs Praktische gerichtet, fürs Leben bestimmt, bestimmt, das Rechtsleben unseres Volkes zu fördern und vor allem der Kirche des HErrn zu dienen. Denn er selbst stand dem Leben nach allen

Digitized by Google

Seiten offen, und wie seine Jugendzeit noch berührt war von einem Hauche der großen Blütezeit unseres deutschen Schrifttums, so bewahrte er sich auch bis ins Alter den Sinn für das Gute und Schöne, für die Kunst und ihre Gaben, für alles, was das Leben schmückt und ziert, mit feinem Verständnis sich dessen erfreuend.

„Als sich dann sein Leben schon dem Abend zuneigte, hat ihn Gott zu uns geführt und ihn an die Spitze der obersten Behörde unserer Landeskirche gestellt, und ihr werdet es verstehen, wenn meine Gedanken bei dieser Zeit in dankbarer Erinnerung besonders verweilen. Wie viel brachte er mit für sein verantwortungsvolles Amt, nicht bloß sein reiches Wissen, seine ausgedehnte Kenntnis des Rechts und die Gaben für Behandlung und Leitung der Geschäfte, sondern vor allem auch die große Gewissenhaftigkeit und Treue, der auch das Kleine nicht klein erschien, und eine Freundlichkeit, ein Wohlwollen, das aus seinem Herzen floß und aus seinen Augen sprach und ihm die Herzen aller gewann, die mit ihm, sei es geschäftlich sei es sonst, verkehrten. Ja, hier an seinem Sarge sei es Gott zum Dank bekannt, wir haben an ihm einen Vorgesetzten gehabt, der in echt kollegialischer Weise mit uns zusammen arbeitete, mit uns zusammen sorgte, wenn Schweres kam, mit uns zusammen sich freute, wenn etwas gelang, der es sich angelegen sein ließ, die Gemeinschaft und die Einmütigkeit des Sinnes und Geistes zu pflegen, deren eine kirchliche Behörde für ihre Arbeit sonderlich bedarf, und unsere Landeskirche hat an ihm in leitender Stellung einen Mann gehabt, der ihr Wohl auf dem Herzen trug, der nichts suchte als ihr Bestes. Denn er hatte sie lieb, die werte Magd des Herrn, die Kirche Gottes, und sonderlich unsere Hannoversche Landeskirche, an der er mit treuem Heimatsgefühl hing, er hatte sie lieb, weil er den Schatz lieb hatte, den sie birgt, Gottes Wort. Darin zu forschen war ihm Bedürfnis und Freude, und wie er selbst in dem Worte die Speise seiner Seele fand, so ist's ihm auch immer das hauptsächlichste Anliegen gewesen, dazu mitzuhelfen, daß unsere Kirche in reichem Maße mit dem Worte versorgt würde, daß ihr Diener erzogen würden, die es predigten aus Glauben im Glauben und in ihren Gemeinden viel Frucht brächten zu Gottes Ehre."

Noch bevor Mejer berufen wurde, war eine völlige Umgestaltung der Konsistorien erfolgt. Bis dahin gab es in Hannover unter der oberen Kirchenbehörde sieben Konsistorien, deren Bezirke sehr ungleich an Größe waren. Der Konsistorialbezirk Hannover umfaßte etwa $^2/_3$ des Ganzen, andere Bezirke zählten nur wenige Pfarrgemeinden. Schon 1854 hatte die hannoversche Ständeversammlung den Fortbestand der kleinen Konsistorien für unhaltbar erklärt, und

Digitized by Google

auch die Vorsynode von 1863 hatte die Notwendigkeit einer Umgestaltung zugegeben, diese nur noch nicht für zeitgemäß gehalten. Seitdem waren auch die Geschäfte der Konsistorien wesentlich vermindert durch Übergang einzelner Zweige auf andere Behörden. Am 1. April 1885 sollten auch die Schulsachen — fast die Hälfte der Arbeit — auf die neu errichteten Regierungen übergehen, so war der überkommene Zustand unhaltbar geworden, zumal der Staat auch in Hannover eine prinzipielle Regelung der Zuständigkeitsverhältnisse der staatlichen und kirchlichen Behörden wünschte und den Konsistorien eine Reihe von Zuständigkeiten, die sie bis jetzt im Namen des Staates gehabt, vor allem die exekutive Gewalt, abnehmen wollte. Die Landessynode von 1884 stimmte zu, daß künftig nur noch drei Konsistorien (Hannover, Stade, Aurich) bestehen sollten. Die Konsistorien in Osnabrück und Otterndorf wurden aufgehoben und das erstere mit Hannover, das zweite mit Stade verbunden. Der Magistrat von Osnabrück und das Kloster Loccum verloren ihre konsistorialen Rechte, die auf das hannoversche Konsistorium übertragen wurden. Die Generaldiözese Lüneburg-Harburg und die Stadt Lüneburg wurden dem Konsistorialbezirk Stade zugeteilt. Zugleich wurden die Konsistorien jetzt rein kirchliche Behörden, während sie vorher einen gemischten Charakter getragen hatten. Die von ihnen bisher ausgeübten Rechte des Staates gegenüber der Kirche gingen auf die Staatsbehörden über. Die Stellung des Landeskonsistoriums wurde dadurch nicht berührt. Uhlhorn wurde es nicht ganz leicht, auf diese Neuordnung einzugehen, jedoch hatte er sich überzeugt, daß der Schritt getan werden müsse, um nicht von der Entwicklung der Verhältnisse beiseite geschoben zu werden; nachdem die Staatsbehörden diesen Weg betreten hätten, habe man keine freie Wahl mehr. Aber es lag ihm doch auch ein Fortschritt darin zu der Klärung des Verhältnisses von Staat und Kirche, aus welchem die frühere Naivetät längst verschwunden sei, und nur wenn man in diese Entwicklung einträte, könne man hoffen, das Unvollkommene nach und nach zu bessern. Im Interesse des Ganzen war er auch bereit, die Konsistorialrechte seines Klosters aufzugeben. „Wie die Geschichte Loccums in absteigender Linie gegangen sei, so könne er nicht ohne Schmerz dem Antrage zustimmen, durch welchen nun das letzte Stück der Selbständigkeit des Klosters zu Grabe getragen werde; aber auf der andern Seite bewege sich die Geschichte des Klosters in aufsteigender Linie; es habe umsomehr der Kirche gedient, je mehr der äußere Glanz verblichen sei, und es sei zu hoffen, daß dieser Dienst fernerhin und in immer steigendem Maße bleibe. In diesem Bewußtsein dürfe das Kloster das Schwinden des äußeren Glanzes ruhig

Digitized by Google

ansehen und das auferlegte Opfer bringen." Er glaubte auch nicht recht, daß mit dieser Neuordnung der Konsistorien etwas Bleibendes geschaffen würde. Als erstrebenswertes Ziel erschien ihm, an die Stelle der Provinzialkonsistorien die Generalsuperintendenten in Verbindung mit synodalen Elementen zu setzen. Dringend aber wünschte er die volle Unabhängigkeit des Landeskonsistoriums vom Kultministerium, die Übertragung auch derjenigen kirchlichen Angelegenheiten (die Externa, vor allem Vermögensverwaltung), die bisher dem Minister zugewiesen waren, und die Stellung desselben unmittelbar unter den König, mit einem Worte: die Gleichstellung der lutherischen Kirche Hannovers mit der evangelischen Staatskirche in Preußen, wie die Brüelschen Anträge sie verlangt und die Landessynode wieder und wieder erbeten hatte. Solange nicht eine Gleichstellung des Landeskonsistoriums mit dem Oberkirchenrat erreicht werde, so lange sei die hannoversche Kirche eine Kirche zweiten Ranges. Diese völlige Gleichstellung müsse das Ziel des Strebens sein. Das wurde nun freilich nicht erreicht, trotzdem sich die Landessynode wieder entschieden dafür aussprach, doch wurde der Kreis der Zuständigkeit des Landeskonsistoriums wenigstens nach einigen Seiten hin erweitert.

In den achtziger Jahren schrieb Uhlhorn sein umfangreichstes Werk: „Die christliche Liebestätigkeit." Es erschien zuerst von 1881 bis 1890 in drei Bänden und ist 1895 noch einmal in Einem Bande mit Fortlassung des Quellennachweises aufgelegt. In dem Buche steckt eine ungeheure Arbeit, die nur der zünftige Historiker recht würdigen kann. Nicht leicht entschloß er sich dazu. „Zum Schriftstellern gehört immer eine gewisse Naivetät, die man in der Jugend noch besitzt, aber je älter man wird, um so schwerer erscheint es." Aber er wollte auch mit dieser Arbeit der Kirche dienen. Es war nicht nur ein rein historisches Interesse, das ihn den Gang der christlichen Liebestätigkeit von ihren ersten Anfängen bis zur Neuzeit verfolgen und darstellen ließ, sondern er erstrebte mit diesem Buche zugleich einen praktischen Zweck. Seine eigene Tätigkeit auf dem Gebiete der innern Mission ist immer geschichtlich orientiert gewesen. Ohne Kenntnis der Vergangenheit kann man weder die Gegenwart verstehen noch die rechten Wege für die Zukunft finden, und nur die besonnene Anknüpfung an das geschichtlich Gegebene verbürgt einen gesunden Fortschritt, das war einer seiner Grundgedanken, den er auch im Kirchenregimente vertrat. Daneben wollte er durch die Erinnerungen der Geschichte die Herzen für das große Werk der christlichen Liebestätigkeit erwärmen, vor Gefahren warnen und den freudigen Mut zu unverdrossener Arbeit und Vorwärtsstreben stärken.

Digitized by Google

Diesen Gedanken gab er auch Ausdruck in der Festpredigt, die er am fünfundzwanzigsten Jahresfeste der Henriettenstiftung, dem 27. Juni 1885, hielt.

„Es ziemt sich wohl," so führte er aus, „heute einmal stille zu stehen und die bisherige Entwickelung der Diakonissensache überhaupt und unseres Hauses insonderheit überblickend die Zukunft ins Auge zu fassen. Täuschen wir uns nicht, die Aufgaben, welche die nächsten fünfundzwanzig Jahre bringen werden, sind, wenn auch andere, doch nicht minder große wie die der Vergangenheit; die Gefahren, welche unserem Werke in der Zukunft drohen, sind, wenn auch andere, doch nicht minder schwere als die, welche mit Gottes Hilfe schon überwunden sind. — Ja, wenn ich die Geschichte früherer Jahrhunderte um Rat frage, bin ich fast geneigt, denen Recht zu geben, welche behaupten, auf dem Gebiete der Liebestätigkeit gelte das Sprichwort ‚aller Anfang ist schwer' nicht, da heiße es vielmehr: Aller Anfang ist leicht. Leicht sei es, ein neues Werk zu beginnen, aber schwer, es fortzuführen. Ganz besonders tritt mir aber, wenn ich in der Geschichte mich umsehe, Eine Gefahr entgegen, und die eben möchte ich heute an der Schwelle des zweiten Vierteljahrhunderts unsers Hauses euch vor Augen stellen. Es ist die Gefahr, daß der Geist entweicht und die Form bleibt, es ist die Gefahr der Erstarrung und Verknöcherung. Ach, wie manches Haus der Barmherzigkeit ist schon dieser Gefahr erlegen. Zuerst war alles jugendfrisch. Wie es der Jugend eignet, viel Geist, wenig Formen, viel Leben, und das Leben schuf sich die einfachen Ordnungen, deren es bedurfte, von selbst; sie waren nur die natürlich gegebenen Fassungen des vorhandenen Lebens, nur der naturgemäße Körper, den der innewohnende Geist sich anbildete. Aber wie es größer wurde und größer, desto mehr bedurfte es der Ordnungen und Regeln, die erste Frische ließ nach, was bei der ersten Generation unmittelbares Leben war, wurde bei der zweiten und dritten überkommene Gewohnheit. Äußerlich stand alles scheinbar noch kräftig da, ja es wuchs noch und dehnte sich aus, innerlich begann das Leben schon zu verdorren und abzusterben. Man meinte noch alles zu haben, weil man die Form noch hatte, aber sie war zum leeren Gefäß geworden, der Geist war entwichen. Übersehet es nicht, auch die Klöster, auch die Hospitäler des Mittelalters sind einmal voll Lebens gewesen, voll kräftigen Glaubens, voll glühender Liebe, hell scheinende Lichter für ihre Umgebung, Quellpunkte, von denen aus das christliche Leben sich weithin ergoß; und was war in den Zeiten der Reformation aus ihnen geworden? Soll's so mit unsern Diakonissenhäusern auch einmal ergehen? Fassen wir die Ge-

Digitized by Google

fahr fest ins Auge, sie ist doppelt groß für ein evangelisches Diakonissenhaus, ja für ein solches unbedingt todbringend. Wie aber wollen wir der Gefahr entgehen?"

Die Antwort lautet: Zurück zu den alten Quellen lebendiger Kraft! „Unsere Liebe und Liebesübung soll nichts sein als dankbare Erwiderung der Liebe Christi, seiner Liebe Wirkung und Widerschein. Solange wir dabei bleiben, solange diese Gedanken in unserem Hause lebendig sind, solange hat's keine Not, denn solange wird uns aus dem unerschöpflichen Born der Liebe Gottes und unsers Heilandes immer wieder neu und frisch eine Fülle von Liebeskräften zuströmen, solange hat's keine Gefahr, daß unser Werk und unser Haus veräußerlichen könnte und verknöchern, sondern welche Gestalt das Werk auch in Zukunft annehmen und wie unser Haus sich fortentwickeln mag, nie wird es hier fehlen an der Gabe und der Kraft der selbstlos dienenden Liebe, die alles kann, weil sie nur Eines will, dem Herrn danken für seine Liebe. Wehe aber, wenn hier je andere Gedanken Platz griffen, wenn die Schwestern, die hier arbeiten, je meinten, damit in irgend welcher Weise ein Verdienst für sich zu erwerben; dann wär's besser, das Haus zerfiele zuvor in Trümmer, denn dann wär's ja doch nichts als eine leere Form, eine Lampe ohne Öl, und nicht Segen, nur Verderben könnte von ihm ausgehen. — An diesem Einen liegt alles, daß ihr festhaltet an dem einigen Grunde, auf dem unsere Kirche und auch alle ihre Liebesarbeit ruhet, an der seligen Wahrheit: allein aus Gnaden, allein durch den Glauben! daß ihr dann aber als solche, die Gottes Gnade in Christo an sich selbst erfahren haben, euch dankbar erweiset in der Liebe, euren Glauben Frucht bringen lasset dem Herrn Christo zu Ehren und den Armen, den Kranken, den Notleidenden zum Dienst."

Das Werk der Henriettenstiftung, deren Präsident er 1887 wurde, war vor allem in den letzten zehn Jahren kräftig gewachsen. Zählte man 1875 95 Schwestern, jetzt waren es fast 200, waren im ersteren Jahre 27 Arbeitsgebiete, jetzt waren es deren über 70, die hin und her im Land verstreut waren. In Gemeindepflegen, Krankenhäusern, Kinderhospitälern, Kleinkinderschulen, Industrieschulen, Krippen und Siechenhäusern arbeiteten die Diakonissen. Seit dem Ende der siebziger Jahre war auch in Hannover die Magdalenensache begonnen, die Rettungsarbeit an den verlorenen Töchtern des Volkes. Bis dahin war Hannover auch in dieser Arbeit völlig zurückgeblieben, obwohl die sittlichen Zustände in Harburg und Osnabrück, vor allem in Hannover schlimmer waren als selbst in Berlin. Es war am 1. Oktober 1876, als eine Prostituierte auf der Straße eine Schwester aus dem Henriettenstift

Digitized by Google

um Hilfe anrief. Sie wollte aus ihrem Elende heraus und ward geborgen und versorgt. Das war der Anfang dieser Arbeit, die dann von den Kreisen des Evangelischen Vereins aufgenommen wurde. Am 20. Mai 1879 wurde das neu erbaute Magdalenenasyl bei Kirchrode eröffnet und bis zum Jahre 1888 wurden schon 244 Asylistinnen aufgenommen. Wie dieses Werk von Anfang an von Uhlhorn mit Rat und Tat gefördert wurde, so auch die Schwesteranstalt, das Asyl Frauenheim vor Hildesheim. Dieses ist nicht nur, wie das Magdalenenasyl, für die Opfer der Unzucht bestimmt, sondern eine Zufluchtsstätte für Obdach-, Arbeit- und Heimatlose des weiblichen Geschlechtes, vornehmlich für entlassene Korrigendinnen, weibliche Strafgefangene und solche Mädchen, die in der Irrenanstalt gewesen sind. Die Anstalt ist 1884 von Pastor Isermeyer, dem lutherischen Geistlichen der Provinzial-Irrenanstalt zu Hildesheim und der Korrektions- und Landarmenanstalt zu Himmelsthür, gegründet. Er hatte die Not dieser heimatlosen Frauen und Mädchen, die aus diesen Anstalten in eine unbarmherzige und gefahrvolle Welt entlassen wurden, kennen gelernt und den Plan zu einem solchen Asyl gefaßt. Er besprach ihn mit Uhlhorn und dieser sagte sofort: „Fangen Sie in Gottes Namen das Werk an; ich werde Ihnen helfen, soviel ich vermag.“ So entstand das Frauenheim, in dem vom 3. November 1884 bis 1. Dezember 1888 110 Asylistinnen aufgenommen wurden. Es ist das erste deutsche Arbeiterinnen-Asyl und für ganz Deutschland vorbildlich geworden. Mit der Gründung dieser Anstalt hat Hannover, das sonst so bedächtig andern nachfolgende, auch einmal die Führung in der Innern Mission übernommen, wie überhaupt in den achtziger Jahren auf diesem Gebiete überall ein kräftiges Vorwärtsschreiten zu bemerken ist. 1883 war die Arbeiterkolonie Kästorf bei Gifhorn als zweite in Deutschland errichtet, 1880 hatte Superintendent Kottmeyer in Rotenburg eine Anstalt zur Pflege Epileptischer gegründet. Alle diese Neugründungen hat Uhlhorn nicht nur mit seiner wärmsten Teilnahme begleitet, sondern er war auch immer bereit, nach Kräften zu helfen und als Mitglied des Kirchenregimentes sie durch Bewilligung von Kollekten zu unterstützen. Daneben widmete er seine Kraft fort und fort auch den älteren Anstalten. Dem Friederikenstift in Hannover war er in herzlicher Freundschaft zugetan. Unter dem Einfluß von Amalie Sieveking hatte Ida Arenhold 1840 einen Frauenverein für Arme und Kranke gegründet, der dann 1843 in dem Friederikenstifte einen festen Mittelpunkt gewann. Das Stift vereinigt in sich viele Zweige der Liebestätigkeit; es ist Krankenhaus für Frauen und Kinder, Siechenhaus für Arme und Alte, Sitz des Frauenvereins und Dienstbotenschule.

Digitized by Google

Uhlhorn stand dem Stifte treu zur Seite und teilte die Freuden und Leiden desselben. Er half zu dem großen Neubau, der 1877 vollendet wurde, und die Vorsteherinnen haben bei ihm nie vergebens um Rat und Unterstützung gebeten. Mit besonderer Freude sah er auch auf die schöne Entwickelung des Stephansstiftes. 1872 war dieses vor die Stadt in die Nähe des Dorfes Kirchrode verlegt und unter den schwierigsten Verhältnissen besonders durch die Energie des jetzigen Leiters, Pastor Fricke, zu einer bedeutenden Anstalt emporgeblüht. Es vereinigt die Brüderanstalt mit einem Rettungshaus für Knaben und einem Asyl für männliche Sieche. Mit Brüel zusammen hat Uhlhorn dem Stifte seine Fürsorge zugewandt. Er fehlte auch fast nie auf dem Stiftungsfeste am Himmelfahrtstage oder zum Moorfeste. Da zog er dann fröhlich mit der Schar der Brüder und der Jungen aus dem Rettungshause ins Moor, wo Kaffee getrunken und gespielt wurde, und wenn die Stiftsgemeinde am Abend unter dem Scheine der Lampions zum Hauptgebäude zurückkehrte, hielt er gern am Brunnen die Schlußansprache, die mit dem gemeinsamen Gesange seines Lieblingsliedes: „So nimm denn meine Hände“ endete.

Auf den Bezirkssynoden trat er oft warm für die Innere Mission ein, beseitigte Mißverständnisse und Bedenken und regte zur Mitarbeit an. Für jede Landessynode aber schrieb er einen ausführlichen Bericht über die Entwickelung der Inneren Mission in der hannoverschen Landeskirche. Dieser Bericht bildete die Unterlage für eine ausführliche Besprechung, die nicht nur wieder Verständnis und neue Teilnahme für das Werk weckte, sondern es oftmals unmittelbar förderte, indem z. B. die Landessynode Kollekten für das Herbergswesen oder dergleichen dem Kirchenregiment empfahl. Es gibt nicht ein Gebiet der Inneren Mission, das Uhlhorn nicht mit seiner Teilnahme begleitete, und auch solche Bestrebungen, die mehr humanitären Charakter trugen oder von Bedeutung für das allgemeine Volkswohl waren, haben an ihm stets einen Freund und Helfer gefunden. Neben der Mäßigkeitssache, die ihm — eine Frucht seiner Osnabrücker Jugendzeit — sehr am Herzen lag, interessierte er sich auch lebhaft für die Knabenhorte, den Handfertigkeitsunterricht, für Jugendspiele, für den Bau von Arbeiterwohnungen u. s. w. Aus allen Teilen des Landes und über Hannover hinaus wurden ihm Schriften und Berichte über diese Bestrebungen zugesandt und von ihm auch eingehend gelesen.

In weiteren Kreisen suchte er die Teilnahme an den Bestrebungen der Inneren Mission zu wecken, teils durch Vorträge, teils auch durch die Instruktionskurse. Diese sind angeregt durch D. Wichern und im Jahre 1886 an verschiedenen Orten, Berlin, Dresden, Hamburg,

Digitized by Google

zuerst jedoch in Hannover, eingerichtet. Sie haben den Zweck, Geistliche und auch Verwaltungsbeamte in die Arbeit der Inneren Mission einzuführen durch Vorträge und Besuch der einzelnen Anstalten. Durch den letzteren soll nicht nur eine persönliche Berührung mit den Anstaltsleitern erzielt werden, die praktisch von großer Bedeutung ist, sondern die unmittelbaren Eindrücke von den Anstalten, die unter fachmännischer Anleitung besichtigt werden, sollen die Teilnehmer des Kursus befähigen, auch in ihrem Kreise nachher die Teilnahme an diesen Werken der christlichen Liebestätigkeit zu wecken und zu vertiefen, endlich sie auch antreiben, vielleicht selbst in ihren Kreisen Ähnliches, den Verhältnissen Entsprechendes, zu schaffen. Uhlhorn bereitete den Kursus jedesmal auf das sorgfältigste vor, bestimmte die zu besuchenden Anstalten und die zu haltenden Vorträge. Er selbst hielt in der Regel den einleitenden Vortrag, der über das zu besichtigende Gebiet die rechte Weisung gab; soviel seine Zeit und Kraft erlaubte, begleitete er auch die Kursisten in das Henriettenstift, Friederikenstift, Zellengefängnis, Stephansstift, die Idiotenanstalt zu Langenhagen und die Arbeiterkolonie Kästorf. Oder es wurden auch wohl die Anstalt für Epileptische in Rotenburg, die Irrenanstalt in Bremen oder Hildesheim, Knaben- und Kinderhorte, Verpflegungsstationen und Herbergen u. s. w. aufgesucht. Mit den Besichtigungen waren eingehende Referate verbunden, und an dieselben schlossen sich oft längere Besprechungen an. Erstrebt wurde nicht eine bloße Besichtigung, sondern nach Möglichkeit auch Teilnahme an dem Leben der Anstalten. So feierte man wohl das Moorfest im Stephansstift mit und verbrachte einen geselligen Abend im Henriettenstift und im Vereinshause. Uhlhorn war die Seele des Ganzen. Unermüdlich, stets frisch war er dabei und verkehrte auf die ungezwungenste Weise mit den Kursisten, bald ernste Gespräche über Innere Mission mit ihnen führend, bald sich mit ihnen an heitern Erzählungen ergötzend. Vielen ist besonders das gemütliche Beisammensein z. B. nach der Besichtigung des Stephansstiftes auf dem Pferdeturm von Hannover bei einem Glase Bier und der Zigarre in lebhafter Erinnerung geblieben, wo er es verstand, tiefen Ernst mit fröhlichem Humor zu verbinden. Bei diesen Kursen setzte er seine ganze Kraft ein und war unermüdlich, aus dem Schatze seiner Erfahrungen und Studien mitzuteilen. Mit Spannung hingen die Zuhörer an seinen Lippen, und wenn dann wohl ein nichthannoverscher Teilnehmer seiner Bewunderung Ausdruck gab, dann sagten die Hannoveraner mit Stolz: „Ja, das ist unser Abt!“

Besonders förderlich für die Sache der Inneren Mission in der ganzen Landeskirche wurden auch die Wanderkonferenzen des

Digitized by Google

evangelischen Vereins. 1877 war der „Evangelische Verein", der ursprünglich für die Stadt Hannover bestimmt war, mit dem 1867 gegründeten Hauptverein für Innere Mission, dessen Tätigkeit sich über das ganze Land erstreckte, vereinigt. Der Vorstand des Hauptvereins bestand zum Teil aus denselben Mitgliedern, die auch im Vorstand des Evangelischen Vereins waren, und hatte den Geistlichen desselben zum Schriftführer. So kam es, daß doch bald wieder die Tätigkeit beider Vereine sich verschmolz und die Bildung eines großen Stadt und Land umfassenden Vereins sich empfahl. Zwei Jahre darauf wurde dann beschlossen, die Generalversammlungen des Vereins auch einmal in andern Städten der Provinz zu halten und es bildete sich allmählich als Regel aus, daß in den geraden Jahren in Hannover, in den ungeraden außerhalb getagt wurde. Gerade die auswärtigen Konferenzen sind immer besonders gut besucht gewesen und haben nicht nur dazu gedient, dem Verein überhaupt neue Mitglieder zu werben, sondern auch den besuchten Städten einen kräftigen Antrieb zu allerlei Liebestätigkeit gegeben, zumal der Hauptverein hier stets ein stattliches Gastgeschenk zurückließ. Als von Anfang der neunziger Jahre an der Verein in günstigere finanzielle Verhältnisse kam und der Kassenmeister eine gefüllte Kasse hatte, teilte Uhlhorn immer mit freudestrahlendem Gesichte reiche Gaben aus. Empfing doch z. B. Hameln im Jahre 1901 die Summe von 2000 Mark für die Förderung der Mäßigkeitssache.

Segensreiche Einwirkungen auf das ganze Land sind von diesen Hauptversammlungen ausgegangen. In Celle erstattete Uhlhorn 1885 einen Bericht über die Sonntagsruhe. (Referat über die Sonntagsruhe. Hannover, Feesche, 1885.) Schon auf der lutherischen Konferenz in Leipzig 1870 hatte er diese Frage behandelt. Etwa ein Jahr vor der großen Umfrage wegen der Sonntagsruhe, die das Deutsche Reich 1886—87 vornehmen ließ, stellte der Evangelische Verein eine genaue Untersuchung über den Stand der Sache in der Provinz Hannover an. Auf Grund dieser Erhebungen gab Uhlhorn erst eine Übersicht, um dann entschieden für die Erstrebung einer besseren Sonntagsruhe einzutreten. „Sie sehen," sagte er, „es gibt sonntagslose Leute genug. Wohl weiß ich, viele, recht viele, die keinen Sonntag haben, könnten einen haben, wenn sie wollten, ernstlich wollten; aber es sind auch viele, die gern einen Sonntag hätten, aber keinen haben können, die betrübt und gedrückt, hie und da auch innerlich gereizt und zähneknirschend unter dem Joch gehen. Aber auch über die, welche durch ihre Schuld keinen Sonntag haben, lassen Sie uns nicht richten; gerade in diesem Stücke steht der Einzelne unter der Macht der Sitte, und daß wir keine Sonntagssitte haben, ist doch eine gemeinsame

Digitized by Google

Schuld, von der wir alle unser Teil auf uns nehmen müssen. Statt zu richten, möchte ich in Ihren Herzen vor allem ein aufrichtiges Mitleid hervorrufen mit den armen sonntagslosen Leuten. Was ist ein Menschenleben ohne Sonntag? Ein weiter Wüstenweg ohne Herberge, hat jemand gesagt. Doch wie ist zu helfen und was ist zu tun?

„Ich setze voraus, daß wir alle bezüglich der Sonntagsfeier auf dem Bekenntnis unserer evangelisch-lutherischen Kirche stehen; wenigstens der Evangelische Verein, der sich zum Zwecke gesetzt hat, die Innere Mission im Sinne und Geiste der lutherischen Kirche zu treiben, kann keinen anderen Standpunkt einnehmen als den durch die Augustana und die Katechismen Luthers bezeichneten. Danach beruht die Sonntagsfeier nicht auf einem direkten positiven Gottesgebot, sondern sie ist eine gute heilsame Ordnung der Kirche. Der Sonntag ist nicht der ins Neue Testament herübergenommene, nur auf den ersten Tag der Woche verlegte Sabbath, auf den das Sabbathgebot des Alten Testamentes angewandt werden müßte, sondern die Kirche hat in voller Freiheit diesen Tag festgesetzt als den Tag des gemeinsamen Gottesdienstes, Gottes Wort zu hören und zu lernen und (ich rede mit dem großen Katechismus) daß auch der große Haufe der Knechte und Mägde, welche die ganze Woche hindurch arbeiten müssen, einen Tag haben möchten, an dem sie ruhen können. Fürchten Sie nicht, daß dadurch die Bedeutung des Sonntags herabgesetzt werden könnte, er hat eben die hohe Bedeutung, daß an diesem Tage das ganze Volk sich über das Irdische und Vergängliche mit allen seinen Nöten erhebt und dem Ewigen zuwendet. Es steht auch nicht so, als ob den Sonntag zu heiligen jetzt nicht mehr Pflicht wäre, und die Sonntagsruhe zu stören, keine Sünde. Es ist Pflicht, nur nicht auf Grund eines statutarischen Gesetzes, sondern Pflicht der Liebe. Es ist Sünde, aber nicht als Übertretung eines positiven Gebots, sondern weil es Sünde ist, sich selbst, und noch viel mehr Sünde, anderen den Segen des Sonntags zu verkümmern und eine Institution zu mißachten, von der eine solche Fülle des Segens ausgegangen ist und ausgeht. Ich nehme keinen Anstand, geradezu zu sagen, daß an der Sonntagsfrage die Zukunft unseres Volkes hängt. Gelingt es nicht, ihm die Sonntagsruhe wieder zu geben, so wird und muß unser Volk bei den gesteigerten Arbeitsansprüchen, bei der stets wachsenden Hast und Unruhe des Lebens sich aufreiben und physisch und moralisch zu Grunde gehen.

„Es ist sehr zu bedauern, daß die lutherische Anschauung vom Sonntag bei den Verhandlungen darüber, auch im Reichstage, so wenig zur Geltung gekommen ist. Man hat sich einfach auf ein Gottesgebot berufen. Gäbe es ein solches, so wäre die Sache damit

Digitized by Google

abgetan. Einem Gottesgebot gegenüber kann keine andere Forderung geltend gemacht, keine Rücksicht auch nicht auf das, was die Volkswirtschaft verlangt, genommen werden. Hat Gott direkt verboten, am Sonntage zu arbeiten, so darf nicht, schlechthin nicht gearbeitet werden, es komme, was wolle. Steht es aber so, wie unsere Kirche lehrt, dann ist Arbeiten am Sonntage an sich noch keine Sünde, sondern nur soweit Sünde, als ich mir und anderen damit den Segen des Sonntags raube und gegen die Liebe sündige, wie denn auch Luther im großen Katechismus ausdrücklich sagt, daß der Sonntag nicht so abergläubisch gehalten werden soll, daß eine Arbeit, die nicht vermieden und unterlassen werden kann, verboten wäre. Nunmehr, und das ist mir ebenso wichtig, können wir uns darauf einlassen, den Forderungen der Volkswirtschaft Rechnung zu tragen, und ohne Gewissensbedenken ruhig abwägen, welche Arbeit am Sonntag zulässig ist, nur immer das Ziel im Auge, unserem arbeitenden Volke, soweit es möglich ist und in immer steigendem Maße, den Sonntag als Ruhetag für Leib und Seele zu verschaffen. Ja, wir sind jetzt sogar in der Lage, für den Anfang und mit Rücksicht auf die bestehenden Zustände Konzessionen zu machen, in der Hoffnung, daß manche Arbeit, die wir anfangs noch zulassen, sich unter dem Einfluß der sich bildenden Sitte später beseitigen lassen werde.

„Es kommen hier doch, das wird niemand leugnen können, große Interessen der Volkswirtschaft ins Spiel, die Berücksichtigung fordern. So ohne weiteres ein Gesetz zu erlassen, welche alle Sonntagsarbeit ausnahmslos verböte, halte ich einfach für unmöglich. Würde es erlassen, so würde es ganz gewiß nicht gehalten werden, und wenn man versuchte, es mit Zwang durchzuführen, so würde die nächste günstige Gelegenheit benutzt werden, dieses Joch wieder abzuschütteln. Dann aber wäre für lange Zeit die Hoffnung aufzugeben, mit Hilfe des Gesetzes, was doch das eigentliche Ziel ist, zu einer guten Sonntagssitte zu kommen. Ich gestehe offen, wenn mir die Wahl gelassen würde zwischen einem strengeren, aber unter entschiedenem Widerspruch der Industrie erlassenen Sonntagsgesetze und einem milderen, für den Anfang noch manches zulassenden, aber in Übereinstimmung mit den Arbeitgebern und Arbeitnehmern gegebenen Gesetze, so würde ich das letztere vorziehen; denn es wäre ein gesunderer Anfang, von dem weiter zu kommen wäre.

„Überhaupt betrachte ich das Gesetz mit seinem Zwange nur als ein Mittel, um wieder zu einer rechten Sonntagssitte zu kommen, und daran zu arbeiten, das ist die Aufgabe der Kirche, ja ihr wird in dieser Beziehung die Hauptarbeit zufallen.

Digitized by Google

Hier gilt es, in Kirche und Schule, in Predigt und Konfirmandenunterricht durch das Wort zu wirken, um in den Gemütern wieder das Bewußtsein wachzurufen, welchen Segen Gott uns Menschenkindern in dem Sonntage geschenkt hat, die Einzelnen anzuleiten, den Sonntag recht zu nutzen, und überall dahin zu arbeiten, daß die Sonntagsfeier wieder Sitte werde, damit dann die Macht der Sitte auch da helfe und bessere, wohin der Zwang des Gesetzes nicht reicht.

„Und hier entsteht nun der Kirche noch eine andere Aufgabe, namentlich solange wir ein die Sonntagsarbeit einschränkendes und regelndes Gesetz noch nicht haben. Die Erfahrung hat bereits gelehrt, daß es möglich ist, auf dem Wege der Verhandlung mit den einzelnen maßgebenden Persönlichkeiten und Behörden doch für einzelne Arbeiter eine weitergehende Befreiung von Sonntagsdienst zu erlangen."

In diesem Sinne hatte sich der Evangelische Verein z. B. um die Bediensteten der Pferdebahn in Hannover bemüht, freilich vorläufig nur Geringes erreicht, aber Uhlhorn mahnte dringend, diesen Weg weiter zu verfolgen. „Jeder einzelne Arbeiter, dem Sie Sonntagsruhe verschaffen, wird, sobald er an sich selbst den Segen des Sonntags erfahren hat, ein Apostel der Sonntagsruhe und ein Mitarbeiter an unserm Werke werden; und ob Sie im einzelnen nichts erreichen, das erreichen Sie auf jeden Fall, daß die öffentliche Meinung immer wieder auf diesen Punkt hingewiesen und die ganze Frage im Fluß erhalten wird — bis sie ihre für unser Volksleben segensreiche Lösung gefunden hat."

Noch fanden damals die Bestrebungen für die Durchführung einer besseren Sonntagsruhe vielfach Widerstand. Man malte dem Volke das Schreckgespenst des „englischen" Sonntags vor die Augen und redete von Pietismus, der den „deutschen" Sonntag vernichten und diesen Tag zu einem Tage der Langeweile machen wolle. Demgegenüber hatte Uhlhorn auf der allgemeinen lutherischen Konferenz zu Leipzig 1870 schon betont: „Ein Volk, das kein Vergnügen, Belustigungen und Volksfeste mehr kennt, ist überaus arm geworden. Unsere lutherische Kirche hat allezeit den Sonntag auch als einen Freudentag angesehen, und ein Sonntag nach amerikanischem oder englischem Zuschnitt, wo dem Menschen angesonnen wird, nur mit Gottesdienst oder Lesen erbaulicher Bücher seine Zeit hinzubringen, würde dem Grundcharakter und den Eigentümlichkeiten unseres Volkes wenig entsprechen." Er war deshalb auch dafür, daß den niederen Ständen in den Großstädten am Sonntage billige Gelegenheit gegeben werde, ins Freie zu kommen und Wald und Berge aufzusuchen; aber die Sonntagsarbeit sollte nach Möglichkeit beschränkt werden, und wenn

Digitized by Google

selbst ein Staatsmann, wie Bismarck, hier einwendete, daß der Arbeiter durch die Beschränkung der Sonntagsarbeit an Verdienst einbüße (bei 600 Mark jährlich schon 72 Mark), so hielt er das für eine mechanische und unrichtige Berechnung. Er war der Meinung, daß die Sonntagsruhe nur zur körperlichen und sittlichen Kräftigung des Volkes diene und daß diese nicht nur wertvoller sei als ein etwaiger Ausfall an Verdienst, sondern ihn auch wieder wett mache, indem ein gesundes Volk mehr arbeite als ein durch unaufhörliche Arbeit abgehetztes, krankes und mattes. Wenn aber gesagt wurde, das Volk, vor allem die Jugend werde den arbeitsfreien Sonntag doch nur zu Ausschweifungen mißbrauchen, so betonte er entschieden die Aufgabe der Kirche und Innern Mission, durch Pflege des geistigen Lebens mittels Volksbibliotheken und Zeitschriften, durch Sammlung der Jugend in Vereinen und durch Darbietung edler Genüsse (Kunst und Musik) dem Volke einen echt lutherischen Sonntag zu schaffen. Als endlich unter Mitwirkung aller politischen und kirchlichen Parteien, der Kongresse für Hygieine und Volkswirtschaft ein Reichsgesetz eine bessere äußere Sonntagsruhe durchführte, hat Uhlhorn das dankbar begrüßt, aber sofort auch auf den Tagungen des Evangelischen Vereins die Frage einer besseren Sonntagsfeier immer wieder zur Sprache gebracht. Für alles, was dazu helfen konnte, hat er stets die lebhafteste Teilnahme gehabt, besonders auch für die Pfennigpredigten, die später herausgegeben wurden. Es lag ihm am Herzen, hier gegenüber andern Unternehmungen der Landeskirche gesunde lutherische Speise zu bieten, und er selbst war immer bereit, seine Predigten zu diesem Zwecke zur Verfügung zu stellen. Und unerschütterlich hielt er die Hoffnung fest, daß bei vereinter treuer Arbeit der Pastoren, Kirchenvorstände und rechter Volksfreunde es gelingen müsse, dem deutschen Volke den Sonntag wieder zu einem Tage des leiblichen und geistigen Segens zu machen.

Ein neues Gebiet der Tätigkeit betrat der Evangelische Verein mit der Seemannsmission. Andere seefahrende Nationen hatten sich längst die kirchliche Versorgung ihrer Seeleute angelegen sein lassen, so England, Norwegen, Schweden, Dänemark. Seitdem die deutsche Schiffahrt einen großen Aufschwung genommen hatte, wurde die Pflicht immer dringlicher empfunden, sich auch der deutschen Seeleute anzunehmen. Die erste Anregung ging vom Centralausschuß für Innere Mission in Berlin aus und wurde in Hannover besonders freudig aufgenommen, lag doch diese Arbeit nur zu nahe für ein Land, das vom Meer und zwei großen Flüssen begrenzt, zwei großen Handelsstädten benachbart war und dessen Kinder eine große Schar zu den Seefahrern stellte. Und der Notstand, der ein Eingreifen der Innern

Digitized by Google

Mission forderte, war hier in der Tat groß. Etwa 50000 deutsche Seeleute befahren das Meer, von denen die Hälfte in englischen Häfen landet. Sind die deutschen Seeleute im allgemeinen bessere Arbeiter als die englischen Matrosen, die von ihnen und den Skandinaviern mehr und mehr verdrängt werden, so sind sie doch überall auch wegen ihrer Unkirchlichkeit und Unchristlichkeit berüchtigt. Und wenn sie auch während der Fahrt nüchtern und ordentlich sind, so wird im Hafen das Leben um so mehr genossen, um sich für die Anstrengungen schadlos zu halten. „Mit gefüllter Tasche verläßt der Seemann das Schiff, um in ungezählten Fällen sich erlaubten und unerlaubten Freuden in die Arme zu werfen. — Es wartet auf ihn der ‚Logierhausmeister' und „Heuerbaas" (Wirte, durch deren Vermittlung der Matrose zum Schiffsdienst angeworben, ‚angeheuert' wird); es erwarten ihn die Wirte gemeiner Matrosenkneipen und schändlicher Häuser der Unzucht, die Leihbibliothekare mit ihren Schund- und Schauerromanen, mit ihren Büchern allergemeinsten Inhaltes. — Mit ausgesuchter Geschicklichkeit weiß solch ein gewissenloser Heuerbaas den Seemann hinzuhalten, daß er möglichst lange bei ihm bleibt, möglichst viel verzehrt, verzecht, verspielt und sonst vergeudet. Und hat er ihn erst einmal unter der Kreide, dann dauert es nicht sehr lange, so ist er auch Herr seines Soldes; denn *er* ist es, der ihm bei dem neuen Kapitän die Stelle ausmacht und den halben Sold natürlich sofort einstreicht, wenn jener ihn beim Dienstantritt empfängt. Damit sind aber die Schulden natürlich noch lange nicht bezahlt, und der Rest ist der Bändel, an welchem er ihn bei der nächsten Gelegenheit schon wieder einzufangen weiß. Daß sie es nun alle so machen, will ich gewiß nicht behaupten — aber daß es ihrer sehr viele so machen, darüber herrscht unter seekundigen Leuten nur *eine* Stimme."*) Hier mußte die Innere Mission einsetzen, deutsche Seemannsheime in fremden Häfen schaffen, die den Matrosen billiges und gutes Logis, gute Lektüre und Unterhaltung boten, dann Seemannspastoren anstellen, welche den bis dahin kirchlich fast gänzlich vernachlässigten Leuten nachgingen, endlich auch eigene Heuerbureaux einrichten, welche die Vermittlung zwischen Kapitänen und Matrosen übernahmen.

Zunächst wurde über das Schreiben des Zentralausschusses ein Gutachten von Superintendent *Dieckmann* in Verden eingeholt und auf Grund dessen erwidert, daß man sehr gerne bereit sein würde, für die Seemannsmission mit einzutreten, wenn es sich einrichten lasse, daß man *ein Stück der Arbeit selbst* übernehme, was von dem Ausschuß auch gern zugestanden wurde. Der neue Vereinsgeistliche,

*) Aus dem Bericht über die Entstehung und bisherige Tätigkeit des Komites für kirchliche Versorgung deutscher Seeleute im Auslande. Hannover 1888.

Digitized by Google

Pastor E. Petri nahm sich der Sache mit besonderem Eifer an, er verhandelte mit den Vereinen für Innere Mission in den andern lutherischen Landeskirchen, ebenso mit dem inzwischen gebildeten Generalkomitee für deutsche evangelische Seemannsmission in England und Wales, welches sofort den neuen lutherischen Mitarbeitern die Versorgung der Seeleute am Bristolkanal in England überließ, und am 29. September 1886 wurde auf einer in Hannover gehaltenen Konferenz der Vertreter lutherischer Vereine für Innere Mission beschlossen, ein Komitee für die kirchliche Versorgung der deutschen Seeleute im Auslande zu bilden. Ausdrücklich wurde erklärt, daß die Vereine evangelisch-lutherischen Bekenntnisses, welche statutenmäßig die Aufgabe haben, der lutherischen Kirche zu dienen, auf diesem Gebiet, wo es sich um Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung, also vornehmlich um die Aussendung von Seemannspastoren und nicht um ein mehr äußerliches Werk der Innern Mission handle, neben dem Zentralausschuß selbstständig ihre Arbeit treiben müßten. Um so mehr erschien hier die Betonung der Konfession nötig, als der bei weitem größte Teil der deutschen Seeleute Lutheraner sind. Uhlhorn hat das Werk mit besonderer Liebe betrieben. Das Interesse daran begleitete ihn bis in seine Träume, erzählte er doch eines Tages dem Nachfolger Petris, Pastor Strecker, daß er in der letzten Nacht geträumt habe, der längst verstorbene Pastor Evers von der Gartenkirche in Hannover brächte ihm ein Legat von 1000 Mark für die Seemannsmission. Schon in der ersten Sitzung des geschäftsführenden Ausschusses hatte er darauf hingewiesen, daß das neu zu beginnende Werk mit der Zeit sehr umfangreich werden müsse, es dürfe selbstverständlich nicht auf das kleine Gebiet am Bristolkanal, das nur erst einen Anfang bezeichne, beschränkt bleiben. Auf seinen Rat und Fürsprache kam es auch bald dahin, daß das am Bristolkanal in Cardiff klein begonnene Werk durch die Hinzufügung der Stationen Kapstadt in Südafrika, Hamburg und Geestemünde-Bremerhafen weiter ausgedehnt wurde. Zu dem raschen Aufblühen des Werkes hat die rastlose Tätigkeit tüchtiger Seemannspastoren (Jungclaussen, Oehlkers, Körner) sehr wesentlich beigetragen. Besonders segensreich wurde das Werk in dem neuen großartigen Fischereihafen in Geestemünde. In Gemeinschaft mit den Behörden und Schiffahrtskreisen wurde hier durch Pastor Oehlkers ein Seemannsheim und Heuerbureau geschaffen und am 9. Mai 1897 eingeweiht, geradeso, wie bei der Einweihung des neuen Fischereihafens auf Bitten Oehlkers ein feierlicher Gottesdienst in der Christuskirche gehalten wurde. Es war das gleichsam ein offenkundiges Zeugnis dafür, wie man die Tätigkeit der Innern Mission schätzte.

Digitized by Google

Uhlhorn hat große Freude an dem Wachstum der Seemannsmission gehabt und dankbar begrüßt, daß sie in den Küstengebieten der Nordsee und Ostsee bis nach Rußland hinein, vornehmlich aber in der hannoverschen Landeskirche in vielen Herzen eine lebendige opferfreudige Liebe gewann. Er ist nicht müde geworden mit Wort und Tat für sie einzutreten, er erwirkte ihr Kollekten in Hannover und in andern Landeskirchen und sorgte dafür, daß ihre theologischen Berufsarbeiter in die Pensions- und Witwen- und Waisenkassen der Landeskirchen aufgenommen werden. Dabei verfolgte er zugleich das Ziel, die Seemannsmission — soweit möglich und nötig — in die Landeskirche einzugliedern und überhaupt zur gemeinsamen Arbeit der vereinigten lutherischen Landeskirchen zu machen, wie in der Tat die meisten derselben sich eifrig daran beteiligten. In lutherischem Sinne ist die Arbeit stets betrieben. „Im Mittelpunkte steht auf allen unsern wichtigeren Stationen die Kapelle mit ihren Gottesdiensten und der nicht im Nebenamte, sondern in der Seemannsmission als seinem Hauptamte beschäftigte Pastor mit der Predigt und Sakramentsverwaltung und der Seelsorge. An die Verkündigung des Wortes schließen sich dann die mithelfende Schriftenverteilung und die Fürsorge für das leibliche Wohlergehen der Seeleute, für die Erhaltung ihrer Gesundheit und ihres Eigentums an, die Seemannsheime, die Heuerbureaux ꝛc.; aber es ist nichts haltloses, nichts unsolides da, kein hoffnungsloses, ziellloses bloßes Hinauswerfen von Schriften, keine bloße Humanitätsarbeit. — Eine große Freude ist es uns gewesen, wenn auch die Nebenzwecke erreicht wurden, wenn z. B. im Jahre 1900 in Cardiff der Seemannsmission 39,243 Mark Ersparnisse der Seeleute und im Bremerhafen sogar 134,732 Mark anvertraut wurden (zur Aufbewahrung oder Sendung in die Heimat der Seeleute — ohne die Seemannsmission wären sie zum größten Teil, wie früher, vergeudet!), und damit auch in den Augen der mit Zahlen rechnenden Leuten sich der Nutzen unseres Werkes offenbarte. Aber die Hauptsache ist uns stets die Verkündigung des Wortes geblieben." Die Worte Streckers*) bezeichnen auf das treffendste Uhlhorns Gedanken.

Man hat von gewisser Seite behauptet, daß die juristische und hierarchische Anlage Uhlhorns die Haupttriebfeder zu seiner Tätigkeit in der Seemannsmission gewesen sei.**) Er habe durch eine eigene Seemannsmission die Vermengung der hannoverschen Landeskirche mit der Union verhindern wollen. Das heißt Uhlhorn entschieden zu niedrig einschätzen, wie jeder bezeugen wird, der ihn wirklich kannte

*) Evang-luth. Kirchenzeitung 1902, Nr. 7, S. 154.
**) Kirchliche Gegenwart 1902, Nr. 8, S. 108.

Digitized by Google

und daher weiß, daß die Liebe zu den Seeleuten und der Wunsch ihnen zu helfen der Hauptantrieb zu dieser Arbeit war. Er hat nie eine ablehnende Stellung gegen den Zentralausschuß eingenommen, vielmehr urteilte er:*) „Die lutherischen Vereine arbeiten mit dem unierten Zentralvorstande, nachdem die Gefahr der Union glücklich überwunden, Schulter an Schulter." „Der Zentralausschuß für Innere Mission ist das nicht geworden, was Wichern sich darunter dachte; eine derartige Zentralisierung, wie er sie plante, erwies sich als undurchführbar, die Arbeiten haben sich später mehr provinziell gegliedert, und als die eigentlichen Herde der Innern Mission haben sich die Provinzial- und Landesvereine herausgebildet, aber der Zentralausschuß hat doch zu mancher Arbeit den Anstoß gegeben, die Erfahrungen gesammelt, die Wege gewiesen, die verschiedenen Arbeitskreise mit einander in Verbindung gebracht. Besonders die von ihm geleiteten Kongresse für innere Mission wurden in dieser Beziehung von großer Bedeutung." So schreibt Uhlhorn selbst in seiner „Liebestätigkeit" und wünscht, daß der Zentralausschuß noch viel wirken werde,**) aber die Zentralisierung der gesamten Liebesarbeit in dem unierten Vorstande hielt er allerdings nicht für gut und für eine Schädigung der lutherischen Kirche, die von der Union überhaupt schon Nachteile genug erlitten habe. Das Luthertum in der Union, so urteilte er, ist ungesund und pietistisch verseucht, durch reformierte Gedanken verdorben und darum unfähig, in echt lutherischen Sinne zu wirken. Dazu trägt die preußische Union vorwiegend den staatskirchlichen Charakter, wird wie ein Staat regiert und ist deshalb nicht im stande, der Innern Mission die ihr nötige Freiheit zu gewähren. Sodann war sein Gedanke, daß die lutherische Kirche von der Innern Mission auch den Segen haben sollte und er wollte deshalb, daß diese für sich das Werk triebe. Dabei erkannte er gern alles an, was von anderer Seite geschah, und arbeitete auch mit andern zusammen, nur daß er in den Arbeitsgebieten eine reinliche Scheidung wünschte und für die lutherische Kirche eigene Felder haben wollte, auf der sie rein in lutherischem Geiste arbeiten könne. In demselben Sinne wirkte er auch in der Fürsorge für die deutschen Lutheraner im Auslande. Er war durchaus nicht dafür, im Auslande künstlich die Konfessionsschranken aufzurichten; wer da arbeiten wolle, wo im Auslande Reformierte und Lutheraner zusammenwohnten, müsse sich fragen, ob er nach seiner theologischen Grundanschauung auch über die Konfessionsunterschiede hinwegsehen könne. Er verurteilte niemanden, der das tat. Aber wo

*) Rothert: Die innere Mission in Hannover. Stuttgart 1889. S. 277.
**) III S. 357 und 364.

Digitized by Google

Lutheraner im Auslande in ganz überwiegender Mehrheit oder völlig ungemischt lebten, wollte er sie auch rein lutherisch versorgt haben. Auch hier achtete er auf die geschichtliche Entwicklung und suchte nicht künstlich etwas Neues zu schaffen, sondern setzte nur da ein, wo ausdrücklich die Wege gezeigt schienen. Außer einigen Orten Nordamerikas, San Leopoldo in Südamerika, Lihue auf Kanai in der Südsee ist vor allem Südafrika das eigentliche Gebiet hannoverscher Pflege der Lutheraner im Auslande geworden. Schon über ein Jahrhundert hatten mehrere dortige Gemeinden Beziehungen zur hannoverschen Landeskirche gehabt, die durch den Zusammenhang Hannovers mit England herbeigeführt waren, dann war Südafrika das erste und bedeutendste Arbeitsgebiet der Hermannsburger Mission geworden. Das alles wies die dortigen stark anwachsenden deutschen Gemeinden auf Hannover hin. Das Landeskonsistorium, von der kirchlichen Oberbehörde Sachsens, seit 1898 auch Oldenburgs kräftig unterstützt, nahm sich ihrer an und förderte auf alle Weise ihre kirchliche Entwicklung. Eine Anzahl Gemeinden (11 und dabei 12 Filialen) unterstellten sich der Aufsicht und Leitung des hannoverschen Landeskonsistoriums, das solche mit Genehmigung des Kaisers übernahm. „In diesen Gemeinden, so schreibt Uhlhorn in dem Bericht an die sechste Landessynode (1899), hat sich ein gesundes kirchliches Leben entwickelt. Die Gemeindeglieder steuern nach ihren Kräften zur Erhaltung und Mehrung ihres kirchlichen Bestandes bei, stehen aber ausnahmslos in einem harten Kampfe ebensowohl für ihr lutherisches Bekenntnis, wie für ihr deutsches Volkstum. Beides ist dort unauflöslich mit einander verbunden. Gelingt es nicht, ihnen Predigt und Schulunterricht in deutscher Sprache zu erhalten, so wird schon die nächste Generation englisch reden, mit der Sprache auch das Bewußtsein der Volkszugehörigkeit und mit dem unfehlbar folgenden Anschluß an irgend eine kirchliche Denomination Englands auch ihr Luthertum verloren haben. Es ist unser ernstliches Bemühen gewesen, der lutherischen Kirche Südafrikas in ihrem Ringen um Bewahrung ihrer kirchlichen Selbständigkeit und nach Förderung und Wachstum auf dem rechten Grunde in aller Weise, nicht bloß durch Gewährung von Geld und Geldeswert zur Hilfe zu kommen; und nicht ohne Erfolg.“ 1897 wurde vom Landeskonsistorium Superintendent Petri aus Zellerfeld nach Südafrika gesandt. Dieser verhandelte dort mit großer Umsicht und Treue mit den maßgebenden Persönlichkeiten, besuchte und visitierte sämtliche Gemeinden und ihre Geistlichen, hörte Klagen, schlichtete Streitigkeiten, gab Anregung und Förderung, und auf der unter seiner Teilnahme im Oktober 1897 in Kapstadt abgehaltenen Synode der evangelisch-

Digitized by Google

lutherischen Gemeinden Südafrikas schlossen sich diese zu einem Synodalverbande zusammen, der in engste Beziehung zum Landeskonsistorium trat. Damit war die Möglichkeit gegeben, noch kräftiger für diese Kolonie der hannoverschen Landeskirche zu sorgen, vor allem auch durch Einrichtung von Reisepredigten für die zerstreut wohnenden Kolonisten, die Anstellung von deutsch-lutherischen Lehrern und die Errichtung mehrerer neuer selbständiger Parochien. Wie dankbar die südafrikanischen Lutheraner dem Abt Uhlhorn, der die Triebfeder der Sorge für sie gewesen ist, waren, zeigte sich in schöner Weise bei dessen Jubiläum 1899, wo sie ihm neben einem herzlichen Dankschreiben ein Faß edlen afrikanischen Weines übersandten. Ebenso erfreulich, wie die Anerkennung seiner Arbeit durch die auswärtigen Gemeinden war ihm die wachsende Teilnahme der lutherischen Kirche an der ausländischen Diaspora. Während 1898 sich der Ertrag der Diasporakollekte in der ganzen preußischen Landeskirche auf rund 25 000 Mark belief, brachte die gleiche Kollekte in der lutherischen Kirche Hannovers 11 363 Mark, und im Königreich Sachsen gar 18 349 Mark, ein Beweis dafür, daß die lutherischen Kirchen ein Recht hatten, sich ihrer Diaspora selbständig anzunehmen.

Neben der Diaspora im Auslande galt es dann sich auch der Lutheraner anzunehmen, die in der Provinz selbst und darüber hinaus unter Katholiken oder Reformierten wohnten. Uhlhorn hat das große Verdienst des Gustav-Adolf-Vereins um die Versorgung der Evangelischen in der Zerstreuung stets willig anerkannt und betont, daß ohne dessen Hilfe um die Diaspora schlecht bestellt wäre. Er hat auch mehr als einmal auf den Festen dieses Vereins gepredigt, so noch bei seiner letzten Generalversammlung in Hannover (1895). Soweit sich der Verein in seiner Tätigkeit auf das äußerliche Gebiet, hauptsächlich das der Bauten von Kirchen, Schulen und Pfarrhäusern, beschränkte, hat er ihn nach Kräften unterstützt. Aber daneben hielt er es auch für durchaus nötig, die Gotteskastensache zu fördern, der nur lutherische Gemeinden unterstützt, vor allem auch in reformierter Umgebung, wo der Gustav-Adolf-Verein nach seinen Satzungen nicht helfen konnte. „In die zwischen beiden Vereinen bestehenden Differenzen uns einzumischen, können wir nicht für wohlgetan halten," schreibt er in dem Berichte des Landeskonsistoriums an die Landessynode von 1881. „Wir freuen uns, daß jetzt denen, welche am Gustav-Adolf-Verein sich zu beteiligen wie auch immer zu beurteilende Bedenken tragen, Gelegenheit geboten ist, auch ihrerseits an der Fürsorge für unsere Glaubensgenossen in der Diaspora mitzuarbeiten und wünschen herzlich, daß es im Frieden geschehen möge." Besonders wertvoll er-

Digitized by Google

schien ihm, daß der Gotteskasten seiner ganzen Organisation entsprechend, mehr als der Gustav-Adolf-Verein das könne, sich um den innern Aufbau der Gemeinde bemühte, z. B. böhmische Jünglinge unterstützte, die sich dem Dienste der dortigen Kirche widmen wollten. Nach Kräften hat Uhlhorn dahin gestrebt, daß das Landeskonsistorium beide Vereine mit gleichem Wohlwollen behandelte. Er erklärte es allerdings für die landeskirchliche Behörde unmöglich, dem Gotteskasten eine allgemeine wiederkehrende Kollekte zu bewilligen, weil dieser auch von der Landeskirche getrennte Lutheraner unterstützte, wenn auch der hannoversche Gotteskasten sich hierin sehr vorsichtig gehalten habe. Derartige Kollekten würden auch vom Minister niemals genehmigt werden. Sodann würde durch solch eine Kollekte neben der für den Gustav-Adolf-Verein der Streit zwischen beiden Vereinen in jede einzelne Gemeinde hineingetragen. Darum wollte er dem Gotteskasten nur besondere Kollekten für einen bestimmten Zweck bewilligt wissen; wenn dieser mit einer solchen Bitte komme, solle er immer Gehör finden. Ebenso aber war er auch dafür, keiner Gemeinde die Gustav-Adolf-Vereins-Kollekte aufzudrängen, wie diese z. B. in manchen Landesteilen, die gegen den Verein gestimmt waren, nicht ausgeschrieben wurde.

Als erstrebenswertes Ziel erschien ihm eine dauernde, völlige Versorgung der Hannoverschen Diaspora. Er sprach öfter den Gedanken aus: „ob es nicht möglich sein sollte, daß die sämtlichen Vereine mit gemeinsamen Kräften und nach einem vorher festgesetzten bestimmten Plane in einer Reihe von Jahren ein größeres Kapital zusammenbrächten, um die Diaspora unserer Landeskirche für alle Zukunft ausreichend zu versorgen. Wir möchten fast sagen, die Ehre unserer Landeskirche verbietet es, für unsere verhältnismäßig kleine Diaspora noch Gaben von auswärts anzunehmen, und wenn die Realisierung eines solchen Planes es allerdings mit sich brächte, daß eine Zeit lang weniger Gaben nach auswärts verwendet würden, so würde dieser Nachteil sich später mehr als ausgleichen, indem dann die ganze Einnahme für unsere Glaubensgenossen in der Ferne verwendet werden könnte."

Digitized by Google

15. Kapitel.

Arbeit für die lutherische Kirche. Verhältnis zur reformierten Kirche. Die Ritschlsche Theologie. Christlich-soziale Bewegung. Innere Mission und Kirche. Kirchliche Armenpflege. Soziale Kurse. Kirchenregimentsfragen. Stadtmission. 1886—1890.

Durch die ganze amtliche und außeramtliche Tätigkeit Uhlhorns zieht sich Ein großer Gedanke, die Stärkung der lutherischen Kirche, der er die ihr gebührende Stellung in Deutschland wieder verschaffen wollte. Zu dem Zwecke arbeitete er zunächst an der Konsolidierung der hannoverschen Landeskirche.*) Er hatte sie im Verein mit andern 1866 davor bewahrt, ihre Selbständigkeit zu verlieren und der Union anheimzufallen, er hatte die Gefahr, die ihr in den Separationswirren drohte, zur Sekte zu werden, abwenden helfen und sie als Volkskirche erhalten; er hatte sie nach außen hin mit der Durchführung der Synodalordnung und mittelst der gesetzgeberischen Tätigkeit der Landessynode einheitlich zusammengeschlossen und endlich durch die Fürsorge für die Heranbildung tüchtiger Pastoren und die Förderung der Liebestätigkeit auch innerlich gekräftigt. Seine ganze Tätigkeit stand im Dienste des Einen Gedankens, eine selbständige, lebensfähige und innerlich lebendige lutherische Volkskirche in Hannover zu schaffen, von der dann auch ein Einfluß auf das Luthertum in ganz Deutschland ausgehen könnte. Darum wünschte er auch eine reinliche Scheidung von den Reformierten. Er hat die Vorzüge der reformierten Kirche stets willig anerkannt und betont, daß die lutherische Kirche von ihr viel gelernt habe und lernen müsse. „Die reformierte Frömmigkeit ist mehr aufs Handeln angelegt, als die lutherische; jene hat einen aktiven, diese einen kontemplativen Zug. Die reformierte Frömmigkeit hat etwas Strenges und Herbes, aber sie ist kräftig und tätig. — Sie hat Initiative; wie sie gegen das Papsttum oft angriffsweise vorgeht, so auch gegen die Not und das Elend. Die lutherische Frömmigkeit ist weich bis zum Weichlichen.

*) Weshalb Uhlhorn in diesen Jahren nicht mehr an der lutherischen Konferenz, zu deren Gründern er gehörte, teilgenommen hat, habe ich trotz alles Nachforschens nicht erfahren. Er hat sich nie darüber ausgesprochen. Es müssen kirchenregimentliche Gründe gewesen sein.

Digitized by Google

Sie hält sich mehr in der Defensive und wartet ab, was Gott schickt aber wenn ihr Anregungen kommen, nimmt sie dieselben auf und arbeitet treulich mit. Hier liegt der Grund, weshalb öfter die ersten Anregungen zu Liebeswerken von reformierter als von lutherischer Seite ausgegangen sind, aber die in der reformierten Kirche begonnenen Liebeswerke haben dann mehrfach in der lutherischen Kirche eine kräftigere Ausgestaltung erfahren als in der reformierten." (Christliche Liebestätigkeit III, S. 139 ff.) Und doch ist ihm zwischen beiden Kirchen eine grundlegende Verschiedenheit vorhanden, die auf das Leben den größten Einfluß übt, eine Verschiedenheit, die wenigstens auf den Gebieten der reformierten Kirche sich zeigt, auf welchen Calvinische Gedanken zur Herrschaft gekommen sind. „Nach der Art, wie Calvin die Autorität der heil. Schrift zur Geltung bringt, sind nicht bloß die religiösen Gedankenkreise des Neuen Testaments normativ, sondern ebenso auch die sozialen Einrichtungen der apostolischen Kirche. In dieser Beziehung ist dem Lutheraner das Neue Testament nur eine Urkunde von geschichtlichen Zuständen, die er beachtet, die ihm auch in mancher Beziehung vorbildlich sind, aber nicht normativ." Diese Differenz greift aber noch weiter. Nach lutherischer Anschauung hat die Kirche keine andere Aufgabe, als das Wort zu predigen und die Sakramente zu verwalten, während nach reformierter Anschauung zu der von der Kirche notwendig zu übenden Tätigkeit noch mehr gehört, nämlich die Kirchenzucht und dann auch die Armenpflege. Die von Calvin abhängigen Kreise nehmen grundsätzlich die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate in Anspruch, während die lutherische Kirche das Regiment der Obrigkeit über sich zuläßt, soweit sie dadurch in ihrer eigentlichen Aufgabe nicht gehindert wird, ja dasselbe wohl als einen Segen empfindet, weil die Kirche, während der Staat sie schützt und ihr die Sorge für das Äußere abnimmt, um so ungestörter sich ihrer eigentlichen Aufgabe widmen kann.

Uhlhorn hat stets gewünscht, daß die reformierte Kirche Hannovers sich kräftig entwickeln möge, und die neue selbständige Organisation der reformierten Landeskirche freudig begrüßt. Er sah in einer reinlichen Scheidung beider Kirchen nur einen Gewinn und meinte, je kräftiger sich die reformierte Kirche gestalte, um so mehr schwinde auch die Gefahr der Union. Was ihm nur Sorge machte, war die häufiger hervortretende Gereiztheit, auch wohl unfreundliche Stellung der reformierten Kirche gegen die Lutheraner. Während man von lutherischer Seite alles tat, um den Reformierten die Bildung eigener Gemeinden zu ermöglichen, legten die Reformierten ihrerseits den Lutheranern hie und da die größten Schwierigkeiten in den Weg und suchten sie auf alle Weise an eigener Gemeindebildung zu hindern. Das erschien ihm

Digitized by Google

als ein bedenkliches Zeichen der Schwäche der reformierten Kirche und ein Beweis dafür, daß man nicht das rechte Vertrauen habe, die reformierte Kirche wieder zu einem lebensfähigen Gebilde machen zu können. —

Wir sahen schon oben, wie auf der Landessynode von 1881 der Kampf um die Ritschlsche Theologie entbrannte. Dieser Kampf erfüllte dann die ganze theologische Welt Hannovers. Die Pfingstkonferenz beschäftigte sich vielfach mit der Dogmatik des großen Göttingers, und unter der Mitbeteiligung von Oberkonsistorialrat Niemann wurde auf ihr 1882 scharfer Protest gegen die neuere Theologie erhoben. Uhlhorn war gegenwärtig, aber ergriff nicht das Wort. Er stimmte der in Bausch und Bogen verurteilenden Stellung der Konferenz nicht zu, hielt es aber für unmöglich, daß bei der fast leidenschaftlichen Erregung der Gemüter ein Wort zur Verständigung Gehör fände. Er hat sich seit dieser Zeit überhaupt von der Beteiligung an den Verhandlungen der Pfingstkonferenz fern gehalten,*) wenn er auch gern in den Pausen sie aufsuchte, um diesen oder jenen Pastoren zu sprechen. „Ich kann nicht immer zu allem schweigen, was dort geredet wird, meinte er, aber ob ich mit Reden der Sache diene, ist zweifelhaft. Auch als Mann des Kirchenregiments muß ich mich zurückhalten.“ Er bedauerte sehr, daß die älteren Pastoren auf der Konferenz so unbedingt herrschten und die jüngeren kaum zu Worte kommen ließen. Man sollte doch lieber den jungen Geistlichen etwas entgegenkommen, und ihre Ansichten unbefangen prüfen und auch einmal gelten lassen. Auf die Weise, wie die Pfingstkonferenz es mache, mit solcher Schroffheit und prinzipiellen Ablehnung alles Neuen käme man auch nicht weiter, sondern triebe die Jungen nur zu eigener Parteibildung und brächte damit einen Riß in die Landeskirche.

Es lag ihm daran, das alte und neue Geschlecht zu einmütiger Arbeit an der Kirche zu vereinen, und wo er konnte mahnte er zu gegenseitigem Verstehen und Tragen. In der Landessynode von 1887 griff von Kleucke die „Irrlehren“ der Ritschlschen Theologie an. Der Ausschuß der Synode beantragte, daß diese eine Erklärung abgeben solle des Inhalts: „Je geringer der Einfluß ist, welcher den Organen der Kirche auf die Vorbildung der angehenden Theologen vor deren Aufnahme unter die Kandidaten der Theologie zusteht, und je schwerer es den jungen Theologen unter den mancherlei Einwirkungen der Gegenwart und der gegenwärtigen Lage der theologischen Wissenschaft wird, den lebendigen heilskräftigen Glauben der Kirche fest-

*) Seit der Mitte der achtziger Jahre war er überdies auch während ihrer Tagung häufig nicht in Hannover. Alle zwei Jahre weilte er um diese Zeit in Eisenach auf der Konferenz der Kirchenregierungen.

Digitized by Google

zuhalten, um so mehr müssen alle Organe und Glieder der Kirche die Pflicht erkennen und betätigen, jedes ihnen zu Gebote stehende Mittel zu ergreifen und anzuwenden, diesen Glauben bei den Kandidaten vor deren Eintritt in das geistliche Amt zu frischem Leben und zu neuer Kraft zu erwecken. Die Synode vertraut, daß die Königliche Kirchenregierung die Erreichung dieses Zieles insbesondere auch bei der Leitung und Überwachung der Prediger-Seminare und bei dem neuen Institute des Vikariats vornehmlich sich werde angelegen sein lassen.

„Nachdem die bezeichneten ungünstigen Wahrnehmungen angefangen haben, schwere Beunruhigung in weiten Kreisen unseres christlichen Volks hervorzurufen, hat die Synode geglaubt, bei dieser Gelegenheit mit der vorstehenden offenen Erklärung nicht zurückhalten zu dürfen."

Meyer erklärte darauf im Namen des Landes-Konsistoriums, daß dasselbe „den jüngeren Geistlichen bezüglich ihrer Amtsführung, namentlich was die Predigt und Seelsorge anlangt, dasselbe gute Zeugnis auszustellen habe, wie den älteren; und daß der Kirchenbehörde von der behaupteten Beunruhigung der Gemeinden nichts bekannt geworden sei." Letzteres bezeugte auch Uhlhorn ganz entschieden. „Es könne auch so kommen, daß man zuerst das Feuer anzünde und dann sage: es brennt! Der Ausschußantrag habe ihm mehr Sorge und Schmerz bereitet, als irgend ein anderer, der in der Synode gestellt sei. Denn zu fürchten sei, daß durch Annehmen des Antrages die etwa vorhandenen Funken zur Flamme angeblasen und Folgen heraufbeschworen würden, die nicht nur der Kirchenregierung, sondern vielleicht manchem, der jetzt dem Antrage unbedenklich gegenüber stehe, zum Schmerz gereichen würden. Man müsse fragen, was denn durch den Beschluß erreicht oder vielmehr zunächst, was nicht erreicht werde. Nicht erreicht werde, den Umschwung, der seit einigen Jahrzehnten ebenso tiefgreifend wie etwa zu Schleiermachers Zeit, auf dem ganzen theologischen Gebiet, alle Disziplinen desselben berührend, sich vollziehe und der nicht etwa an einigen Universitätslehrern, sondern auch an Universitäten wie Erlangen und Leipzig spürbar sei, aufzuhalten. Der bleibe, was auch die Synode beschließen möge, und mit ihm das Problem, das Verhältnis zwischen der älteren und jüngeren Geistlichkeit richtig zu gestalten. Gegenwärtig schon herrsche bei jener ein Mißtrauen, nicht nur gegen eine bestimmte theologische Richtung, sondern überhaupt gegen das Neuere; man verstehe sich oft gar nicht mehr, und weil man eine andere Sprache rede, werde auch immer eine Verschiedenheit in der Sache geargwöhnt. Da liege die große Aufgabe vor, die jüngere Theologenwelt in das Leben der Kirche hineinzuziehen.

Digitized by Google

In diese Aufgabe aber drohe ein solcher Beschluß störend hineinzugreifen. Denn zu fürchten sei als ein großes Unglück, daß die Jüngeren dadurch sich zu einer Parteibildung treiben ließen, die, weil in theologischen Abweichungen wurzelnd, einen viel tiefer greifenden und viel länger währenden Zwiespalt hervorrufen würden, als es die vor einiger Zeit entstandene, nun aber erfreulicher Weise wieder aufgehobene Parteispaltung*) getan habe. Vielleicht werde man mit dem Antrage auch das erreichen, daß nun erst die Gemeinden anfingen, mißtrauisch gegen jüngere Geistliche zu werden, die man von vorneherein ihnen als „nicht ganz echt" bezeichne, und daß diesen selbst die so wichtige, aber nur bei gegenseitigem Vertrauen mögliche, Einwirkung des Gemeindelebens entzogen werde.

„Wohl wisse er, daß nicht alles so sei, wie es sein solle, und daß an der Spannung, die zwischen Älteren und Jüngeren bestände, beide Teile die Schuld trügen. An beide wolle er einige Bitten richten. Dazu dürfe er sich für berufen achten, sowohl durch die amtliche Stellung, die ihn mit vielen jüngeren Theologen in Berührung bringe, als auch durch das Vertrauen, das zu seiner Freude ihm von vielen derselben geschenkt werde. So bitte er denn die Jüngeren zunächst um etwas mehr Bescheidenheit an Stelle des oft so großen Selbstbewußtseins, als ob man allein wissenschaftlich wäre; ferner um etwas mehr Achtung vor den Erfahrungen des Alters; es gebe noch anderswo etwas zu lernen als unter dem Katheder; die lebendige Erfahrung des Amtes, das ihn an Kranken- und Sterbebetten führe, sei für den Geistlichen die rechte hohe Schule; endlich bitte er sie, sich durch keine Erfahrungen, was auch kommen möge, zur Parteibildung treiben zu lassen.

„Die älteren Geistlichen aber bitte er um etwas mehr Geduld und Mitgefühl mit den Jüngeren; sie hätten es schwer gegenüber einer auf allen Punkten im Fluß befindlichen theologischen Wissenschaft und gegenüber den Einwirkungen so mancher andrer Mächte. Manchen jüngeren Geistlichen habe er beistehen dürfen, wenn sie beim Eintritte in das Amt und bei der Verpflichtung auf das Bekenntnis in innere Kämpfe geraten seien. Sodann bitte er um etwas mehr Verständnis dafür, daß auch die Jüngeren etwas mitbrächten, was wertvoll sei. so oft ein gründliches Wissen und eine Anregung nach verschiedenen Seiten hin; endlich aber um etwas mehr freundliches Entgegenkommen; anstatt daß man, wie erfreulicher Weise nicht überall, aber doch vielfach geschehe, bei der ersten Gelegenheit den Gegensatz hervorkehre und den Bruch hervorrufe.

*) Es ist damit die sog. „Mittelpartei" gemeint, die sich nach kurzem Bestande wieder auflöste.

Digitized by Google

„An alle Glieder der Kirche aber richte er die Bitte, den Bruch vermeiden zu helfen, der entstehen müsse, wenn man den jüngeren Geistlichen schroff entgegentrete. Darum möge man solchen Bruch auch nicht durch Annahme des Antrags provozieren.

„Er versichere, daß er seines Teiles, wie es auch kommen möge, so lange Gott ihn in seiner Stellung lassen werde, nicht aufhören werde, daran mitzuarbeiten, daß die jüngeren Geistlichen zu einer sicheren, festen persönlichen Glaubensüberzeugung gelangten, in das kirchliche Leben hineingezogen und mit der älteren Geistlichkeit verschmolzen würden und schließe mit dem Gebetswunsche, daß, wenn der Antrag angenommen werden sollte, Gott in Gnaden alles, was an Schaden daraus erwachsen könnte, abwende."

Dann hob er später noch hervor, daß das Landeskonsistorium eine Erinnerung an seine Pflicht, wie solche in dem Antrag liege, nicht bedürfe: „es werde auch ohne dies an seinem Teile und in seinem Sinne an dem Wohle der Landeskirche arbeiten. Er seinerseits werde tun, was er für heilsam halte, auch auf die Gefahr hin, daß er, wie man einst, weil er zu orthodox sei, Steine nach ihm geworfen habe, nunmehr denen beigezählt werde, welche an dem Umschwung, der auf dem Gebiete der Theologie sich vollziehe, beteiligt seien."

Der Antrag des Ausschusses wurde — in seinem zweiten Teile mit 35 gegen 30 Stimmen — angenommen. Uhlhorn hatte damit eine Niederlage erlitten, aber nichtsdestoweniger ging er auf dem von ihm als einzig richtig bezeichneten Wege fort.

Eine große Gefahr für die lutherische Kirche sah er in der christlich-sozialen Bewegung, die in den achtziger Jahren ihren Höhepunkt erreichte. Bei der reißenden Zunahme der Sozialdemokratie, die mehr und mehr die Volksmassen beherrschte und auch in unkirchlichem Sinne beeinflußte, tauchte immer brennender die Frage auf: Was soll die Kirche tun? wie soll die Kirche sich zur sozialen Frage stellen, welche die eigentliche Zeitfrage geworden ist? Die „Neue evangelische Kirchenzeitung" hatte schon 1873 gemeint, es sei richtig und gut, eine Darstellung der normativen Anschauungen des Neuen Testaments über Sozialpolitik und Volkswirtschaft zu geben, und Todt hatte in seinem Buche: „Der radikale Deutsch-Sozialismus und die christliche Gesellschaft" diesem Verlangen zu entsprechen gesucht, und Stöcker die Ergebnisse Todts mittelst seiner christlich-sozialen Partei in das öffentliche Leben hineingetragen. Obwohl er entschieden besonnener als dieser erklärte, daß die Schrift keine nationalökonomischen Formeln, keine politischen Gesetze enthalte, wollte er doch aus derselben gesunde Ideen für die Probleme der sozialen Gesetzgebung schöpfen.

Digitized by Google

Er sah in der Mosaischen Gesetzgebung Ideale, die für alle Zeiten maßgebend seien, und suchte besonders in alttestamentlichen Schriftstellen Weisungen für die Lösung der gegenwärtigen wirtschaftlichen Fragen zu finden. Das sei die Aufgabe der Kirche, aus der Schrift heraus ein christlich-soziales Programm aufzustellen, das zur Lösung der sozialen Frage dienen könne. „Wenn die Kirche erklärt, bei einer so allentscheidenden Sache, wie die soziale Frage ist, keine andere Aufgabe zu haben, als Predigt, Seelsorge, Wohltätigkeit und Anfassen der Notstände durch Innere Mission, dann begibt sie sich des Ausspruchs, an der geistigen Leitung der Menschheit teilzunehmen. Neue Verhältnisse fordern neue Wege."

Stöckers Auftreten fand bei den Evangelischen um so mehr Anklang, je mehr die römische Kirche gerade auf dem sozialen Gebiete tätig war. Vielleicht darf man auch sagen, daß die christlich-soziale Partei unmittelbar in Nachahmung dieser katholischen Bestrebungen entstanden ist. Man trug dort die soziale Frage in die durch den Kulturkampf mächtig gewachsenen und fest geschlossenen Arbeitervereine hinein und behauptete kühn, daß der Protestantismus die Ursache aller Revolution und Sozialdemokratie sei und nur die römische Kirche die soziale Frage lösen könne. „Keine Lösung der sozialen Frage, als durch das Christentum, kein wahres Christentum ohne Kirche, die römische ist die einzig wahre Kirche, darum, so schließt Bischof Ketteler, ist sie auch allein fähig, die soziale Frage zu lösen." Dem gegenüber wollte Stöcker den Beweis führen, daß dazu nur die evangelische Kirche imstande sei, weil sie in der Schrift das lösende Wort besitze. Bei beiden aber, besonders bei Stöcker, war der glühende Wunsch, das Volk wieder für Kirche und Christentum zu gewinnen die Ursache, im Namen des Christentums ein soziales Programm aufzustellen.

Uhlhorn hatte sich immer viel mit der sozialen Frage beschäftigt und sie auch in einzelnen Vorträgen besprochen.*) Der Weg, den er dabei einschlug, war stets der geschichtliche. Suchte er doch alles erst einmal geschichtlich zu verstehen und aus der Geschichte heraus die rechte Antwort auf alle Fragen zu finden. Jetzt legte er ausführlich die lutherischen Anschauungen über das Verhältnis der Kirche zur sozialen Frage dar in der Schrift: „Katholizismus und Protestantismus gegenüber der sozialen Frage."**) „Aus der sozialen Frage wer-

*) Vergl. außer den schon oben (S. 197 ff.) aufgeführten noch: Das Christentum und das Geld, Heidelberg 1882 (VII 5 der Frommel-Pfaffschen Sammlung von Vorträgen). Er war auch Mitarbeiter an dem „Handwörterbuch der Staatswissenschaften".

**) Göttingen, 1887.

Digitized by Google

den sich auch die Geschicke der Kirchen entscheiden. Diejenige Kirche wird den Sieg behalten, welche zur Lösung der sozialen Frage am meisten beiträgt." Mit diesen beiden Eingangssätzen schreibt er also der Kirche eine Aufgabe bei der Lösung der sozialen Frage zu, aber welches ist diese Aufgabe? Stöckers Satze gegenüber stellt er „ganz einfach und schlicht" den Satz auf: „Wer da meint, daß die Kirche auch der sozialen Frage gegenüber eine andere Aufgabe habe als Predigt und Seelsorge, der ist auf römischem Irrwege." Die soziale Frage, so führt er aus, ist zunächst eine wirtschaftliche Frage. „Es handelt sich darum, wie die mit der modernen Produktionsweise verbundenen Schäden zu heilen sind, wie dem Arbeiterstande der ihm gebührende Anteil an den von ihm miterworbenen Gütern und in Verbindung damit seine richtige soziale Stellung zu schaffen ist." Die römische Kirche greift durch Gewissensbindung hinein in alle Gebiete des Menschenlebens, auch in die sozialen Verhältnisse, auch in die Volkswirtschaft, und will darum auch diese Frage in oberster Instanz entscheiden, aber evangelisch ist es, zu erklären: diese Frage muß auf volkswirtschaftlichem Gebiete beantwortet werden, und das ist eine Aufgabe, welche nicht die Kirche, sondern die Staatsmänner und Nationalökonomen nach ihrer Einsicht lösen müssen. „Die Kirche hat gar keine andere Aufgabe und kann keine andere haben, als das Wort Gottes zu verkündigen; das Wort Gottes ist aber keine Offenbarung über wirtschaftliche Dinge, sondern Heilsoffenbarung; sie gibt gar keine wirtschaftlichen Sätze, sondern immer und überall nur ethische." „Die Volkswirtschaft ist ein Stück des natürlichen Lebens, daß sich nach seinen Gesetzen entwickelt. Wohl soll auch dieses Stück des menschlichen Lebens von christlichem Geiste durchdrungen werden, wohl ist eine Besserung der wirtschaftlichen Zustände ohne Hebung des sittlichen Lebens unmöglich, aber die Aufgabe der Kirche kann doch niemals die sein, weder unmittelbar noch mittelbar, die wirtschaftlichen Probleme zu lösen oder aus Gottes Wort Normen für ihre Lösung aufzustellen, sondern nur die, die sittlichen Kräfte zu ihrer Lösung darzureichen, allen, auch den Staatsmännern und Nationalökonomen, das Evangelium zu predigen, damit sie zum Glauben kommen und die daraus abfließende christliche Gesinnung auch in ihrem Berufe betätigen und in diesem Sinne christliche Staatsmänner und christliche Nationalökonomen werden."

Die römische Kirche kann auf die heutige Wirtschaftsgestalt nicht einwirken. Die ganze moderne wirtschaftliche Entwickelung, die auf Weltbeherrschung hinausgeht, ist ihr etwas unheimliches, aus der Sünde geborenes und für die Seele gefährliches. Sie kehrte am liebsten zu der Wirtschaft des Mittelalters zurück; da sie das aber nicht vermag,

Digitized by Google

will sie die wirtschaftliche Entwickelung einschränken, und was sich nicht zurückschrauben läßt, in ihrem Sinne beherrschen. Ihr Ziel ist ein hierarchischer oder theokratischer Sozialismus. Ihre weltflüchtige Ethik, welche die Arbeit geringschätzt, die Bedeutung des irdischen Berufes verkennt, das beschauliche Leben für den vollkommenen Stand erklärt und den Erwerbsbetrieb mit dem Verdacht der Sünde behaftet, reicht gegenüber der modernen Volkswirtschaft nicht aus. In der Tat leben auch die katholischen Völker nicht mehr nach der römischen, sondern nach der protestantischen Ethik, und will die römische Kirche ihre Ethik behaupten, so bleibt ihr nichts übrig, als die ganze wirtschaftliche Entwickelung ins Mittelalter zurückzuschrauben — ein vergebliches Beginnen.

Nicht Repristination, sondern nur Fortentwickelung kann Gesundheit bringen. Der Protestantismus sieht in der großartigen wirtschaftlichen Entwickelung etwas Gottgewolltes, ja die Frucht seines eigenen Geistes, sofern sie durch zwei Faktoren bestimmt ist, durch die Maschine und den freien Arbeitsvertrag. „Man kann sagen, die Maschine hat etwas vom Protestantismus an sich, die Maschine ist es aber, welche die ganze Umwälzung auf wirtschaftlichem Gebiete hervorgerufen hat. — Der freie Arbeitsvertrag aber wurzelt, ethisch betrachtet, in dem Recht des Individuums und insofern wieder in der Reformation." Die protestantische Ethik geht aus auf Weltbeherrschung und nicht auf Weltentsagung, ihr Ideal ist der freie Christenmensch, der im Glauben frei, in der Liebe jedermanns Knecht ist, der seinen Glauben im werktätigen Leben, in der Erfüllung seines weltlichen Berufes als echt erweist und darum ist sie die rechte Ethik für die gegenwärtige Volkswirtschaft.

Freilich darf die evangelische Kirche die großen Schäden der heutigen Wirschaftsordnung nicht verkennen, die in der Abhängigkeit des Arbeiters von der Maschine und in dem freien Arbeitsvertrage begründet sind, die Knechtung des Arbeiters unter die geisttötende Maschine, die ihn selbst zur Maschine macht, die Unsicherheit seiner Existenz, die Herrschaft des Kapitalismus, auf der einen Seite ungemessener Reichtum, auf der andern um so größeres Elend. Wie aber diese Schäden zu heilen sind, darüber hat die Kirche kein Urteil abzugeben. Sie wird sich zwar jeder wirtschaftlichen Besserung freuen, auch alle dahin gehenden Bestrebungen unterstützen, aber sie hat weder Partei zu nehmen in wirtschaftlichen Fragen, noch ihrerseits Weisung darin zu geben. Uhlhorn will gern warm und herzlich die Gesinnung Stöckers anerkennen, die sich in den Worten ausspricht: „Mich trieb die Angst um mein Volk in die christlich-soziale Bewegung hinein. — Ich sah in der sozialen Frage einen Abgrund, der vor dem deutschen Leben klafft. Ich bin hinein gesprungen, zuerst ohne die Tiefe zu er-

Digitized by Google

messen, weil ich nicht anders konnte." Er hebt das ausdrücklich gegenüber der antik-heidnischen Anschauung Treitschkes hervor, der aus vornehmer Höhe auf das arbeitende Volk herabblickend sagte: „Die Millionen müssen ackern, schmieden und hobeln, damit einige Tausend forschen, malen und regieren;" und: „Sicherlich sind die Tragödien des Sophokles und der Zeus des Phidias um den Preis des Sklavenelendes nicht zu teuer erkauft." „Wollten wir," sagt Uhlhorn, „unser arbeitendes Volk trotz unseres Christentums so ansehen und behandeln, dann dürften wir uns nicht wundern, wenn neue Goten und Vandalen eines Tages auch unserer Herrlichkeit ein Ende machten und alles, was die Forscher erforscht und die Gelehrten geschrieben und die Maler gemalt, als alten Plunder beiseite würfen mit der Überzeugung, daß es mit dem Elend von Millionen doch zu teuer erkauft sei." Nein, Stöckers Gesinnung möchte er allen, vor allem auch den Geistlichen, wünschen, aber seine Wege erscheinen ihm verkehrt und gefährlich. Die Kirche hat nur eine religiös-sittliche Aufgabe zu erfüllen, unserer Zeit den sittlichen Wert der Arbeit und Berufserfüllung wieder zum Bewußtsein zu bringen, den Arbeitgebern ihre Pflichten vorzuhalten, auch in dem geringsten Arbeiter Gottes Ebenbild und den Erlösten Christi zu sehen und ihn darum zu achten, seinen Vorteil nicht zu mißbrauchen, die wirtschaftliche Schwäche seines Bruders nicht auszunutzen, sich nicht von seinem Egoismus leiten lassen, sondern auch Liebe zu den Brüdern zu beweisen. Die Hauptaufgabe aber und die Voraussetzung aller andern Einwirkung ist die Wiedererweckung des religiösen Lebens in der Arbeiterwelt. Darum gilt es, dem Volke den Sonntag zurückzugeben als Tag des Gemeindegottesdienstes, es gilt Kirchen zu bauen, um der in der ganzen Kirchengeschichte unerhörten Kirchenarmut unserer Zeit zu steuern, es gilt vor allem, rechtes evangelisches Gemeindeleben zu schaffen. „Das ist im Grunde der schlimmste Mangel in unseren kirchenlosen Städten. Für zahlreiche Predigten, für die Vollziehung der Taufen und Trauungen ließe sich ja noch durch die Anstellung von mehr Geistlichen sorgen, aber die Massengemeinden werden nie wirkliche Gemeinden werden. Zu wirklichen Gemeinden können wir nur kommen, wenn es gelingt, zahlreiche kleine Gemeinden zu bilden. Auf den Bau stolzer Kathedralen, in denen eine zahlreiche Geistlichkeit fungiert, Bischöfe und Erzbischöfe und Domherren, müssen wir verzichten, wollen es auch ganz gern, wenn wir nur in großer Zahl einfache Kirchen hätten, um die sich eine wirkliche Gemeinde sammelt. Hier helfen auch keine Surrogate, Stadtmission, Jünglingsvereine und Männervereine. Der Stadtmissionar ersetzt nie den Pfarrer und das Vereinsleben nie das Gemeindeleben. Gesundes Christentum kann sich

Digitized by Google

nur auf dem Grunde eines gesunden Gemeindelebens erbauen. Die Zeit des Mangels an persönlichen Kräften liegt nun bald hinter uns. An die Stelle des Kandidatenmangels wird nun bald Kandidatenüberfluß treten. Wenn dann die Kirche nicht mit allen Kräften daran geht, Kirchen zu bauen, Gemeinden zu gründen, Gemeindeleben zu pflanzen und zu pflegen, dann sage ich, Stöckers Worte in anderem Sinne mir aneignend, „dann begibt sie sich des Anspruchs, an der geistigen Leitung der Menschheit teilzunehmen, denn dann verzichtet sie darauf, in der allentscheidenden Frage ihre besten Kräfte zur Geltung zu bringen und damit zur Lösung dieser Frage mehr beizutragen, als die römische Kirche trotz all ihrer Herrlichkeit und Macht dazu beitragen kann".

Zum Schlusse warnt Uhlhorn noch vor einer Überschätzung der Inneren Mission. „Man tut oft (ganz wie in der katholischen Kirche), als ob Almosengeben doch noch in höherem Maße ein gutes Werk wäre, als Ehrlichkeit und Redlichkeit im Geschäftsverkehr, und die Hilfe, die man seinem Nebenmenschen durch eine Gabe leistet, sittlich höher zu schätzen, als die Hilfe, die man ihm dadurch leistet, daß man in seinem Berufskreise seine Pflicht tut. Ist doch der Mensch immer geneigt, das Außerordentliche höher zu schätzen, als das Ordentliche. In der römischen Kirche gilt wirklich das Außerordentliche mehr, denn dadurch nähert sich der Mensch dem heroischen Handeln der vollkommenen Christen, die nicht bloß die Gebote halten, sondern auch die Ratschläge befolgen. Da heißt es deshalb: ‚Je mehr Almosen, desto besser!' Bei uns muß es heißen: ‚Je weniger Almosen, desto besser!' ich meine in dem Sinne, daß man als Ziel im Auge behält, den Nächsten dahin zu bringen, ja die ganze wirtschaftliche Ordnung möglichst so zu gestalten, daß es keiner Almosen mehr bedarf. Unser Ziel ist es, durch die ordentliche Erweisung der Nächstenliebe die außerordentliche möglichst überflüssig zu machen. Auch die Innere Mission ist etwas Außerordentliches. Es ist eine Überschätzung, wenn man sie für mehr hält, als für eine durch besondere Notstände hervorgerufene außerordentliche Erweisung der Nächstenliebe, deren Überflüssigwerden durch Beseitigung dieser Notstände möglichst bald zu erstreben ist."

Die Innere Mission kann die sozialen Fragen nicht lösen, aber wohl kann sie die Notstände und das massenhafte Elend unserer Zeit lindern helfen, sie muß den der Kirche Entfremdeten nachgehen, sie ihr wiederzugewinnen. Aber damit ihre Tätigkeit nicht verflache und sie nicht in Separatismus und methodistische Treiberei gerate, muß sie mehr und mehr der Kirche eingegliedert werden. „Diese Eingliederung darf nicht oben, auf der Stufe des Kirchenregimentes oder der Synode beginnen, sie muß unten, auf der Stufe der Einzelgemeinde, ihren

Digitized by Google

Anfang nehmen, soll sie gesund sein. Man stößt heute vielfach auf einen wunderbaren Glauben, fast möchte ich sagen Aberglauben, an das Kirchenregiment, als ob das Kirchenregiment alles könnte, als ob alle Schäden der Kirche nur darin ihren Grund hätten, daß das Kirchenregiment, wie man meint, nicht das rechte ist, und als ob mit einem Schlage alles gut wäre, wenn man nur zu dem rechten Kirchenregimente gelangen könnte. Das Kirchenregiment ist immer die schwache Seite unserer Kirche gewesen und wird es auch immer sein. Man kann es nicht oft genug sagen, der Schwerpunkt unserer Kirche liegt nicht im Regiment, sondern im Predigtamt. — In der Gemeinde, die um ihren Pastor sich schart, pulsiert das wahre Leben unserer Kirche, nicht in den Konsistorien und Synoden, die nur dazu vorhanden sind, dieses Leben in der Gemeinde zu pflegen. Alles, was nach Macht schmeckt, alles, was auf bloße Repräsentation der Kirche gegenüber den Weltmächten hinausläuft, wollen wir gern der römischen Kirche überlassen." Darum warnt er vor der starken Zentralisierung im Kirchenregiment, vor der Unterordnung der Anstalten der Inneren Mission unter dasselbe und dem Hineinregieren von oben. Sie müssen frei bleiben und wohl vom Kirchenregiment gefördert werden, „aber doch immer mit einer gewissen Zurückhaltung, weil in dem Bewußtsein, daß Liebe eine zarte Pflanze ist, deren Wachstum sich durch keine Befehle, auch durch keine Konsistorialreskripte und Ausschreiben hervorrufen läßt, die auch durch übermäßige Pflege von oben erstickt werden kann."

„Der Punkt, wo man das Eingliedern der Inneren Mission zunächst anzustreben hat, liegt vielmehr in der Einzelgemeinde. — Aber keine Tätigkeit der Inneren Mission kann das Pfarramt ersetzen. Darum muß die treue Versorgung des Amtes und seiner ordentlichen Pflichten immer das erste sein, was dem Pfarrer am Herzen liegt. Wo das geordnete Amt ausreicht, bedarf es nicht der außerordentlichen Hilfe der Innern Mission. — Es soll keiner meinen, er müsse nun in seiner Gemeinde um jeden Preis etwas von der Innern Mission, eine Anstalt oder einen Verein haben, als ob dieses das wahre Kennzeichen des christlichen Lebens wäre. Die Innere Mission setzt immer einen Notstand voraus. Wer ihrer Hilfe nicht bedarf, weil das geordnete Amt den Notständen, die ja nirgends fehlen, noch vorkommen kann, soll Gott dafür danken. Noch schlimmer wäre es, wenn er darüber die ordentlichen Pflichten seines Amtes vernachlässigte, allerlei Missionsarbeit triebe, aber seine Predigten nicht aufs sorgfältigste und gründlichste vorbereitete." — „Seine nächsten Helfer sind die Vertreter der Gemeinden. Was mit dem Kirchenvorstand zu schaffen ist, muß

Digitized by Google

mit diesem geschaffen werden, und selbst wenn andere Kräfte heranzuziehen nötig wird, muß doch der Kirchenvorstand den Mittelpunkt bilden. Nur kein Vereinsleben auf Kosten des Gemeindelebens. Die Gemeinde selbst mit ihrem Kirchenvorstand ist der beste Verein für Innere Mission. Die Gemeinde ist der gegebene richtige Rahmen für das christliche und kirchliche Leben. Der Zusammenhang mit der Gemeinde erhält es gesund. — Darum, was sich von Werken der Innern Mission parochial eingliedern läßt, das muß parochial eingegliedert werden, es darf nicht neben der Gemeinde, es muß in der Gemeinde stehen. — Der gegenwärtige Bestand der Innern Mission darf nur ein Übergangsstadium, allerdings ein durchaus notwendiges, sein, das Ziel aber ist eine kräftige Gemeindediakonie."

Die Schrift Uhlhorns fand weithin Beachtung und hatte den Erfolg, daß wenigstens in Hannover die Verirrungen der Christlich-Sozialen über kleine, bald wieder verschwindende Ansätze stark nach links neigender Pastoren nicht hinausgekommen sind. Die Grundgedanken seiner Schrift legte er noch einmal in dem „Erlaß des Landeskonsistoriums an die Geistlichen, betreffend die Aufgabe der Kirche gegenüber der sozialen Frage" dar.*) Mit ernsten Worten mahnte er hier zu treuer Versorgung des Predigtamtes, zu fleißiger Seelsorge und eifriger Pflege der gemeindlichen Liebestätigkeit, endlich auch zum ernsten christlichen Wandel und Einsetzen der ganzen Persönlichkeit in der Amtstätigkeit. Den Geistlichen wurde aufgegeben, mit ihren Kirchenvorständen zu besprechen, wie weit die sozialdemokratische Bewegung in die Gemeinde eingedrungen sei, welche Mängel, Schäden und Notstände im wirtschaftlichen und ebenso auch im religiös-sittlichen Leben sich zeigten, und was zu ihrer Abstellung wie zur Förderung des Gemeindelebens geschehen könnte. Uhlhorn hat mit seinen nüchternen, echt lutherischen Anschauungen seine Kirche sicher durch die damaligen Wirren hindurchgeführt. Während der Oberkirchenrat in Berlin seinen ersten Erlaß, der auf das an höchster Stelle gefallene Wort von der sozialen Tätigkeit der Pastoren herausgegeben war und weit über die gesund evangelischen Grundsätze hinausging, durch einen neuen abschwächenden und selbst widersprechenden ersetzte, nachdem an höchster Stelle das Urteil ergangen war: „Soziale Pastoren sind Unsinn!" brauchte das Landeskonsistorium nicht einen Schritt zurückzutun, weil es von vorneherein den rechten Weg gegangen war.

*) Kirchliches Amtsblatt für den Bezirk des Kgl. Landeskonsistoriums in Hannover 1890, Nr. 14. Der noch heute sehr lesenswerte Erlaß ist auch als Sonderdruck bei Feesche in Hannover erschienen.

Digitized by Google

Die rechte Pflege der Liebestätigkeit hielt er für ein Hauptmittel zur Kräftigung des Gemeindelebens. Auf seine Veranlassung hatte das Landeskonsistorium aus allen Gemeinden Berichte eingefordert, wie es dort in dieser Beziehung stünde. Dann verfaßte Uhlhorn die Bekanntmachung betreffend die kirchliche Armenpflege vom 1. August 1891.*) So fern es ihm lag, die Liebestätigkeit als ein der Kirche allein zustehendes Privileginm anzusehen, im Gegenteil auch die Privatwohltätigkeit schätzte und auch in der bürgerlichen Armenpflege eine Auswirkung des christlichen Geistes sah, so bestimmt hielt er eine geordnete kirchliche Armenpflege für notwendig und im Wesen der christlichen Gemeinde begründet. „So sehr man sich einer reichen Privatwohltätigkeit freuen mag und so wohl geordnet die bürgerliche Armenpflege in unsern Tagen ist, es treten doch Aufgaben heran, die weder jene noch diese, sondern nur eine geordnete kirchliche Armenpflege zu lösen im stande ist, ganz abgesehen davon, daß keine Gemeinde des Segens entbehren kann, der auf dieser gemeindlichen Liebestätigkeit ruht, und der Förderung des Gemeindelebens, die von ihr ausgeht." Er beklagt, daß die Erträge der kirchlichen Sammlungen für die Armen (Armenstock oder Klingelbeutel, welch letzteren er für das einzig richtige hielt) vielfach in die Kasse der bürgerlichen Armenpflege flössen. Auch dieser ist durch eine kräftige kirchliche Armenpflege weit mehr gedient, als durch diese Mittel. Mit allen Kräften solle man dahin streben, diese Erträge ungeschmälert für die kirchliche Armenpflege frei zu machen. Die Verbindung beider Arten der Armenpflege zu einer gemischt kirchlich-bürgerlichen kann er nicht billigen. Ihre Voraussetzung, die Einheit der kirchlichen und bürgerlichen Gemeinde, ist weggefallen, und der Kirchengemeinde wird dadurch eine nach ihren Grundsätzen geübte und ihrer Eigenart entsprechende Armenpflege erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Die Verbindung soll, wo sie besteht, nicht sofort gelöst werden, aber eine selbständige kirchliche Armenpflege muß als das zu erstrebende Ziel im Auge behalten und konsequent verfolgt werden. Dabei darf aber die kirchliche Armenpflege der bürgerlichen keine Konkurrenz machen, hat auch vorsichtig zu handeln, um nicht etwa ihr neue Lasten aufzuladen durch Unterhaltung Zugezogener, bis sie den Unterstützungswohnsitz erworben haben. Darum hielt er auch eine stete Verbindung zwischen beiden für nötig, wollte sie aber rein persönlich hergestellt wissen dadurch, daß vielleicht ein Mitglied des Kirchenvorstandes im städtischen Armenkollegium Sitz hätte oder daß man sich gegenseitig Mitteilung über die Unterstützten oder zu Unterstützenden machte.

*) Amtsblatt 1891, Nr. 11, auch in Separatdruck erschienen.

Digitized by Google

Die kirchliche Armenpflege hat neben der Bedürftigkeit auch die Würdigkeit zu beachten, und ihre äußere Hilfe verfolgt immer auch den Zweck, die Armen in ihrem religiös-sittlichen Leben zu fördern. Sie hat sich vor allem der verschämten Armen anzunehmen, der Kinder, der Alten, Kranken und Siechen. Die Krankenpflege durch Gemeindediakonissen oder aus der Gemeinde hervorgegangenen Krankenpflegerinnen, durch Frauenvereine, Suppenvereine u. s. w. ist kräftig zu fördern, ebenso die Pflicht der Fürsorge für entlassene Sträflinge und die Familien gefänglich Eingezogener treulich zu erfüllen. Alles Gewicht wird zuletzt noch auf den persönlichen Verkehr mit den Armen gelegt, um auch religiös und sittlich auf sie einzuwirken, und diese Aufgabe wird nicht nur den Pastoren, sondern auch den Kirchenvorstehern ans Herz gelegt.

Noch ausführlicher legte Uhlhorn diese Ansichten in einer Schrift dar: Die kirchliche Armenpflege und ihre Bedeutung für die Gegenwart.*) Mit Freude erkannte er an, daß z. B. die Verwaltung der Stadt Hannover einsichtig genug war, den städtischen Kirchengemeinden die Erträge der kirchlichen Armensammlungen, die bis dahin in die städtische Armenkasse geflossen waren, zurückzugeben. Die Folge davon ist gewesen, daß sie ganz bedeutend stiegen.

Seinen Anschauungen gemäß erklärte er sich auf der Landessynode von 1893 auch ganz entschieden gegen die Teilnahme von Geistlichen an den sogenannten sozialen Kursen, wie sie in Berlin gehalten wurden. Das Landeskonsistorium hatte es abgelehnt, Geistlichen, die daran teilnehmen wollten, dazu Mittel zu bewilligen. Auf eine Anfrage entgegnete er, daß er persönlich nicht viel von derartigen Kursen halte, denn sie verleiteten zu einem gerade auf diesem Gebiete besonders gefährlichen Dilettantismus. Überdies fange die ganze Bewegung an, nach mehr als einer Seite hin bedenklich zu werden und in sozialistische Bahnen und Anschauungen einzulenken, von der der Kirche nur neue Gefahren drohen könnten. Viel mehr notwendig sei es, daß der Geistliche sich um die Verhältnisse in seiner eigenen Gemeinde kümmere. Da habe er ein Gebiet, auf dem er Fruchtbares schaffen könne, und werde kein Dilettant. Die Instruktionskurse für Innere Mission und die in Berlin gehaltenen sozialen Kurse seien garnicht mit einander zu vergleichen. Denn hier handle es sich um Sehen von praktisch bewährten Einrichtungen, dort um nationalökonomische Theorieen. Eine Bestätigung seiner ablehnenden Stellung gegen derartige Bestrebungen sah er darin, daß später einzelne Geistliche, die sich viel in diesem Sinne mit den sozialen Fragen beschäftigten, direkt in das sozialistische Lager übergingen.

*) Göttingen 1892.

Digitized by Google

In seiner Schrift über die soziale Frage hatte Uhlhorn zugleich sein Urteil über die schon oben erwähnten Hammerstein-Stöckerschen Kirchenbaupläne abgegeben, die in einer äußerlich freien und machtvollen Stellung der evangelischen Kirche mit Bischöfen an der Spitze das Heil sahen. Diese Pläne, die weit über die Brüelschen Anträge hinausgingen, wurden in der Stöckerschen „Deutsch-evangelischen Kirchenzeitung" vorgetragen. Uhlhorn hat sich mit Mejer darüber amüsiert, daß diese Zeitung als Motto den Artikel 7 der Augsburgischen Konfession erwählt hatte (Die Kirche ist die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut des Evangelii verwaltet werden). Dieses Wort des lutherischen Bekenntnisses passe ja zu den Stöckerschen Forderungen, wie die Faust aufs Auge!

Daß in der gegenwärtigen Art des Kirchenregimentes viel Bedenkliches, für die Kirche selbst Schädigendes zu finden sei, wollte er nicht leugnen. Er beklagte, daß die Stellen im Kirchenregimente vom Staate oft nicht nach kirchlichen, sondern nach rein staatlichen Gesichtspunkten besetzt würden, daß man weniger danach frage, ob der zu Ernennende der Kirche, als vielmehr, ob er dem Staate diene, und daß die Regierung eine wahre Angst habe, die Kirche könne zu selbständig werden. Auch ein überwiegender Einfluß der Juristen im Kirchenregiment erschien ihm bedenklich. Nicht als ob er eine Theologenherrschaft gewollt hätte, aber die Theologen waren ihm doch die zunächst Sachverständigen, die in erster Linie bei den kirchlichen Angelegenheiten mitzureden hätten, und wenn ein Jurist die Kirche mitregieren wolle, müsse er eigentlich zugleich auch Theologe sein, um nicht verkehrte Wege zu gehen. „Die Juristen," so sagte er einmal, „sehen z. B. in jeder Abweichung von dem Buchstaben der Bekenntnisse schon eine Ketzerei, die mit Absetzung bestraft werden müsse," und er rühmte an Lichtenberg vor allem auch, daß dieser sich wirklich noch in die wissenschaftliche Theologie eingearbeitet habe. Ohne das ginge es einfach nicht. Sehr bitter klagte er wohl darüber, daß Leute, die nie in kirchlichen Sachen gearbeitet hätten und die kirchlichen Verhältnisse nicht kennten, zu leitender Stellung in der Kirche berufen würden: „Aber sie sind ja Juristen, und die verstehen ja eben als Juristen alles, können Präsidenten der Eisenbahndirektionen, der kirchlichen Behörden, und Gott weiß, was noch werden! Solche Dinge kann die Kirche auf die Dauer nicht ertragen, wenn sie Kirche bleiben will. Es ist, als ob alles mit Gewalt darauf hinarbeitete, das Band zwischen Staat und Kirche zu zerreißen." Und doch sah er keinen Ausweg aus den Schwierigkeiten. Dadurch, daß man die Theologen an die Spitze stelle, seien sie noch nicht gelöst.

Digitized by Google

Wohl hätte er es gern gesehen, daß auch einmal ein Theologe Präsident des Landeskonsistoriums geworden wäre, zumal gesetzlich nicht bestimmt sei, daß es ein Jurist sein müsse, aber damit allein wäre noch nichts gewonnen. „Die Theologen verlieren im Kirchenregimente leicht ihren theologischen Charakter; die Mitglieder der römischen Kurie sind auch mehr Juristen als Theologen." Die Wahl der Generalsuperintendenten, die dann als „Bischöfe" regieren sollten, durch die Synoden hielt er für sehr bedenklich. Ob da immer die rechten Männer gewählt oder nicht vielmehr nach Parteirücksichten entschieden und damit die Sache für die Kirche nur noch schlimmer würde? Er hielt für das Richtige zu tragen, solange es zu tragen wäre, d. h. solange wenigstens die eigentliche Aufgabe der Kirche nicht verhindert werde, und in den Gemeinden an der Neubelebung der gesamten Kirche zu arbeiten. Anstatt soviel hohe Kirchenpolitik zu treiben, sollten die Geistlichen sich lieber mit aller Kraft ihren Gemeinden widmen. Kein noch so unvollkommenes Kirchenregiment hindere sie bis jetzt daran, durch Predigt und Seelsorge heilsam zu wirken. „Tun wir nur jeder treu, was uns befohlen ist, sagte er öfter, und warten das Andere geduldig ab. Wie so oft — z. B. auch vor der Reformation — sich die Menschen vergeblich mit den Problemen des kirchlichen Lebens plagten und keine Lösung fanden, bis Gott selbst mit Einem Male Wandel schaffte, so wird auch die Zeit kommen, wo ein neues Geschlecht mit Einem Male die Antwort auf die Fragen findet, die uns jetzt beunruhigen, und das Verhältnis zwischen Staat und Kirche so geregelt werden wird, daß die Kirche frei ihr Leben entfalten kann."

Ablehnend stellte sich Uhlhorn auch zu der Stadtmission, wie schon oben hervorgehoben wurde. Im Anfang des Jahres 1888 erging an ihn von Seiten des Kammerherrn der Kaiserin, Freiherrn von Mirbach, in Berlin die Bitte, dem Hilfs-Komitee für die Stadtmissionen in den großen Städten Preußens beizutreten. Mirbach berief sich darauf, daß der damalige Prinz Wilhelm und höchstdessen Gemahlin (das jetzige Kaiserpaar) die Sache unterstützten, und bat Uhlhorn, nicht nur selbst beizutreten, sondern auch noch 8—10 kirchliche Notabeln zu nennen, die zum Beitritt aufgefordert werden könnten. Er betonte, daß dieser Beitritt auch Hannoverscher Kreise dem „dringenden, von höchster Stelle wiederholt ausgesprochenen Wunsche" entspräche. Uhlhorn antwortete mit folgendem Schreiben:

„Ew. Hochgeboren sehr geehrtes Schreiben vom 6. März zu beantworten, wird mir (lassen Sie mich mit diesem aufrichtigen Geständnis beginnen) sehr schwer. Wie gerne sagte ich einfach ja und schlösse mich Ihren Bestrebungen an. Die Bedeutsamkeit derselben steht mir lebendig vor der

Digitized by Google

Seele. Nur mit dem innigsten Danke kann ich es begrüßen, daß Ihre Königlichen Hoheiten, der Prinz Wilhelm und Höchstdessen Gemahlin, Frau Prinzessin Wilhelm, sich der geistlichen Not und des Jammers in unseren großen Städten so hochherzig annehmen und damit vor aller Welt bezeugen, daß auch sie das Evangelium als das einzige Heilmittel für alle Schäden der Gegenwart ansehen. Um so schwerzlicher ist es mir, daß ich doch bitten muß, von meiner geringen Mitarbeit abzusehen.

„Ew. Hochgeboren wollen mir gestatten, etwas genauer in die Sache einzugehen und es mir zu gute halten, wenn die Darlegung meiner Gründe etwas ausführlich wird, da mir aufs höchste daran liegen muß, meine mir selbst so schmerzliche Ablehnung nicht in einem falschen Lichte erscheinen zu lassen.

„Die ungenügende geistliche und kirchliche Versorgung unserer großen Städte habe ich seit Jahren als einen der schwersten Notstände unserer Gegenwart und zugleich als eine der größten Unterlassungssünden unserer teuren evangelischen Kirche angesehen und in Wort und Schrift dafür geeifert, daß dieser Notstand beseitigt und diese Sünde wieder gut gemacht werde. Allein ebenso bestimmt habe ich es auch als meine feste Überzeugung hingestellt, daß das einzige wahre Heilmittel in der Teilung der großen Gemeinden, in dem Bau von Kirchen und der Anstellung von Predigern zu finden ist. Die Stadtmission, so gern ich die in ihr sich offenbarende christliche Liebe anerkenne und nicht bestreite, daß sie Einzelnen von großem Segen gewesen ist, kann doch niemals das leisten, was die geordnete Predigt des Wortes und die Verwaltung der Sakramente zu schaffen imstande sind, ganz abgesehen noch davon, daß dieser Art von Tätigkeit auch noch manches Bedenkliche anhaftet. Auf protestantischem Boden kann das Ziel immer nur sein, ein gesundes Gemeindeleben hervorzurufen und den Einzelnen mit seinem persönlichen Christentum in dieses einzugliedern. Das wird aber nicht möglich sein, solange derartige Massengemeinden bestehen, wie gegenwärtig, und die eifrigste Tätigkeit der Stadtmission kann die darin für die Erweckung und Entfaltung eines gesunden christlichen Lebens liegenden Hindernisse nicht überwältigen. Es ist ja möglich, daß meine Erfahrungen in dieser Beziehung einseitig und unvollständig sind, aber ich darf nicht verschweigen, daß meinen Erfahrungen nach die Tätigkeit von Stadtmissionaren, je mehr sie über das Gebiet der Armenpflege hinausgeht, die große Gefahr in sich trägt, ein stark subjektiv gefärbtes und nach manchen Seiten hin ungesundes Christentum zu erzeugen, das nur zu leicht durch seinen separatistischen Zug für die geordnete Kirche gefährlich werden kann.

„Ew. Hochgeboren werden mir nun vielleicht darin durchaus recht geben und der mir mitgeteilte Aufruf spricht das ja auch bestimmt aus, daß nur die organisierte Kirche dem Übelstande wirksam und dauernd begegnen kann. Aber Sie werden mir entgegenhalten, daß die Gründung neuer Parochien viel zu schwierig und in absehbarer Zeit nicht darauf zu rechnen ist, daß man damit etwas Erhebliches erreicht. Sie werden mich darauf hinweisen, daß es nötig ist, nicht weit aussehende und vielleicht erst in Jahrzehnten zu verwirklichende Pläne zu entwerfen, sondern gleich etwas

Digitized by Google

zu tun, und das könne nur in der Weise der Stadtmission geschehen. Dem könnte ich mich anschließen, wenn die Stadtmission wirklich ein, wenn auch kleiner Schritt auf dem Wege zu dem erstrebten Ziele wäre. Das ist aber meiner Überzeugung nach nicht der Fall, sondern, das ist mir gerade das Bedenkliche, sie durchkreuzt diesen Weg und bringt uns dem erstrebten Ziele der Gemeindebildung (ein anderes können wir als evangelische Christen nicht haben) nicht näher, sondern rückt dasselbe weiter hinaus. Sie ist, wenn ich es offen aussprechen darf, eben nur ein Surrogat und leidet an dem Fehler aller Surrogate, daß sie zu Hindernissen für das wirklich Erstrebenswerte werden. Solche Surrogate scheinen das vorhandene Bedürfnis zu befriedigen, ja sie befriedigen es wirklich zum Teil, aber damit täuschen sie auch über die Größe desselben hinweg und stumpfen den im Bewußtsein der Größe des Schadens liegenden Stachel ab. Dazu kommt, daß sie eine Menge von Mitteln in Anspruch nehmen, die dann für die höheren Zwecke nicht mehr zur Verfügung stehen.

„Ich lasse mich auch nicht dadurch irre machen, daß man mir sagt, die Gründung neuer Parochien in Berlin ist vollständig hoffnungslos. Gestehe ich auch gern zu, daß ich die Verhältnisse der großen Stadt nicht übersehe, so kann ich das doch nicht glauben, denn das hieße unsere Kirchen für bankerott erklären. Nichts ist hoffnungslos, was in Glauben und Liebe in Angriff genommen wird, und so gewiß ich auch an die Zukunft unserer Kirche glaube, so gewiß glaube ich auch, daß es möglich ist, der Kirchennot unserer Städte ein Ende zu machen; aber nur mit herzlicher Sorge kann ich den Versuch betrachten, dieses Ziel, statt es sofort energisch in Angriff zu nehmen, in die Ferne zu rücken und ein Surrogat dazwischen zu schieben, denn das heißt den Notstand verewigen.

„Ew. Hochgeboren wollen entschuldigen, daß ich meine Ansicht so ausführlich dargelegt habe. Es liegt mir aber daran, Ihnen den Eindruck zu geben, daß ich meinen innersten und zu öfteren Malen auch öffentlich vertretenen Überzeugungen untreu werden müßte, wenn ich jetzt in ein Hilfskomite für die Stadtmission in den großen Städten eintreten wollte.

„Doch, es handelt sich hier nicht bloß um meine persönliche Stellung. Die Hauptfrage ist vielmehr die: ob es ratsam ist, auch die evangelisch-lutherische Kirche der Provinz Hannover noch weiter als das durch die an mehreren Orten bereits ins Werk gesetzte Sammlungen geschehen ist, zu den Bestrebungen der Stadtmission heranzuziehen und mit denselben, wie das durch die Aufnahme von kirchlichen Notabeln unter die Mitglieder des Hilfskomitees geschehen würde, zu verbinden.

„Schon früher ist das von angesehenen Gliedern unserer Kirche als bedenklich bezeichnet. Nach dem Aufrufe soll die Unterstützung sich nicht auf die Stadtmission von Berlin beschränken; es sind vielmehr auch Stadtmissionen in den übrigen Provinzialhauptstädten ins Auge gefaßt. Nun ist es mit Gottes Hilfe gelungen, die wachsende Stadt Hannover auch mit Kirchen zu versorgen und die großen Parochien zu teilen, und wir hoffen, daß das auch in Zukunft gelingen wird. Die Einrichtung einer Stadt-

Digitized by Google

mission in Hannover würde nicht nur als unnötig angesehen werden, sie würde auch in allen kirchlichen Kreisen — darüber kann ein Zweifel nicht bestehen — auf den entschiedensten Widerstand stoßen. Kommt somit die Provinz Hannover und speziell unsere evangelisch-lutherische Kirche nach dieser Seite hin nicht in Betracht, so möchte ich es zu nochmaliger Erwägung ganz ergebenst vorstellen, ob es nicht das Angemessenste wäre, bei dem zu bleiben, was bei den früheren Besprechungen sich als Ergebnis herausgestellt hat, daß nämlich in den kirchlichen Kreisen unserer Provinz wohl für die Stadtmission Sammlungen veranstaltet werden, aber eine weitere organische Verbindung mit dem geplanten Hilfskomitee nicht eintritt.

„Herzlich wünsche ich, es möchte mir gelungen sein, Ihnen zu zeigen, daß meine zu meinem aufrichtigen Bedauern ablehnende Antwort nicht in Gleichgültigkeit gegen das große, von Ihren Königlichen Hoheiten unternommene Werk, der Not unserer großen Städte ein Ende zu machen, ihren Grund hat. Gott wolle Ihre Königlichen Hoheiten für die darin bewiesene warme Liebe zu unserem armen Volke aus der Fülle seiner Gnade reichlich segnen und verleihen, daß das hohe Ziel, dem wir alle nachstreben, unser liebes deutsches Volk wieder mit den Kräften des Evangeliums zu durchdringen, mehr und mehr erreicht werde."

Noch einmal wandte sich Freiherr von Mirbach an Uhlhorn, seine Bedenken zu zerstreuen. Es sei „der ausdrückliche und bestimmt ausgesprochene Wunsch unseres jetzigen Kronprinzen und der Frau Kronprinzessin, daß die Hilfsarbeiten im engsten Anschluß an die Kirche geschehen sollen und daß das Hauptziel dabei sei, daß sich Gemeinden bilden. Es ist vielfach, und das erkenne ich wohl an, ein Fehler der Stadtmission, daß sie dieses Hauptziel nicht nachdrücklich genug verfolgt oder an der Erreichung desselben verzweifelt. Aber gerade dafür soll das Hilfskomitee seine Hauptkraft einsetzen in die Gründung neuer Parochien — Ew. Hochwürden darf ich es vertrauend aussprechen, daß es der Kronprinzessin ein tiefer Schmerz sein würde, wenn sich die Lutheraner zurückhielten." Nochmals bat er ihn um Beitritt, aber Uhlhorn lehnte wieder bestimmt ab. Er hielt die Stadtmission nicht für den rechten Weg zum Ziele und hatte auch sonst gegen sie die schwersten Bedenken. Was ihm noch besonders gefährlich bei ihr erschien, war, daß sie eine selbständige Organisation neben der organisierten Kirche wäre und daß durch einen von dieser unabhängigen Vorstand die Stadtmissionare selbst gegen den Willen der Gemeindeorgane in die Gemeinden ausgesandt würden, Seelsorge zu treiben. Er sah darin etwas Ähnliches, wie die römische Kirche es mit den Bettelorden erlebt hat, und wie diese das Ansehen der Parochialgeistlichen und ihre Arbeit geschädigt hätten, so würde die Stadtmission auch zuletzt dazu dienen, das Pfarramt und die Gemeinden zu zerstören.

Digitized by Google

Für weit richtiger als Stadtmission hielt er die Einrichtung einer Gemeindediakonie; Männer, welche Helfer in der Armenpflege und der äußeren Fürsorge für die Gemeinde, Gehilfen des Pastors in der Innern Missionsarbeit wären. Die eigentliche Seelsorge müßte dem ordentlichen Pfarramt vorbehalten bleiben, und der Diakon sollte auch vom Pfarramt vollständig abhängig und der Gemeindevertretung verantwortlich sein. Darum hielt er die Besetzung der Küsterstellen in den Städten mit Diakonen für sehr wünschenswert, das würde ein Segen für das kirchliche Leben sein, und mit Freuden begrüßte er, als das Stephansstift daran ging, solche Gemeindediakonen auszubilden.

Wie es scheint, hat das Schreiben Uhlhorns an Freiherr von Mirbach die Folge gehabt, daß man in Berlin den Bau von Kirchen energischer in Angriff nahm. Wenigstens wurden die in Hannover erbauten Kirchen im Auftrage der Kaiserin Auguste Viktoria und auch von dieser selbst besichtigt, und Uhlhorn hatte der hohen Frau zu berichten, wie man in Hannover mit Kirchenbauten vorgegangen sei und welche Mittel dazu erforderlich gewesen wären. Er war gern dazu bereit, mit seinem Rate in Berlin dieses Werk zu fördern, das ihm in Hannover so schön gelungen war.

Digitized by Google

16. Kapitel.

Arbeit für weitere Kreise. Die Eisenacher Konferenz. Uhlhorns Stellung auf derselben. Seine Referate und ihre Bedeutung für das ganze evangelische Deutschland. Die Schulkonferenz in Berlin. Jugendspiele. Historischer Verein für Niedersachsen. Mannigfaltige Interessen.

Bedeutsam für das ganze evangelische Deutschland wurde Uhlhorns Teilnahme an der Konferenz der evangelischen Kirchenregierungen in Eisenach; seit der Mitte der achtziger Jahre ist er regelmäßig dort gewesen, die letzten Jahre dieser Reise zugleich mit einem Erholungsaufenthalt in Tabarz in Thüringen verbindend, fast die einzige Ausspannung, die er sich gestattete. Über seine Tätigkeit in Eisenach gibt Oberkirchenrat Hansen in Oldenburg folgenden dankenswerten Bericht:

„Abt Uhlhorn legte einen hohen Wert auf die Eisenacher Konferenz. Sie war ihm nicht bloß eine Reihe von Sitzungen, die mit Beschlüssen endigten, welche für niemanden bindend waren, sondern sie stand ihm vor Augen als eine lebendige persönliche Gemeinschaft der Vertreter der deutschen evangelischen Kirchenregierungen, die sich in Gottesdiensten und Andachten, in Beratungen und zwanglosen Gesprächen, in Vorträgen und geselligen Zusammenkünften kennen lernten, austauschten und persönlich näher traten. Auf dies persönliche Element der Zusammenkünfte legte Uhlhorn das Hauptgewicht, und vielleicht hing es damit zusammen, daß er es für wünschenswert hielt, wenn auch in Zukunft wie bisher die geistlichen Mitglieder der Konferenz in der Mehrheit blieben. Dabei unterschätzte er nicht die greifbaren Ergebnisse der Konferenz, und äußerte einmal, es würde sich nachweisen lassen, daß der Einfluß der Eisenacher Konferenz auf die Wirksamkeit der Kirchenregierungen von erheblicher Bedeutung gewesen sei, und zwar gerade darum, weil die vollkommene Freiheit der einzelnen Kirchenregierungen gegenüber den Konferenzbeschlüssen gewahrt bleibe.

„Man konnte es bisweilen wünschen, daß die Leitung der Konferenz in Uhlhorns Händen gelegen hätte. Und dennoch, wie hätte man ihn bei der Erstattung der Referate und noch mehr bei der Debatte entbehren mögen? Wie häufig er als Referent in Anspruch genommen wurde, mag das anliegende Verzeichnis der von ihm erstatteten Referate beweisen. Auch hier

Digitized by Google

zeigte sich wieder, wie seine ungewöhnliche Begabung ihn befähigte, ebenso sehr in theologischen wie in rechtlichen Fragen sein gewichtiges Urteil abzugeben. Ich brauche kaum zu erwähnen, daß seine Referate durch die Umsicht und den weiten Blick, den Sinn für das geschichtlich Gewordene und die praktische Weiterentwickelung sich ebenso sehr auszeichneten wie durch die Genauigkeit und Sorgfalt in der Behandlung des Einzelnen. Dazu kam die schlichte, durchsichtige und rein sachliche Darstellung. Hatte Uhlhorn das Hauptreferat gehabt, so waren die zur Beratung Berufenen im denkbar vollständigsten Maße instruiert und zugleich in eine solche Diskussion des vorliegenden Themas eingeführt, daß, hielt man sich an die von ihm eingeschlagene Linie der Gedankenbewegung, von vornherein ein ersprießlicher Verlauf der gemeinsamen Erörterung zu hoffen stand. War er Korreferent, so konnten die Referenten sicher sein, daß, hatten sie vielleicht das Eine oder Andere übersehen, Uhlhorns Referat die erforderliche Ergänzung bringen würde. In der Debatte beobachtete er gewöhnlich zunächst eine gewisse Zurückhaltung. Hatten aber die verschiedenen Ansichten sich zur Genüge geltend gemacht, so pflegte er gern mit solchen Vorschlägen hervorzutreten, die geeignet schienen, die vorhandenen Gegensätze möglichst auszugleichen. Angriffen gegenüber bewahrte er, so temperamentvoll er sein konnte, meistens eine vornehme Sachlichkeit und feinfühlige Ausdrucksweise, so daß ich ihn oft bewundert habe.

„Zweimal hat Uhlhorn als Konferenzmitglied gepredigt, einmal beim Eröffnungsgottesdienste in der Wartburgkapelle, das anderemal im Sonntagsgottesdienste in der Stadtkirche. Beidemale machte er einen tiefen Eindruck. Seine Predigt in der Stadtkirche gewann ihm durch ihre seelsorgerliche Weisheit und große Gemütswärme das Herz eines Konferenzmitgliedes, dem er bis dahin unbegreiflicher Weise nur als der „kühle Diplomat" gegolten hatte. Zu wiederholten Malen wurde Uhlhorn aufgefordert, bei Versammlungen, die während der Tage der Konferenz in Stadt und Umgegend von Freunden der äußern und innern Mission veranstaltet waren, das Wort zu ergreifen. Mit der geradezu beispiellosen Gewandtheit und Bereitschaft, die ihm eigen war, entsprach er auch solchen Bitten in der Regel sehr gern, und holte mit sicherem Griff aus der reichen Fülle seiner Gedanken, Kenntnisse und Erfahrungen heraus, was für derartige Formen der christlichen Gemeinschaft geeignet war. Er konnte uns eine praktische Illustration zu den Worten Eph. 6, 15 geben: *ἐν ἑτοιμασίᾳ τοῦ εὐαγγελίου τῆς εἰρήνης.*"

„Bei den letzterwähnten Vorträgen trat auch die kindliche Frömmigkeit und der anmutige Humor des teuren Abts in höchst anziehender Weise hervor.

„Seine Arbeitskraft und unverwüstliche Elastizität war erstaunlich. Wenn nach langen und ermüdenden Sitzungen die Stunde des gemeinsamen Mahles schlug, brachte Uhlhorn fast immer die größte Frische für die gesellige Unterhaltung mit. Anders war es nur bisweilen, wenn der Verlauf der Verhandlungen ihn weniger befriedigt hatte. Dann konnte er zeitweise auch im Kreise der ihm persönlich näher stehenden Konferenzmitglieder, mit denen er bei Tische gern zusammensaß, etwas schweigsam sein, wenn seine herzlich

Digitized by Google

rücksichtsvolle Höflichkeit es ihm auch nie gestattete, gegen seine Freunde eine ablehnende Zurückhaltung zu zeigen. Auf den Spaziergängen und bei den zwanglosen abendlichen Zusammenkünften knüpfte er gern mit den verschiedensten Mitgliedern der Konferenz an und setzte sich auch nicht selten mit denen brüderlich auseinander, deren theologische Eigenart von der seinigen erheblich abwich. Überall wo ihm gründliche wissenschaftliche Bildung, religiöse Feinfühligkeit und taktvolle Haltung begegnete, versagte er seine Anerkennung und seine Sympathie gewiß nicht. Lag es ihm selbst doch fern, wenn er die eigenen Überzeugungen aussprach, andere schulmeisterlich belehren und eine aufdringliche Pression ausüben zu wollen. Trotz seiner kräftig angelegten niedersächsischen Natur, die wo es nötig war, auch mit Entschiedenheit und Lebhaftigkeit ablehnen konnte, hatte er eine hohe Vorstellung von der Aufgabe kollegialischen Zartgefühls und zählte in der Eisenacher Konferenz zu den berufensten Hütern der vornehmen Formen, die zu den Überlieferungen ihrer Gemeinschaft gehören."

Die Zahl der Referate, die er in Eisenach gehalten hat, ist nicht gering.

1886 über die praktische Vorbereitung der Kandidaten der Theologie für das Pfarr- und Schulinspektoratsamt.

1888 über die Stellung der Kirchenregierungen zu den Beschlüssen der Konferenz vom Jahr 1886, betr. die Ausbildung der angehenden Geistlichen zu dem Pfarr- und Schulinspektoratsamte.

1890 Korreferat über die Perikopenfrage.

1892 Korreferat über den Entwurf einer Reihe alttestamentlicher Lektionen. Referat über die kirchliche Armenpflege.

1894 Referat über die Frage: Empfiehlt es sich, die Synoden und synodalen Organe zur Mitarbeit auf dem Gebiete der christlichen Liebestätigkeit heranzuziehen, und wie ist die bezügliche Tätigkeit zweckmäßig zu gestalten?

1896 Referat über die Frage: Was kann seitens der Kirchenbehörden für die wissenschaftliche und praktische Fortbildung der im Amte stehenden Geistlichen geschehen?

1898 Korreferat über die Frage: In welchem Umfange kann und soll die Benutzung sämtlicher Kirchensitze im Hauptgottesdienste freigegeben werden?

Besonders das Referat über die praktische Vorbereitung der Kandidaten der Theologie hat reiche Frucht gebracht. Sehr häufig wurde Loccum von den Mitgliedern verschiedener deutschen Kirchenregierungen aufgesucht, die sich in die Einrichtung und Arbeit des dortigen Predigerseminares einen Einblick verschaffen wollten, und dieses wurde vorbildlich für eine Reihe ähnlicher Anstalten, die in Deutschland gegründet wurden. Uhlhorn selbst fügte dem in Loccum noch das zweite Predigerseminar auf der Erichsburg hinzu, über das, wie über die von ihm geschaffenen Vikariate, wir im nächsten Kapitel berichten werden. Hannover gewann durch ihn vor allen übrigen

Digitized by Google

Landeskirchen Deutschlands in der Fürsorge für die Kandidaten den Vorrang und die führende Stellung, und als im Frühjahr 1892 eine Konferenz preußischer Studiendirektoren in Loccum stattfand, haben alle von dem Abte, der den Vorsitz führte, gern gelernt.

Im Jahre 1890 nahm er auch teil an der Schulkonferenz in Berlin. Am 1. Mai des Jahres hatte Kaiser Wilhelm II eine Ordre an das Staatsministerium erlassen, worin er dem Gedanken Ausdruck gab, daß schon durch die Schule der Ausbreitung sozialistischer und kommunistischer Ideen entgegengewirkt werden sollte, und die Grundzüge des ihm erforderlich scheinenden Weges dazu darlegte. Das Ministerium arbeitete der kaiserlichen Anregung entsprechende Vorschläge für die niederen und höheren Schulen aus. Dem höheren Schulwesen wurde die Aufgabe gestellt, „in noch wirksamerer Verfolgung seiner bisherigen Ziele diejenigen Gesellschaftsklassen, welche zu maßgebendem Einflusse auf das gesamte Volksleben berufen sind, nicht nur mit dem dazu nötigen, fruchtbringenden Wissen auszurüsten, sondern ihnen auch durch eine auf dem Grunde des Christentums und des deutschen Volksgeistes beruhende Erziehung eine dauernde Richtung des Willens und des Charakters zu geben". Die Wege zu diesem Ziele sollte eine eigene Versammlung von Männern verschiedener Lebensstellung ermitteln, die prüfen sollten, „welche von den zahlreichen Vorschlägen zur Verbesserung unseres höheren Schulwesens berechtigt und wie dieselben untereinander auszugleichen, besonders aber, wie sie für die geschichtlich überkommenen Schulformen zu verwerten sind". Infolgedessen kam es zu einer Erörterung des gesamten höheren Schulwesens, das nach vielen Seiten hin reformbedürftig erschien. Uhlhorn sprach sich dahin aus: „Keinerlei Verquickung von zwei Schularten; Gymnasien und Realschulen. Denn diese Verquickung müßte erstens zur Überbürdung und zweitens auf die Länge zu mancherlei Schädigungen führen. Eine der dringendsten Forderungen, die ich stelle, ist, daß wir die Schulstunden vermindern. Ohne dies richten wir die Gymnasiasten an Leib und Seele zu Grunde. Wir überfüttern unsere Jungen und deshalb ist so wenig Eifer da.

„Mir ist der Abiturient bei weitem lieber, welcher mit weniger Wissen, aber mit viel Hunger nach Wissenschaft zur Universität geht, als der, welcher eine Menge Wissen hat, aber wenig Hunger, der schon alles weiß und nichts mehr zu lernen braucht. Wenn weiter gesagt ist, die Beobachtungsgabe fehle den Gymnasial-Abiturienten, so kann ich nur darauf erwidern, wenn die Jungen den ganzen Tag über den Büchern sitzen, so haben sie eben keine Zeit, zu beobachten. In meiner Jugendzeit liefen wir viel in Feld und Wald umher und

Digitized by Google

konnten von selbst beobachten. Wir sind als Jungen auch in die Handwerkerstuben gegangen, in die Werkstätten der Arbeiter, und haben unsere Hände brauchen lernen, ohne Handwerksunterricht nötig zu haben. Allerdings bei den großen Städten ist es damit übel bestellt für die Schüler, aber die Schulen dürfen nicht nach den großen Städten zugeschnitten werden. Vor allen Dingen also müssen die Schulstunden wieder herabgesetzt werden und zwar, wenn möglich, auf 24.

„Was den zweiten Punkt betrifft, so muß ich sagen, jede Verquickung der Gymnasien mit den Realschulen führt zu einer Schädigung der ersteren, und das würde ich für einen der schwersten Verluste halten, der unser Volk treffen könnte. Es ist das Wort gefallen: es wird viel gelehrt, was keinen sichtbaren Effekt hat. Gestatten Sie mir, es offen auszusprechen: Mir ist das, was einen unsichtbaren Effekt hat, bei weitem lieber als das, was einen sichtbaren Effekt hat. Ich glaube, die Hauptsache läßt sich eben nicht messen, nämlich die ganze Bildung des Menschen. Wenn man erst soweit geht, den Wert des Unterrichts nach dem sichtbaren Effekt zu bemessen, dann wird man auch bald dahin kommen, den Wert dessen, was man auf der Schule lernt, danach zu beurteilen, ob damit Geld zu machen ist oder nicht, und dann ist Deutschland verloren, dann ist es um seine führende Stellung unter den europäischen Völkern geschehen. Denn diese Stellung beruht auf seiner überlegenen geistigen Bildung. Es kommt nicht darauf an, den jungen Leuten ein gewisses Quantum Wissen beizubringen, was sie in ihrem Berufe verwerten können. Sie sollen vor allem zu christlichen Persönlichkeiten erzogen werden. Denn das höchste Ideal liegt im Christentum, und wenn wir den idealen Zug unseres Volkslebens schädigen, so kann uns alles Wissen nichts nützen, und wenn wir auch auf dem Gebiete des Gewerbelebens und in den Naturwissenschaften noch so hoch stehen. Überhaupt kommt es weniger darauf an, was gelehrt wird, als wie es gelehrt wird. Darin liegt die Hauptschädigung, daß unsere Bildung eine einseitig philologisch-grammatische ist, während sie eine historische sein sollte. Die Aufgabe ist, unsere Jugend in den Ertrag der Arbeit der vergangenen Zeiten einzuführen und sie damit auszurüsten, damit sie so gerüstet zu leitenden und führenden Persönlichkeiten in unserem Volke werden können. Mängel haben unsere Gymnasien allerdings. Ich widerspreche dem auch nicht. Wir kennen sie ja alle. Aber ich beruhige mich erstens dabei, daß es etwas Vollkommenes auf Erden überhaupt nicht gibt, am wenigsten eine vollkommene Schule. Dann möchte ich an ein Wort erinnern, das Hamann einmal ausspricht: ‚Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, das ihm die Schule einbrockt.‘ Er lebt auch von dem, was andere Mächte

Digitized by Google

ihm reichen, die Macht der Familie, die Macht der Kirche und die Macht des gesamten Volkslebens. Auch diese Mächte müssen teil bekommen an der Schule, müssen mit eingreifen und mithelfen. Dann können wir einzelne Mängel ertragen ohne großen Schaden. Darin liegt die Hauptsache. Nicht das Wissen, sondern die Bildung ist die Hauptsache. Alles in allem müssen wir immer daran festhalten: Klassische Bildung verbunden mit dem Christentum und dem deutschen Leben."

„Ich gehöre nicht zu den Leuten," führte er später noch aus, „die in falschem Idealismus immer tun, als ob die Schule um ihrer selbst willen da wäre. Gerade wie jetzt bei den Universitäten immer das große Wort geführt wird: die Wissenschaft um der Wissenschaft selbst willen. Es muß aber doch einmal ausgesprochen werden: wir lehren nicht nur der Wissenschaft, sondern auch des Berufs wegen. Wir wollen Lehrer, Ärzte, Geistliche, Juristen auf der Universität bilden. Der Beruf ist der Mittelpunkt und Kern des christlichen Lebens. Alles andere ist Schmuck, kann als solcher wertvoll sein, aber doch nur unter der Voraussetzung der treuen Erfüllung des Berufes. Die Schule, die nicht für den Beruf auch vorbereitet, verfehlt ihren Zweck. Darum müssen die Gymnasien in gewissem Maße teilhaben an der realen Bildung der Gegenwart, damit die Jungen auch einen klaren Blick bekommen für das wirkliche Leben. Es bedarf einer gründlichen Reform der Gymnasien. Mit dem sint ut sunt ist nichts zu machen. Sonst könnte die andere Alternative zur schaurigen Wahrheit werden: aut non sint." Er wünscht Beschränkung des Stoffes und Verminderung der Schulstunden, und vor allem mehr freie Entwickelung der einzelnen Schulen, Vermeidung alles Schablonenhaften und Büreaukratischen, mehr Freiheit für die Direktoren, die Schule nach ihrem Ermessen zu gestalten. „Auch die Schüler müssen sich mehr frei bewegen können, es muß überhaupt ein freierer Hauch hineinkommen. Gestehen wir es uns nur, wieviel wird in der Schule gearbeitet nicht um der Schüler willen, sondern um des Schulrats willen, damit, wenn er inspiziert, alle Fragen beantwortet werden."

Betreffs des Religionsunterrichts äußerte er sich über den Wert der Memorierstoffe in religiöser Beziehung: „Im Religionsunterricht handelt es sich nicht bloß darum, allgemeine Vorstellungen hervorzurufen oder unbestimmte Gefühle zu wecken, sondern es ist auch da ein gewisses Quantum Lehrstoff zu bewältigen. Ich habe das schätzen gelernt in den Lazaretten der Jahre 1870/71. Wenn man da erlebt, was für einen Schatz diese Leute, die verwundet und krank dalagen, an den Sprüchen und Gesängen hatten, dann möchte man

Digitized by Google

unserm Volke diesen Schatz bewahrt sehen, wenn wieder einmal solche Zeiten kommen sollten und solche Opfer gebracht werden müssen." Er berührte sich in seinen Ausführungen über den Wert des Religionsunterrichts und in dem Verlangen, daß die Schule den Konfirmandenunterricht fördere und namentlich auch eine passende Zeit für denselben zur Verfügung stelle, selbst um den Preis, daß der Konfirmand etwas in der Klasse zurückbleibe, eng mit den Ansichten des Fürstbischofs Kopp. „Es ist mir eine besondere Freude, so sprach er sich aus, und wird mein Leben lang eine liebe Erinnerung sein, in dieser Konferenz mit dem Herrn Fürstbischof Kopp Hand in Hand haben arbeiten zu können." Aber in einem wichtigen Punkte widersprach er ihm; er wollte nicht, wie dieser, daß es an den Gymnasien eigene Seelsorger gebe. „Das hieße die Schüler aus der Verbindung mit der Gemeinde herausnehmen, der sie angehören; und ich fürchte, das hieße die Stellung des Lehrers schädigen. Ich meine, daß der Religionsunterricht von den ordentlichen Lehrern erteilt werden müßte, nicht von zu vielen, etwa je einem in den unteren und in den mittleren Klassen und in den oberen Klassen müßte sich der Direktor selbst dieser Aufgabe unterziehen."

Während der Berliner Tage schrieb ihm Mejer: „Wir entbehren Sie hier, aber wir entbehren Sie gern, indem wir Sie an einer so bedeutenden Angelegenheit hervorragend beteiligt sehen und es uns zur Ehre rechnen, daß ein Mitglied unseres Kollegiums es in so ausgezeichneter Weise ist. Unser Herr Minister ließ mir durch meinen Sohn, den er im Abgeordnetenhause getroffen hatte, seine bewundernde große Befriedigung über Ihre erste längere Rede ausdrücken, und ich habe mit meinem erfreuten Wiedererzählen davon hier viel gutes Echo gefunden, u. a. bei Bennigsen. — — Daß Sie Hoffnung auf einen Erfolg haben, mit dem „eine echt gymnasiale Bildung gerettet" wird, und daß Sie in der Kommission sind, deren Aufgabe sein wird, die Abstimmung vorzubereiten, ermutigt mich. Denn auf jene Rettung, das „echt" ganz in dem von Ihnen bezeichneten Sinne genommen, kommt es an. —

„Daß Sie mit Kopp (dem Fürstbischof) gut stehen, macht mir keine Angst, aber viel Vergnügen. Ich weiß außerdem, Sie werden uns Lutheraner, wo es uns zu vertreten gilt, allezeit zu Ehren bringen. Unsere einfache lutherische Grundlage gibt uns außerdem m. E. einen viel festeren Standpunkt nach vielen Seiten hin, als die pietistisch-unhistorische der positiven Union."

Uhlhorn war auch in der Kommission, welche eine Reihe von deutschen Gymnasien, Real- und Reformschulen besuchte, um einen Einblick in die Zustände dieser Unterrichtsstalten zu gewinnen und

Digitized by Google

dann Reformvorschläge zu machen. Er hat im Siebenerausschuß treulich mitgearbeitet, das wichtige Werk zu fördern. Wiederholt drang er auf die Gleichstellung der Gymnasiallehrer mit den Richtern im Rang und Gehalt und verhandelte darüber auch schriftlich viel mit Hinzpeter, den er dringend bat, in dieser Angelegenheit beim Kaiser als Vermittler eintreten zu wollen. Aber der Finanzminister lehnte die prinzipielle Gleichstellung mit den Richtern von vornherein als auch für die Zukunft bindend ab, und danach fing das „Handeln" an, welches dann durch den wiederholten Hinweis des Finanzministers auf den ungünstigen Zustand der Finanzen unvorteilhaft beeinflußt wurde. Wie mit diesem Ergebnis, so war Uhlhorn auch mit dem der ganzen Sache wenig zufrieden. „Bei der Reform ist zuletzt etwas ganz anderes herausgekommen, als wir geplant hatten," sagte er und um wenigstens noch etwas zu helfen, daß die „klassischen" Gymnasien dem Charakter nach klassische blieben, war er entschieden dafür, daß den sämtlichen höheren Schulen die gleichen Berechtigungen gegeben würden.

Großes Gewicht legte er auch auf die Spiele im Freien zum Zwecke der Kräftigung und Erziehung der Jugend. Auf seine Anregung zum Teil richteten insbesondere die Leiter von Jünglingsvereinen und von Vereinen christlicher Männer ihr Augenmerk auf die Bewegungsspiele und er interessierte sich lebhaft für deren Förderung auch in den höheren Schulen.

Die Teilnahme an der Schulkonferenz hätte fast noch seinem Leben eine völlig neue Wendung gegeben. Es wurde versucht, ihn an Berlin zu fesseln, indem man ihm glänzende Aussichten auf eine hohe Stellung eröffnete. Aber er dachte auch jetzt nicht daran, seine hannoversche Landeskirche zu verlassen.

Für die Vielseitigkeit seines Geistes spricht das warme Interesse, das er noch für mancherlei Bestrebungen hatte, die außerhalb seines eigentlichen Berufes lagen. Er war seit langen Jahren ein eifriges Mitglied des historischen Vereins für Niedersachsen und seit 1884 dessen Präsident. Hier hielt er eine Reihe von Vorträgen, teils aus der Geschichte der christlichen Liebestätigkeit, teils aus der mittelalterlichen Kirchen- und Wirtschaftsgeschichte, so vor allem über die Cistercienser, deren Geschichte ihm als Abt des alten Cistercienserklosters Loccum besonders interessierte. Auf die wissenschaftlichen Veröffentlichungen des Vereins verwandte er die größte Sorgfalt. Wie er die Herausgabe der Ebstorfer Weltkarte und den Fortgang des Atlas frühgeschichtlicher Umwallungen in Niedersachsen lebhaft verfolgte, so war es ihm eine besondere Freude, daß der Verein seit einer Reihe von Jahren wertvolle Quellen zur Geschichte einzelner Landesteile der

Digitized by Google

Provinz erschloß. Auch der Kommission zur Erforderung und Erhaltung der Denkmäler des Landes gehörte er an. Gern besuchte er das Museum, um neue Erwerbungen kennen zu lernen, war ein regelmäßiger Besucher der Kunstausstellungen, und es gewährte ihm viel Genuß, die Wiederherstellung alter Bauten und die schönen öffentlichen Neubauten Hannovers zu besichtigen.

Das Kloster Loccum, das während seiner Abtszeit in mancher Hinsicht verschönert wurde, erhielt in den achtziger Jahren einen kostbaren künstlerischen Schmuck in den großen herrlichen Wandgemälden Eduards von Gebhardt. Die Barbarei früherer Zeiten hatte den letzten Teil des alten Winterrefektoriums zur Küche gemacht und gründlich verwüstet. An der Mittelsäule, welche das schöne Gewölbe trägt, hatte man die Braten geklopft und dabei einige Stücke aus der Säule herausgeschlagen. Jetzt wurde der Raum wieder hergestellt und Gebhardts Meisterhand schmückte Wände und Gewölbe mit kunstvoller Malerei. Es sind Darstellungen aus dem Leben Christi, die zugleich die Tätigkeiten des Pfarramtes vor die Augen führen sollen und sinnig mit den Bitten des Vaterunsers verbunden sind. Bis ins Einzelne verfolgte Uhlhorn die Entstehung dieses Werkes, zu dem die Staatsregierung die Mittel bewilligt hatte, und es bot ihm manchen Anlaß zu eingehenden Besprechungen mit dem Künstler, die viel zur Förderung dieser großartigen Schöpfung beitrugen. Auf seine Anregung wurde in den letzten Jahren auch noch die verfallene St. Johanniskapelle, die früher den Mönchen als Beichtraum gedient hatte, wiederhergestellt und ausgemalt. Sie dient jetzt zu Bibelstunden und Amtshandlungen im Winter. Der Gedanke einer baulichen Vergrößerung der Bibliothek ist nicht mehr zur Ausführung gekommen.

So wurde in den reichen Kranz der alten Kunst, der Loccum schmückt, auch im neunzehnten Jahrhundert manch neues frisches Blatt und manche schöne Blüte eingefügt und das altersgraue Kloster mit neuem Schimmer der Poesie verklärt. Hier schuf Ludwig Spitta, der Sohn des Dichters von „Psalter und Harfe", die Grundzüge seiner poetischen Erzählung: „Engelbert Arnoldi". 1895 weilte er in den stillen Klostermauern, viel mit dem Abt verkehrend, und heimgekehrt in sein Nette im Ambergau schrieb er aus dem Pfarrhause an den Hildesheimer Waldbergen:

„Die schönen Tage stillen Studiums, welche mir durch die Güte Eurer Hochwürden unter Erweisung der liebenswürdigsten Gastfreundschaft im Kloster ermöglicht wurden, werden mir in dauernder Erinnerung bleiben. — Als Mitglied des Hospizes habe ich vor 23 Jahren auch außerhalb der Stunden ernsten Studiums und gottesdienstlicher

Digitized by Google

Feier manchmal in stillem Sinnen den Geist auf mich wirken lassen, der so ganz eigenartig durch Kirche, Kreuzgang und Klosterwald weht, und habe in den Wechselfällen meines späteren Lebens die werte Stätte nicht vergessen, an der die Väter aus des Grabes Nacht mich so oft mit mannigfaltiger Eindringlichkeit ansprechen. Um so dankbarer aber bin ich deshalb jetzt auch dafür gewesen, daß ich in der stillsten Stille des Klosterfriedens, in unmittelbarer Nähe des Heiligtums noch einmal habe arbeiten und für das weitere Verständnis einer Zeit habe einsammeln dürfen, die zwar sehr viel anders als die heutige war, an der man aber nur bei gänzlicher Verkennung und ungeschichtlichem Sinne ohne warme Teilnahme vorübergehen kann.

„Ob es mir demnächst gelingt, die Garbe unter Dach zu bringen und den Studienkopf, der mir vorschwebt, so auszubilden, wie ich möchte, vermag ich freilich noch nicht zu sagen. Ich muß es mir auch gefallen lassen, daß vielleicht nicht wenige meine Art, die Feder zu führen, für müßig halten. Aber so ganz verkehrt dürfte doch der Gedanke nicht sein, daß es schon der Mühe wert ist, disjecta membra aus der Vergangenheit wieder zu einem Körper zusammenzubringen, das Ganze anzuhauchen und der Gegenwart in ähnlicher Weise nahe zu führen, wie wir in Unterricht und Predigt ad hominem sprechen oder, wie die Alten sagen, den Text illuminieren. Es ist eine herrliche Sache, ganz wirkliche Geschichte zu schreiben, obwohl es ein ausgemachtes Ding ist, daß auch der zunftmäßige Historiker eigentlich ein umgekehrter Prophet sein muß und oft genug ohne die weitgehendsten Kombinationen nicht vom Flecke käme. Aber daß nun dasjenige in der Geschichte, was mehr abseits vom großen Wege und im Winkel liegt, dies mannigfaltige Stillleben der Alten, was doch gerade so gut gelebt ward, wie Weltbewegendes — daß das alles weniger schilderungswürdig und zu ewigem Schweigen bloß deshalb verurteilt sei, weil die Quellen eben spärlicher fließen, das dürfte erst noch zu beweisen sein. Im Gegenteil, gerade derartiges mit möglichster Treue zu schildern, scheint mir Gewinn, und es ist eine urheimliche Freude dabei; denn in dieser Beziehung sich selber einen Weg durch wilden Wald zu suchen, macht Lust, wenn einem dabei nur das wirklich Geschichtliche Stecken und Stab bleibt."

Dem Worte des Dichters möchten wir an dieser Stelle eine Rede Uhlhorns hinzufügen, die er 1896 beim Jahresfeste des Henriettenstiftes in der Abendfeier gehalten hat. Er sprach etwa folgendes: „Aus dem Mittelalter klingt uns ein Spruch herüber, der heißt: ‚o beata solitudo — o sola beatitudo!' (o selige Einsamkeit — o einzige Seligkeit). Das ist bezeichnend. In der Stille, in der Zurück-

Digitized by Google

gezogenheit, in der beschaulichen, stillen Betrachtung sah man das höchste Glück. Die Klostermauern gewährten das am besten, darum schätzte man sie besonders.

„Daneben will ich das Wort eines Mannes aus dem 19. Jahrhundert stellen. Carlyle sagt einmal: ‚Glücklich, wer seine Arbeit gefunden hat.' Das Wort weist uns den entgegengesetzten Weg in das Arbeitsleben, in das rege Getriebe. Wohl dem, der da einen Platz hat, seinen Platz ausfüllt; wer nicht in geschäftigem Müßiggang sein Leben hinbringt, wer nicht mit nutzloser Tätigkeit nur sich selbst lebt (es sind manche Jungfrauen, die keinen Beruf haben), sondern wer eine geregelte Tätigkeit gefunden hat.

„Wer hat denn recht? Das Wort des Mannes aus dem 19. Jahrhundert, oder der Spruch des Mittelalters? Getrennt hat keiner recht, vereint beide. Beides muß zusammenkommen: Ruhe und Arbeit, stille Sammlung und eifriges Arbeiten.

„Selig, wer im Weltgebrause
Nach der obern Gottesstadt,
Nach dem stillen Vaterhause
Stets ein Fenster offen hat."

Digitized by Google

17. Kapitel.

Stilles Schaffen und neue Sorgen. Predigerseminar auf der Erichsburg. Vikariate. Neuordnung des Kooperatoreninstituts. Friedensschluß mit Hermannsburg. Liturgische Ordnungen. Stellung zur modernen Theologie. „Kämpfe und Siege des Christentums in der germanischen Welt." Zur Diakonissenfrage. Katholische Pflegeorden und evangelische weibliche Diakonie. 1891—1897.

Nicht weit von Dassel am Nordhange des Sollings erhebt sich auf halber Bergeshöhe das Schloß Erichsburg. Es ist in den Jahren 1527—30 von Herzog Erich dem Älteren von Kalenberg erbaut, demselben Fürsten, der, obwohl streng katholisch, Luther auf dem Reichstage zu Worms mit einer Kanne Einbecker Bier erquickte. Während des Schloßbaues erreichte den Herzog die Nachricht von der Geburt eines Sohnes, des nachmaligen Erichs II, der durch den Abfall zur römischen Kirche und die Verfolgung Corvins seiner Mutter, der edlen Herzogin Elisabeth, so tiefen Schmerz bereiten sollte. Mit Freuden hörte der alte Herzog die Kunde von der Geburt des Erben, der seinem aussterbenden Hause neue Dauer verhieß und befahl, die neu erbaute Feste Erichsburg zu nennen. Noch heute befindet sich an der Nordwestecke des Schlosses eine Bronzetafel mit folgender Inschrift:

„In gots gewalt gnad und hant
Bin ich die Erichsburg genant
Hertzog Wilhelms Son Erich er hieß
Der mich von ersten bauen ließ
Ein Fürst zu Brunswig und Lünenburg genant
Seiner thatten und namens weit bekant
Bey Kayser Maximilianus zeyt
In Österreich Burgunt In landen weyt
Hat er vil gesehn erfahrn und erlitten
Der veinde viel manlich bestritten
Lob ehr und preyß sey got daran
Das ich bin hier gefangen an
In trost den landen und stammen
Dem Jungen Erich und seinem samen
Bin ich und behalt den namen
Nach christi geburt als man zält MDXXX."

Digitized by Google

Das Bild des noch jetzt stattlichen Baues hat sich gegen früher wesentlich verändert. Ein westlicher Flügel und ein zweiter Turm ist verschwunden. Der jetzt noch stehende achtseitige Turm mit seinen mächtigen Mauern ist etwa 50 Meter hoch, 1893 hat er eine neue Bedachung erhalten. Durch ihn hindurch führt der Haupteingang ins Schloß, das Portal weist ebenso wie ein zweiter Eingang, allerdings teilweise zerstört, die Formen der Renaissance auf. Um das Schloß herum liegt hufeisenförmig ein mächtiger Wall, der an der Westseite und teilweise auch an der Südseite abgetragen ist. Er ist mit herrlichen Bäumen besetzt, und man hat von ihm einen weiten schönen Blick in die Ebene. Der alte Burggraben ist erweitert zu Fischteichen.

Die Erichsburg hat mancherlei Schicksale erlebt, eine Zeit lang war sie auch im bischöflich hildesheimschen Besitz, wie das sehr schön erhaltene Wappen über der alten Inschrift anzeigt. Später wurde sie Sitz des Amtes Erichsburg-Hunnesrück. In den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde die Burg an Privatleute verpachtet, und dann zum Predigerseminar eingerichtet, das am 14. April 1891 eingeweiht wurde. Das oberste Stockwerk birgt hinter den kleinen Fenstern die Wohnräume der Kandidaten, der mittlere Stock enthält die Wohnung des Studiendirektors, Speisesaal, Kollegzimmer und eine über 12 000 Bände umfassende Bibliothek. Eine kleine, neu eingerichtete Kapelle dient den Gottesdiensten des Hospizes und der nächsten Umgebung. Uhlhorn hat im Verein mit seiner Frau die ganze äußere Einrichtung des neuen Predigerseminars geordnet; er überwies auch der Kapelle ein wertvolles holzgeschnitztes Kruzifix, das er von der Königin Marie von Hannover geschenkt erhalten hatte.

Den Grundstock des neuen Seminars bildete das alte Predigerseminar in Hannover. Dieses war 1816 von Salfeld, dem Abt zu Loccum, gegründet in Verbindung mit dem Oberkonsistorialrat Sextro, der die neue Anstalt zum Erben seines nicht unbeträchtlichen Vermögens einsetzte. Es war immer eine ziemlich unvollkommene Einrichtung geblieben. Nur wenige Kandidaten hatten hier Raum und arbeiteten ohne Studiendirektor für sich. Uhlhorn ist lange Jahre der Leiter gewesen; er sammelte die Kandidaten um sich, sie in das Kirchenrecht u. a. einzuführen und beaufsichtigte ihre Studien, aber Genügendes zu ihrer Förderung konnte nicht geschehen. Jetzt wurde für die Erichsburg ein Studiendirektor ernannt und die Zahl der Kandidaten nach und nach auf 12 vermehrt. Das gilt für die Normalzahl, wie in Loccum. Uhlhorn hielt es nicht für gut, darüber hinauszugehen, weil sonst das Gemeinschaftsleben leide, aber auch nicht darunter, weil es sonst an genügender gegenseitiger Anregung fehle.

Digitized by Google

Nach seinen Erfahrungen hatte sich die Zwölfzahl als die rechte bewährt. Das neue Seminar wurde dem Landeskonsistorium unterstellt und unter dessen Aufsicht von einem aus drei Mitgliedern bestehenden Kuratorium verwaltet, dem auch Uhlhorn angehörte. Aber auch hier ist er die eigentliche Seele gewesen und hat das neue Seminar nach den in Loccum erprobten Grundsätzen geleitet. Er weilte jedes Jahr einige Zeit auf der Erichsburg, um die Studien persönlich zu beaufsichtigen und zu fördern.

Die Verlegung des Predigerseminars in Hannover, mit dem das Kooperatoren-Institut verbunden war, nach Erichsburg machte es erforderlich, diese Einrichtung davon zu trennen und neu zu ordnen. Das Institut wurde jetzt zu einem unter der Leitung des Landeskonsistoriums stehenden, für die ganze Landeskirche bestehenden Institute und sollte regelmäßig acht Mitglieder zählen. Endlich schuf Uhlhorn auch noch die Einrichtung von Vikariaten, die er 1887 der Landessynode vorschlug. Seit 1888 wurde damit begonnen, Kandidaten als Lehrvikare bei tüchtigen Pastoren einzustellen, und in weiterer Ausbildung der Vikariatsinstitute wurden in Bergen bei Celle und in Hittfeld bei Harburg zwei Sammelvikariate für je vier Kandidaten eingerichtet. Die Absicht ist, daß die Kandidaten im ersten Jahr im Sammelvikariat mehr theoretisch, im zweiten Jahre bei einem Pastoren oder auch in einer Anstalt der Innern Mission mehr praktisch ausgebildet werden. Sie sollen nicht Hilfsprediger sein, sondern Lernende, die sich im Vikariat auf jede Weise für das praktische Amt vorbereiten. War dieses alles geglückt, so wurde ein anderer Plan Uhlhorns, auch die wissenschaftliche Fortbildung der Pastoren zu fördern, zunichte, indem die Landessynode einen Gesetzesentwurf betr. Einrichtung von Inspektionsbibliotheken ablehnte.

Eine schwere Wunde, die Hannover in den Wirren der Separation geschlagen war, kam im Jahre 1890 zur Heilung. Schon um die Mitte der achtziger Jahre war die Separation nicht nur zum Stillstand gekommen, sondern auch in die Periode der Zersetzung eingetreten. Die anfänglich alle Separierten umfassende Hannoversche lutherische Freikirche war in vier Gemeinschaften zerfallen, die sich heftig befehdeten. In allen separierten Kreisen herrschte die höchste Verwirrung. An manchen Orten gab es kleine Häuflein von zehn bis zwölf Separierten, die noch in drei verschiedene Parteien gespalten waren. Die Gefahr für die Landeskirche war vorüber. Nach Theodor Harms Tode begannen dann Verhandlungen zwischen der Hermannsburger Mission und der Landeskirche. Die gemäßigten Elemente unter den Separierten suchten den Frieden. Sie erkannten im Grunde, daß die Separation doch nicht ganz berechtigt gewesen sei; wenn nicht schon die neuen Gemeinde-

Digitized by Google

gründungen mit eigenen Kirchen erfolgt wären, so würde man jetzt noch wieder zur Landeskirche zurückgetreten sein. Da man dieses aus Treue gegen das einmal Begonnene zu tun nicht imstande zu sein glaubte, wollte man wenigstens das Missionswerk unter dem Streite nicht leiden lassen. Auch von Seiten der Landeskirche war der Wunsch nach Versöhnung lebendig. Die Hermannsburger Mission war nun einmal das Kind der hannoverschen Landeskirche, und der Missionssinn hatte im ganzen Lande unter dem Zwiespalt mit Hermannsburg sehr gelitten. Von Seiten der Hermannsburger kam man insofern entgegen, als 1887 zwei Geistliche, welche der Landeskirche angehörten und auch voll und ganz angehörig blieben, in den Vorstand der Mission aufgenommen und die landeskirchlichen Missionszöglinge nicht mehr von dem landeskirchlichen Altare zurückgehalten wurden, wie das früher geschehen war. Uhlhorn wünschte von ganzem Herzen den Frieden, aber war der Überzeugung, daß er nur unter Schaffung klarer Verhältnisse möglich sei. „Das friedfertige Einvernehmen," so erklärte er auf der Landessynode von 1887, „könne nur unter Wahrung des Rechtes und der Ehre des Landeskonsistoriums erfolgen. Die Mission müsse in vollstem Sinne neutralisiert werden, wozu namentlich die Anerkennung der Abendmahlsgemeinschaft erforderlich sei. So dankbar er das Entgegenkommen der Hermannsburger begrüße, so gelte es, nicht nur auf einen augenblicklichen Bestand hinzuwirken, sondern auch für die Zukunft Garantien zu haben." Auf ein baldiges Ergebnis der Friedensverhandlungen rechnete er nicht. In der Tat kam es erst 1890 zum wirklichen Friedensschlusse, der nicht zum mindesten durch Uhlhorns treue Mitwirkung und durch das Vertrauen, das er auch in separierten Kreisen besaß, herbeigeführt ist. Die Abendmahlsgemeinschaft zwischen der Landeskirche und der Mission wurde ausdrücklich anerkannt, die Hälfte der Mitglieder des Missionsausschusses sollten der Landeskirche angehören, eine der beiden Direktorenstellen immer von einem landeskirchlichen Geistlichen bekleidet werden, das Landeskonsistorium sollte das Recht haben, jederzeit einen Einblick in die Wirksamkeit der Missionsanstalt und in deren finanzielle Verhältnisse zu tun, endlich in Zukunft nur solche Männer in den Ausschuß gewählt bez. zu Direktoren der Missionsanstalt berufen werden, welche die obigen Bestimmungen als zu Recht bestehend anerkennen. Wenn auch ein Teil der Separierten dieses Abkommen verwarf, sich von der Hermannsburger Mission lossagte und eigene Missionen gründete, so hielt ein weit größerer Teil, namentlich die Gemeinde in Hermannsburg, daran fest, und die Leitung der Mission hat die Bedingungen des Ausgleichs redlich und treu erfüllt. Die Folge des Friedensschlusses war ein großes Wachsen der Missionsgaben; die

Digitized by Google

Missionskollekte, die in dem Zeitraum 1875—80 auf 47 572 Mark fiel, stieg in dem von 1893—98 auf über 200 000 Mark, also mehr als das Vierfache. Auf alle Weise suchte die Kirchenbehörde die Teilnahme der Gemeinden dem Hermannsburger Missionswerk wieder zuzuwenden.

Der äußere Riß, der eine Zeit lang die Hannoversche Landeskirche zu sprengen drohte, war geheilt. Mit um so größerem Eifer suchte Uhlhorn nun noch nach anderer Seite hin die Landeskirche zusammenzuschließen.

„Die Einheitlichkeit einer Landeskirche kommt vor allem in der Einheitlichkeit der gottesdienstlichen Bücher, des Gesangbuchs, der Agende und des Katechismus zum Ausdruck," schreibt er in der „Hannoverschen Kirchengeschichte". Von vorneherein stand das Ziel fest, eine Wiederaufrichtung der verfallenen liturgischen Ordnungen. Auch hier sollte der durch den Rationalismus zerrissene Faden der Entwickelung wieder angeknüpft werden. Eine Neuschöpfung aus lutherischen Prinzipien heraus hielt Uhlhorn für ein unmögliches Beginnen, das würden rein subjektive Gebilde werden, vielmehr achtete er für das einzig Mögliche, auf das geschichtlich Gewordene zurückzugehen und dieses nach lutherischen Grundsätzen und dem Bedürfnis der Zeit modifiziert und fortentwickelt wiederherzustellen. Ursprünglich hatte man den Weg der freien Entwickelung gehen wollen. Noch 1875 schrieb das Landeskonsistorium der Landessynode: „Allgemeiner Verfügungen haben wir uns um so mehr enthalten zu müssen geglaubt, als wir nach wie vor der Ansicht sind, daß es nicht wohl getan sein würde, den Gemeinden irgend etwas von liturgischen Formen äußerlich aufzudrängen. Der einzig richtige Weg erscheint uns der, daß in den einzelnen Gemeinden der Sinn dafür geweckt und gepflegt wird, während die Kirchenregierung sich darauf beschränkt, dieselbe, wo sie kann, im einzelnen zu fördern und vor Auswüchsen zu bewahren." Auf diese Weise hoffte man nach und nach zu größerer Einheitlichkeit zu kommen und zuletzt das Gewordene gesetzlich festzulegen. Aber der Weg erwies sich als ungangbar. Als der Kirchenvorstand von Norden eine geringfügige Bereicherung des sehr kahlen Gottesdienstes beschloß und gegen diesen Beschluß aus der Gemeinde Einsprache erhoben wurde, entschied der Kaiser, daß eine Änderung des bisher Bestehenden nur auf dem Wege der Kirchengesetzgebung geschehen könne. Trotz aller Einsprüche des Landeskonsistoriums und aller Versuche, diese Entscheidung zu ändern, blieb es dabei und damit war „jede liturgische Bewegung in der Landeskirche stille gestellt". So war man gezwungen, den Weg der kirchengesetzlichen Regelung zu gehen, der schon bei der Bußtagsordnung (1876) eingeschlagen war. Als das Rätlichste erschien, vorsichtig vorzugehen und ein Stück der liturgischen Ord-

Digitized by Google

nungen nach dem andern anzugreifen und dabei mit dem Notwendigsten zu beginnen. Nachdem so mit der vierten ordentlichen Landessynode (1887) eine Ordnung des Hauptgottesdienstes an Sonn- und Festtagen vereinbart war, folgten 1893 die Ordnungen für die Taufe und Konfirmation. Den in der Synode auftauchenden Vorschlägen, von den Kindern kein Bekenntnis des Apostolikums zu fordern, setzte Uhlhorn den schärfsten Widerspruch entgegen: „Wenn man das Bekenntnis der Kinder abschaffe, dann müsse man die Konfirmation ganz abschaffen, damit würde aber einer der Grundpfeiler der Volkskirche zerbrochen. Hinter all den Einwürfen liege im letzten Grunde der Kampf gegen das Apostolikum. Ja, noch tiefer liege der Grund. Die moderne Theologie meine den Heilsglauben ohne den Glauben an die Heilstatsachen festhalten zu können. Darin liege auch die Furcht begründet, daß man sich scheue, bei der Konfirmation das Bekenntnis zu diesen Heilstatsachen in den Vordergrund zu stellen. Wenn man die Form der Vorlage nach dieser Richtung abzuändern suche, dann werde sie für das Landeskonsistorium unannehmbar."

Die moderne Theologie beunruhigte ihn mehr und mehr. Er hatte der neuen Richtung in der theologischen Wissenschaft erst lange abwartend und prüfend gegenübergestanden. Seine Art war es nicht, gleich abzuurteilen und theologische Fragen mit Schlagworten zu erledigen. Er hatte die Sorgen der modernen Theologen — das Verhältnis des Evangeliums zur modernen Kultur — selbst schon in seinen jungen Jahren durchlebt. „Sie glauben, das sei etwas ganz Neues, das sie bewegt," sagte er etwa, „aber das ist alles schon dagewesen und zuletzt ist die schlichte Predigt des alten Evangeliums doch immer noch das einzige Mittel, durch diesen Wirrwarr hindurchzukommen." In seinen persönlichen Lebenserfahrungen lag es begründet, daß er die jungen Theologen tragen konnte, wenn er auch bisweilen darüber lächelte, daß sie sich hinstellten, als ob sie jetzt erst diese weltbewegenden Fragen gefunden und zu lösen hätten, und so sehr er ihre Anmaßung, allein die wissenschaftlichen Theologen zu sein, bestritt. Als ob in der Orthodoxie nicht auch Wissenschaft zu finden wäre. Man hat in gewissen Kreisen wohl darüber geklagt, daß er „manchmal in überraschender Weise sich auch für die modernen Strömungen offen zeige". Es war eben seine Art, auch auf fremde Gedankengänge einzugehen und zu sehen, ob sich hier nicht ein Gewinn für die Theologie und Kirche ergebe; er hielt hoch von aller theologischen Wissenschaft und war als wissenschaftlicher Mann zugleich sehr vorsichtig, ein rasches Urteil zu fällen. Er wurde bei der Besetzung theologischer Professuren viel um Rat gefragt — Harnack ist

Digitized by Google

nicht ohne sein Gutachten nach Berlin berufen — aber er gab seine Meinung nur nach sorgfältigster Prüfung ab. Als Wellhausen nach Göttingen berufen werden sollte, studierte er dessen sämtliche Werke und verfolgte bis ins einzelne die alttestamentlichen Streitfragen. Als er einmal um seine Meinung über Harnacks Dogmengeschichte gefragt wurde, hielt er zurück, weil er nicht mit raschem Überblicke die wissenschaftliche Bedeutung dieses Werkes beurteilen könne. Ebenso vermied er es noch zuletzt, ein rasches Verwerfungsurteil über Harnacks „Wesen des Christentums" zu fällen. „Es ist sehr viel Schönes in dem Buche," sagte er, wenn er auch gegen die Grundgedanken sehr bedenklich war. Die Aufforderung, an der „Theologischen Literaturzeitung" von Harnack und Schürer mitzuarbeiten, die um 1885 wiederholt und dringend an ihn erging, lehnte er ab.. Er wollte nach dieser Seite hin sich nicht binden. Aber immer noch hielt er die Hoffnung aufrecht, daß die Spannung zwischen Wissenschaft und Praxis, Theologie und Kirche wieder gelöst werde. In ihm war beides persönlich geeinigt und sein Lebenswerk war darauf gerichtet, sie auch überhaupt zu vereinen zum Heile beider. Darum war er bis in die letzten Lebensjahre den Anhängern der modernen Richtung gegenüber milde und sogar entgegenkommend, wie der „wissenschaftliche Predigerverein" in den ersten Jahren seines Bestehens sich gern seinen Rat hie und da erbat. Er hatte diese Gründung der modernen Theologen in gewisser Weise beklagt, weil dadurch die Entfremdung zwischen den alten und neuen Theologen nur gesteigert würde, aber er sah in dieser Gründung auch eine Frucht mancher Übertreibung der Pfingstkonferenz, die sich nur zu ablehnend gegen die „Jungen" verhalten habe, und hoffte, daß die modernen Theologen immer mehr lernten, wissenschaftlichen Eifer mit Besonnenheit zu verbinden, und daß die Liebe zur lutherischen Landeskirche und die ernste Tätigkeit im Amte sie zuletzt doch mit den Theologen der älteren Richtung zusammenführte. Erst als diese Hoffnung sich nicht erfüllte, als die Extremen der Modernen mehr und mehr die Oberhand bekamen, als seine Befürchtungen von der Ritschlschen Linken sich bewahrheiteten, schloß er sich gegen sie ab, zugleich daran verzweifelnd, daß überhaupt in unserer Zeit eine Lösung dieser Krisis für Theologie und Kirche möglich sei. Doch, darüber werden seine letzten Lebensjahre zu berichten haben.

Am 17. Februar 1896 feierte er seinen siebzigsten Geburtstag, zu welchem ihm viele Ehrungen von allen Seiten dargebracht wurden. Noch stand er in der Fülle des Schaffens, reich an Plänen für die Zukunft, aber schon fielen auch die Abendschatten in sein Leben. Mit um so größerem Eifer suchte er deshalb die Zeit aus-

Digitized by Google

zukaufen. Schon öfter war ihm der Wunsch ausgesprochen, er möchte seinem Buche „Der Kampf des Christentums mit dem Heidentum" eine Fortsetzung folgen lassen und auch weitere Abschnitte aus der Geschichte der Kirche in ähnlicher Weise behandeln. Nach langen, sorgfältigen Vorarbeiten gab er jetzt die „Kämpfe und Siege des Christentums in der germanischen Welt" heraus (1897). Er versuchte sie so darzustellen, „daß hervortritt, wie wunderbar Gott seine Kirche geleitet hat dem Ziele zu, auf welches das ganze Mittelalter vorbereitend hinstrebt, die Reformation". Das Buch fand großen Beifall. „Sie sind der Einzige unter uns deutschen Kirchenhistorikern," schrieb ihm Harnack, „dem die Gabe verliehen ist, den ganzen Reichtum geschichtlicher Erkenntnisse lichtvoll und knapp dem idealen Publikum vorzuführen, dem zu dienen die höchste Aufgabe des Schriftstellers, auch des theologischen ist." Von einem Kritiker wurde allerdings der Grundgedanke des Buches beanstandet: „Die neuere Geschichtsschreibung verzichtet darauf, die Hand und den Finger Gottes in ihre Darstellung einzuführen, nicht etwa deshalb, weil sie leugnete, daß Gott die Geschichte lenkt und ihrem Ziele entgegenführt, aber weil es nicht möglich ist, aus dem tatsächlichen Verlaufe der Dinge Gottes Absicht einfach abzulesen." Dagegen wurde von anderer Seite bezeugt: „Es ist für mich so besonders viel wert, daß Sie den Wegen Gottes in der Geschichte der Kirche nachgehen; dadurch wird nun die ganze Darstellung für den Theologen doppelt ergiebig und erbaulich und das habe ich in so manchen neueren Werken vermißt. Da war es in früheren Zeiten anders. Die moderne Art hat etwas von Selbstprofanation der Theologie an sich, die schmerzlich ist." Für Uhlhorn ergab sich diese Betrachtungsweise der Geschichte ganz von selbst aus seiner religiösen Grundanschauung, zugleich aber zeigt sich auch hier, wie seine ganze wissenschaftliche Tätigkeit immer zugleich im hervorragendsten Sinne eine praktische Spitze hat. Er wollte auch durch seine geschichtlichen Darstellungen zur Erbauung der Kirche im edelsten Sinne beitragen und sah darin den höchsten Wert der Beschäftigung mit der Kirchengeschichte, daß dadurch das Vertrauen zu der Leitung der christlichen Kirche durch die unmittelbare Fürsorge Gottes und darum die Hoffnung auf ihren endlichen Sieg über alle widerstreitenden Mächte gestärkt werde. Das gibt auch seinen geschichtlichen Werken die eigentümliche Wärme und die hinreißende Macht, von der einer gesagt hat: „An Uhlhorns historischen Darstellungen hat sich, soweit er überhaupt richtig ist, Taines Satz bewährt: Wenn die großen Redner zu schreiben bereit sind, sind sie die gewaltigsten unter den Schriftstellern."

Von vielen Seiten wurde er gebeten, in einem dritten Bande

Digitized by Google

noch die Geschichte seit der Reformation in ähnlicher Weise zu behandeln. Er hat sich mit dem Gedanken getragen, ebenso wie er auch wohl von einer „Geschichte des christlichen Lebens" redete, aber „das Leben ist zu kurz, als daß man alles vollbringen könnte, was man gern wollte!"

Noch einmal wurde Uhlhorn in seinen letzten Lebensjahren genötigt, in der Diakonissensache das Wort zu ergreifen und bereits früher dagegen erhobene Vorwürfe zu widerlegen. In den neunziger Jahren entstand eine Bewegung gegen die Diakonissenhäuser. Die Frage wurde vielfach erörtert, ob es ferner Diakonissenhäuser, Diakonissenmutterhäuser in bisheriger Gestalt geben solle, oder ob es nicht evangelischen Grundsätzen besser entsprechen würde, an ihre Stelle unter Beseitigung des dauernden Zusammenhanges der Diakonissen mit dem Mutterhause, unter Aufhebung der Genossenschaften von Schwestern bloße Diakonissenschulen zu setzen, Anstalten, in denen die Diakonissen ihre Ausbildung empfangen ähnlich wie die Lehrerinnen in den Seminaren, um dann nach empfangener Ausbildung in selbständiger Weise, wie die Lehrerinnen den Beruf als Krankenpflegerinnen in Hospitälern, in der Gemeindediakonie u. s. w. auszuüben.

Uhlhorn sprach sich über diese Frage in drei Artikeln in der „Allgemeinen evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung" (1894, Nr. 20—22) aus, sich vor allem gegen die Ausführungen Alexanders von Oettingen wendend. Dieser findet es durchaus unevangelisch, daß die einzelne Diakonisse mit dem Mutterhause so innig und fest zusammenhängen soll, daß die Schwester moralisch und materiell ganz vom Mutterhause abhängig bleibt und zwar ihr Leben lang oder so lange sie überhaupt in diesem Beruf arbeitet. Es sei ein Widerspruch gegen das vierte Gebot, wenn Eltern, Familie, Schule, Einzelgemeinde, Kirche, kurz alle organischen Gebilde, die nach Gottes Ordnung grundlegend sind für die menschliche und christliche Gemeinschaft, gegen das Mutterhaus relativ zurücktreten. Uhlhorn betont demgegenüber, daß die Absicht durchaus nicht besteht, die Schwestern ihren verwandtschaftlichen und andern Beziehungen zu entnehmen, das wäre allerdings römisch und nicht evangelisch. Freilich in gewissem Maße, „relativ", muß das geschehen wie jeder, der einen bestimmten Beruf übernimmt, eben dadurch mehr oder minder dem Elternhause u. s. w. entnommen wird. Das ist doch aber nicht unevangelisch. Weiter sündigen die Diakonissenhäuser nach Oettingen durch unevangelisches Nivellieren, indem sie einmal alle Schwestern einander gleichstellen, sodann indem sie grundsätzlich jeden irdischen Lohn im Sinne des Selbsterwerbs und jedes Streben nach höherem Lohne ausschließen, während die evangelische Ethik die im Wesen der gottgeschaffenen Natur liegende Mannigfaltig-

Digitized by Google

keit der Gaben und Berufsstellungen zu respektieren habe. Uhlhorn entgegnet: „Gehört denn zum Ideal evangelischer Ethik wirklich die Freiheit für jeden, nach einer Stellung mit möglichst hohem Lohn zu streben, und ist es unevangelisch, zu irgend welchem guten Zweck sich mit dem zu begnügen, was man braucht? Dann ist es auch wohl unevangelisch, wenn eine Tochter im Hause bleibt und der Mutter dient, während sie anderswo für ihre Arbeit mehr bekommen könnte als den bloßen Unterhalt, den ihr die Mutter giebt? Endlich, hat man denn dafür gar kein Verständnis, welche Bedeutung es für die Arbeit der Schwestern hat, daß sie aller Sorge für sich enthoben sind, daß sie von denen, denen sie dienen, nichts für sich zu nehmen brauchen?“ Die Gleichstellung der Schwestern aber (natürlich abgesehen von der Über- und Unterordnung, welche die Organisation der Arbeit mit sich bringt) ist mit der Genossenschaft der Schwestern unbedingt gegeben, eine Schwesternschaft mit Rangabstufungen (Damen und Mägde, Gebildete und Ungebildete) ist eine Unmöglichkeit.

Wenn aber endlich Oettingen den „Schwerpunkt der Gefahr“ darin sieht, daß das Mutterhaus eine eigene Vereinsgemeinde mit eigener Kirche, eigenem Gottesdienst und eigenen Pastoren bildet und die Eingliederung der Diakonissen in die „naturwüchsigere“ Parochie fordert, so erwidert Uhlhorn, daß in der Praxis auch Anstaltsgemeinden unentbehrlich und wenn sie nur richtig geordnet und der Gesamtkirche organisch eingegliedert werden, der Kirche auch von Segen sind. „Ich wüßte in der Tat nicht, wie der Pastor loci es fertig bringen sollte, neben seiner sonstigen Arbeit noch ein Diakonissenhaus zu leiten. Freilich wenn das Diakonissenhaus nur eine Schule sein soll, in der die künftigen Diakonissen sich allerlei technische Fertigkeiten aneignen, mag es möglich sein. Ist es aber seine Aufgabe, Diakonissen zu erziehen, sie zu christlichen Persönlichkeiten durchzubilden, die den mancherlei und schweren Aufgaben einer Gemeindediakonisse gewachsen sind, dann hat doch wohl die Praxis darüber entschieden, daß das nicht möglich ist, wenn das Haus nicht seinen eigenen, ganz nur dieser Arbeit lebenden Pastoren hat.“

Aber Oettingen hält überhaupt die genossenschaftliche Liebestätigkeit für unevangelisch oder mindestens für gefährlich und darin wurzelt sein Widerspruch gegen die Diakonissenmutterhäuser. „Hätte er darin recht, so müßten wir, um evangelisch zu bleiben, alle genossenschaftliche Gestaltung der Liebestätigkeit fahren lassen, dann wären wir, darauf möchte ich zunächst aufmerksam machen, gegenüber der römisch-katholischen Kirche mit ihrer vielseitigen Ausbildung des genossenschaftlichen Lebens bedenklich im Nachteil. Denn darüber kann kein Zweifel sein, daß im Volksleben das genossenschaftliche Element

Digitized by Google

wieder wachsende Bedeutung gewonnen hat und in Zukunft gewinnen wird. Aber ist denn die genossenschaftliche Organisation unevangelisch? Tatsächlich hat doch eine derartige Arbeitsorganisation auf dem Gebiete der äußeren wie der inneren Mission der Kirche seit hundert Jahren den größten Segen gebracht. Gewiß, die Genossenschaften dürfen sich nicht von der organisierten Kirche isolieren, noch viel weniger gegen die Kirche arbeiten, mehr noch, sie müssen dem Gesamtorganismus der Kirche eingegliedert werden. Meinesteils habe ich das immer aufs stärkste betont, daß es eine der wichtigsten Aufgaben der Kirche in der Gegenwart ist, die Arbeiten der Inneren Mission, die sozusagen neben der Kirche entstanden sind, in lebendige Verbindung mit der Kirche zu setzen, ohne ihnen doch andererseits die ihnen durchaus notwendige freie Bewegung zu rauben. Gottlob! sind wir auch in dieser Beziehung bereits auf gutem Wege, und es liegt gar kein Grund vor, an der Lösung dieser Aufgabe zu verzweifeln. Aber die genossenschaftliche Liebestätigkeit an sich für unevangelisch zu erklären, den Diakonissenmutterhäusern und folgerichtig auch den Bruderhäusern und den Missionsanstalten die Existenzberechtigung in der evangelischen Kirche abzusprechen, das ist eine Überspannung evangelischer Anschauungen, die der Kirche wertvolle Kräfte zu rauben droht, Kräfte, deren sie in unseren Tagen dringend bedarf."

Die Gefahr katholisierenden Wesens in den Genossenschaften will Uhlhorn nicht leugnen, wie die Verdunkelung lutherischer Anschauungen vom irdischen Beruf durch pietistische Betonung eines „sonderlich heiligen und speziellen Herrendienstes" der Diakonissen, der wertvoller sei als die schlichte Berufstätigkeit einer Mutter oder einer Dienstmagd, ebenso die unevangelische Auffassung vom Gelübde und der Einsegnung, die unevangelische Schätzung der Ehelosigkeit; aber wie die maßgebenden Werke auf diesem Gebiete (so Schäfer und Büttner) hier durchweg gesunde Lehren führen, so erwartet Uhlhorn auch, daß diese Gefahren immer mehr überwunden werden und die redliche Arbeit der Vorstände der Diakonissenmutterhäuser, das genossenschaftliche Leben in den kirchlichen Organismus einzuführen und echt evangelisch auszugestalten, gelingen werde.

„Die Diakonissensache ist noch jung, noch im Stadium des Werdens. Die Bahn steht für jeden offen, wer bessere Ordnungen schaffen zu können meint. Aber ich glaube, daß es richtiger ist, auf dem nun einmal geschichtlich gegebenen Boden fortzubauen und was noch mangelt in ruhiger Entwicklung zu bessern, als ganz neue Wege einzuschlagen, mit radikalem Umsturz des Bestehenden einen völligen Neubau zu versuchen. Und davon bin ich fest überzeugt, bloße Diakonissenschulen werden die Diakonissenmutterhäuser nicht ersetzen, und in den Diakonissen-

Digitized by Google

schulen noch so tüchtig ausgebildete Diakonissen, die dann aber ohne genossenschaftlichen Verband für sich dastehen, werden das nicht leisten, was die Schwestern leisten, die am Mutterhause und an der unter sich eng verbundenen Schwesternschaft einen Halt haben, wie ihn das weibliche Wesen am wenigsten entbehren kann."

In diesen Anschauungen wurde Uhlhorn nur noch bestärkt durch die Erfahrung, daß die Versuche der Diakonissenschulen schon sehr bald wieder in die Bahn der Diakonissenmutterhäuser einbogen, und durch die Erscheinung der sogenannten „wilden Schwestern", d. h. solcher Mädchen, die nach ihrer Ausbildung in der Krankenpflege sich auf eigene Faust Arbeit und damit Unterhalt suchten. Die Frage hat ihn viel beschäftigt, wie diesem Treiben, das zu schweren Übelständen führte, zu wehren sei und wie verhindert werden könnte, daß solche wilde Schwestern durch Tracht und Namen sich den Diakonissen gleichstellten.

Den Unterschied zwischen katholischen Pflegeorden und evangelischem Diakonissenwesen legte er noch einmal dar in einem Vortrage*) auf der Konferenz der lutherischen Diakonissenhausvorstände in Hannover 1896. Nach einer eingehenden Darstellung des katholischen Ordenswesens sagte er zuletzt: „Es erfüllt uns mit Bewunderung und Sorge, wenn wir von der großen Zahl der Ordensschwestern hören, ja es sind manche geneigt, die römische Kirche darum zu beneiden. Wir sollten aber bei aller Anerkennung der darin zu Tage tretenden Liebeskraft und Opferwilligkeit nicht übersehen, daß darin auch etwas Ungesundes liegt. Der mittelalterliche Satz: Je mehr Almosen, um so besser! macht sich wieder geltend. Von evangelischem Standpunkte werden wir umgekehrt sagen müssen: Je weniger Almosen, desto besser! und auch, wenn Sie es recht verstehen wollen: Je weniger Diakonissen, desto besser! ich meine, je weniger Diakonissen wir brauchen, weil alle gottgeordneten Gemeinschaften, namentlich die Familie und alle Christen, ein jeder an seiner Stelle, ihre Pflicht tun in der Bekämpfung der Not, desto besser! In der katholischen Kirche herrscht der Gedanke der Stellvertretung, wir sagen: die Verantwortung für sein Christenleben und sein Seligwerden trägt jeder selbst, die kann keiner ihm abnehmen. Deshalb kann ihn auch keiner in der Übung der Liebe vertreten. Unsere Diakonissen sind nicht dazu da, andern die Pflicht der Liebe abzunehmen. Zunächst soll erst einmal jeder seine Pflicht tun, und erst, wo das, was der Einzelne tun kann, aus irgend welchem Grunde nicht ausreicht, tritt helfend die Diakonie ein. Ja, wir würden es geradezu als ein Unrecht ansehen, wollten wir, auch wenn wir es

*) Abgedruckt in Schäfers Monatsschrift für Innere Mission, Gütersloh XVI S. 441 ff.

Digitized by Google

könnten, jedem jede Last abnehmen, denn Gott hat sie ihm zu seinem Besten auferlegt, und wir würden ihn des Segens berauben, den Gott ihm damit zugedacht hat. Wir bedürfen daher nur immer einer gewissen Zahl von Diakonissen und können gar nicht wünschen, daß die Zahl derselben ins Ungemessene anschwelle, bis keine Mutter mehr ihre kranken Kinder selbst zu pflegen braucht, keine Familie mehr die Last einer bei ihr einkehrenden Krankheit zu tragen braucht, weil für alles eine Diakonisse eintritt. — Erst wo diese, daß ich so sage, ordentliche Liebesübung nicht ausreicht, tritt die außerordentliche ein, die Tätigkeit der Anstalten (wie Waisenhäuser, Rettungshäuser, Kleinkinderschulen). Aber niemals werden wir diese Anstalten für etwas Höheres ansehen dürfen, als die gottgeordnete Familie, während die römische Kirche geneigt ist, das Leben im Kloster, das Anstaltsleben als ein höheres zu werten.

„Überhaupt ist es echt katholisch, das Außerordentliche höher zu schätzen als das Ordentliche. Als Lutheraner beurteilen wir das Streben nach Außerordentlichem als ein Abenteuersuchen, davon uns Gott nichts befohlen hat, und werten es als sittlich höher stehend, wenn jemand innerhalb der ihm von Gott angewiesenen Ordnung das Seine, und wär's auch nur ein Geringes, einfältig und treu vollbringt. Wir wollen eben nicht Heilige werden, wie die, welche die römische Kirche als Heilige verehrt, sondern lassen uns daran genügen, wenn wir nur Heilige im Sinne der Paulinischen Briefe sind.

„Nach dem allen versteht es sich von selbst, wie verkehrt es wäre, wollten wir uns von den glänzenden Erfolgen der katholischen Pflegeorden verblenden und verleiten lassen, dieselben Wege einzuschlagen, um es ihnen gleich zu tun! Wollten wir uns aus Sorge, sie könnten es uns zuvortun, in einen Wettlauf mit ihnen einlassen, so könnte das nur zu unserm Schaden ausschlagen. Denn während keine Aussicht dazu vorhanden ist, es ihnen gleich zu tun, weil dafür in unserer Kirche die Voraussetzungen fehlen, ich sage gottlob! fehlen, würden wir das Beste, was wir haben, aufgeben, und unsere weibliche Diakonie würde nicht etwa zu einer höheren Stufe weiblicher Liebestätigkeit aufsteigen, sondern auf eine niedere herabsinken. Unser Streben wird vielmehr dahin gehen müssen, die weibliche Diakonie mit echt evangelischem, echt lutherischem Geiste zu erfüllen und in diesem Geiste auszugestalten. Dann wird sie mit Gottes Hilfe nicht weniger, sondern mehr leisten als die katholischen Pflegeorden. Wohl aber soll uns der Blick auf diese beschämen, als die wir doch, verglichen mit ihnen, mehr empfangen haben, und anreizen, die empfangenen Gaben um so treuer zu gebrauchen. Denn wem viel gegeben ist, von dem wird man auch viel fordern."

Digitized by Google

18. Kapitel.

Abwärts und aufwärts. Pfarrwitwen- und -waisenfürsorge. Pfarrbesoldungsgesetz. Häusliche Erlebnisse und Heimsuchungen. Vortrag in Hameln über die Bedeutung der Innern Mission für die kirchlichen und sozialen Bewegungen der Gegenwart. Abendschatten. Verzicht auf die Reise nach Jerusalem. 1897—1898.

Die mangelhafte Versorgung der Pfarrwitwen und -waisen hatte schon seit Jahren den Wunsch laut werden lassen, hier eine Besserung eintreten zu lassen. Seit 1889 waren darüber zwischen der Königlichen Staats- und Kirchenregierung Verhandlungen gepflogen worden, die lange Zeit zu keinem Ergebnis führten. Der ursprünglich vom Landeskonsistorium verfolgte und vom Minister gebilligte Plan der Errichtung einer selbständigen Witwen- und Waisenversorgungsanstalt für die hannoversche Landeskirche war in Berlin fallen gelassen und dafür in Aussicht genommen, diese mit den übrigen Kirchengemeinschaften der neuen Landesteile für die Frage der Reliktenversorgung der für die älteren Provinzen bereits bestehenden großen und geschlossenen Organisation anzuschließen. Die Landessynode von 1893 sprach demgegenüber den bestimmten Wunsch nach Bildung einer eigenen Witwen- und Waisenkasse aus. Der Vertreter des Ministers erklärte darauf ausdrücklich, daß jeder Kirche der freie Entschluß über Anschluß oder Nichtanschluß zustehen solle. Auch würden die Staatsmittel in derselben Weise gewährt werden, wenn die in Frage stehenden Kirchen selbständig zu bleiben vorziehen sollten. Wenn gesagt sei, daß die hannoversche Landeskirche für sich allein zu einer entsprechenden Versorgung hinreichend stark sei, so sei das bei der in Aussicht genommenen Höhe der dafür aufzubringenden Mittel ohne Bedenken möglich. (Protokolle von 1893, S. 190 u. 216.) Nichtsdestoweniger lauteten die Vorschläge der Regierung dahin, daß die hannoversche Landeskirche an den Witwen- und Waisenfonds der alten preußischen Provinzen, der unter der Leitung des Oberkirchenrates stand, angeschlossen werden sollte. Wohl wurde auch die Bildung einer eigenen Kasse freigestellt, aber in diesem Falle sollte 40 000 Mark Staatszuschuß weniger gezahlt und der Beitrag der Pastoren zu der

Digitized by Google

Kasse von 3 bezw. 2 auf 4% des Einkommens erhöht werden. Unter diesen Umständen blieb der Landessynode nichts anderes übrig, als auf eine eigene hannoversche Kasse zu verzichten. So unerwünscht ihr der Anschluß an den Fonds der alten Provinzen war, stimmte sie doch unter der Voraussetzung zu, daß dessen Vorstände, Vorsitzende oder Mitglieder der Kirchenbehörden weder als solche, noch durch Ernennung oder Wahl dieser Behörden als Vorsitzende oder Mitglieder angehören dürften, der Fonds also eine ganz selbständige Verwaltungsstelle werde. Auch wurde ein Rücktrittsrecht gefordert, welches allerdings dadurch sehr beschränkt wurde, daß die Regierung darauf bestand, ein Ausscheiden aus der gemeinsamen Kasse solle nur auf dem Wege eines Kirchengesetzes möglich sein. Uhlhorn stimmte mit schwerem Herzen zu. „Ihm wäre die Bildung einer selbständigen Kasse viel lieber gewesen. Denn die Versorgung der Witwen und Waisen sei nicht bloß eine rein geschäftliche Sache, sondern vielmehr eine Pflicht der Kirche. Müsse man diese Versorgung nun in Anlehnung an eine andere Kirche durchführen, so sei darin das Zugeständnis enthalten, daß wir in einem Punkte den uns obliegenden Pflichten nicht nachkommen könnten. Dieser Punkt liege freilich auf der Peripherie; aber in der Kirche sei jeder Punkt der Peripherie mit dem Zentrum der Kirche eng verbunden. — Er wisse nicht, wie man von diesem Anschluß aus die weiteren Schritte zur Einführung der Union konstruieren wollte. Er selbst habe keine Furcht vor der Union. In diesem Augenblicke sei auch keine Gefahr in dieser Beziehung vorhanden. Unsere Landeskirche nehme eine ehrenvolle Stellung unter den deutschen Landeskirchen ein. Sie habe ihre besonderen Gaben und Aufgaben und könne dann der Gesamtheit am meisten dienen, wenn ihr diese Besonderheit gewahrt würde. — Er hätte deshalb dem ersten Entwurf in der ursprünglichen Form nicht zustimmen können, weil danach der Oberkirchenrat als solcher Leiter der Kasse werden sollte. Da sei eine Anlehnung unerträglich gewesen. — Nun aber sei dies ganz anders geworden und nur eine gemeinsame Kasse gefordert. Deshalb könne er zustimmen. Er müsse aber zustimmen, da die Ablehnung des Gesetzes für die Kirche schwere Gefahren in sich schlösse. Würde es abgelehnt, dann käme überhaupt nichts zustande. Die 4% Beitrag könnten die Geistlichen nicht tragen; so würden die Lasten dann indirekt den Gemeinden auferlegt, die auch schon hoch genug belastet seien. — Käme aber nichts zustande, dann sei eine Agitation zu befürchten, die unsere Kirche im Innersten erschüttern könnte." Von dieser Agitation gaben ihm die Petitionen von 350 Pastoren, die Superintendent Knoche der Synode vorlegte, schon einen bittern Vorgeschmack. Er beklagte tief, daß die Pastoren auf solche Weise die

Digitized by Google

Synodalen beeinflussen wollten. „Die Synode habe es sich von niemanden sagen zu lassen, was sie zu beschließen habe; das habe ein jeder Synodale mit seinem eigenen Gewissen abzumachen."

Noch weit schwerere Sorgen bereitete ihm das Pfarrbesoldungsgesetz 1897. Auch hier knüpfte die Regierung die Bewilligung der Mittel an die Bedingung einer gemeinsamen Kasse. Die Kommissionsbeschlüsse, die auf Bildung einer eigenen Alterszulagenkasse und Erhöhung des sehr bescheidenen Grundgehaltes (1800 Mark) hinausliefen, erklärte der Kommissar als unannehmbar für die Regierung. Auf der Landessynode ergriff Uhlhorn zu einer längeren Rede das Wort. Er dankte der Regierung für die Mittel für die unumgänglich notwenige Aufbesserung der Pfarrbesoldung, die er auch aus dem Grunde wünschte, damit auch die Glieder der höheren Stände sich dem Kirchendienste widmeten. Nur habe er den Wunsch gehabt, daß mit dieser Liberalität noch mehr Vertrauen verknüpft gewesen sein möchte, derart, daß einfach die betreffende Summe zur Verfügung gestellt und dann den einzelnen Kirchen überlassen wäre, zu beraten, wie sie sie selbst verwenden wollten. Er hatte schwere Bedenken gegen den Bruch mit dem Pfründensystem, dieser über tausend Jahre alten Einrichtung von urdeutschem Geiste. Ein wichtiges Band zwischen Pastor und Gemeinde werde zerstört, wenn der Pastor künftig seinen Gehalt in barem Gelde aus einer Zentralkasse empfange, und die Versetzung der Geistlichen, die zuweilen im Interesse der Gemeinde und der Pastoren erwünscht sein könnte, werde durch die Gleichstellung im Gehalt erschwert. Ferner waren nach seiner Meinung das Pfründensystem und die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Pastoren, auf die er das höchste Gewicht legte, unmittelbar verbunden. „Über kurz oder lang," so äußerte er sich einmal, „werde dieses Gesetz auch noch ein anderes nach sich ziehen, daß nämlich die Pastoren auch gegen ihren Willen ‚im kirchlichen Interesse' versetzt werden könnten, seien sie doch schon durch dieses Gesetz fast zu ‚Beamten der Kirche' geworden und nicht mehr bloß Diener einer Einzelgemeinde. Ein solches Versetzungsgesetz würde aber äußerst bedenklich sein. Wenn das rationalistische Konsistorium in den dreißiger Jahren ein derartiges Recht gehabt hätte, würden alle orthodoxen, gläubigen Pastoren (wie z. B. Ludwig Harms) einfach kalt gestellt sein." Darum war er auch gegen den Berustorffschen Antrag, daß die Pfründen auf die gesamte Landeskirche übergehen sollten, denn damit wäre sofort der Pastor einfach zum Beamten der Landeskirche gemacht.

Auch der Anfangsgehalt von 1800 Mark erschien ihm zu gering, wenn er auch wünschte, daß in manchen Pfarrhäusern wieder ein etwas einfacheres Leben einkehre. Am bedenklichsten war ihm jedoch die ge-

Digitized by Google

meinsame Kasse. Nicht deshalb, weil er für die innere Selbständigkeit der Kirche fürchte, damit habe die Kasse, die lediglich Zahlungsstelle sei, nichts zu tun. Aber man sei doch gebunden und — wie er sich einmal äußerte — wenn einmal eine Separation unbedingt nötig werde, sei sie durch die gemeinsame Kasse unendlich erschwert. Um die Freiheit der Landeskirche zu wahren, wünschte er deshalb ein Rücktrittsrecht.

„Ihm sei nie in einer Synode — so sprach er sich auf derselben aus — ein Entschluß so schwer geworden. Nach langen Kämpfen habe er sich zur Annahme entschlossen. Der Staat gebe die Dotation nicht, weil er sie sonst für die katholische Kirche auch geben müsse. Bis zum Kulturkampfe habe die katholische Kirche in Norddeutschland in zweiter Linie gestanden, seit demselben, seit der unglückliche Begriff der Parität anerkannt sei, stehe sie an erster Stelle und müsse beistimmen, wenn man der evangelischen Kirche etwas geben wolle.

„Die Gefahr der Union sei größer bei der Ablehnung als bei der Annahme des Gesetzes. Einmal erhielten die Geistlichen dann das nicht an Gehalt, was sie durchaus nötig hätten, und viele Hoffnungen würden zerstört. Weiter werde der Staat in Zukunft die Zuschüsse zu den Pfarrgehältern nicht mehr einfach hergeben, wie er es bis jetzt getan, sondern in jedem Falle genau die Notwendigkeit prüfen und wo irgend möglich, die Zahlung auf die Gemeinde abwälzen. Endlich solle man wohl bedenken, wie sich die kommende Synode bei einer Ablehnung verhalten werde." — Die Petitionsstürme von Geistlichen, die um Annahme des Gesetzes, à tout prix, wie ein Synodale wollte, baten, hatten in ihm das Vertrauen zu einem großen Teil der Pastoren erschüttert. „Lehnen wir das Gesetz ab, so meinte er einmal, so werden sie es durch ihr Schreien dahin bringen, daß es wiederkommt. Und dann kommt es womöglich in noch ungünstigerer Form und es kommt eine Synode unter der Parole des Pfarrbesoldungsgesetzes zustande, die selbst der Union zustimmt, um nur die Verbesserung der Pfarreinkünfte zu erreichen." Höchst ungünstig erschien ihm auch der Umstand, daß die andern Kirchen das Gesetz schon angenommen hatten, ehe es der Hannoverschen Landessynode vorgelegt war. „Wären wir die Ersten gewesen, dann hätte es anders gestanden und wir hätten das Gesetz einfach abgelehnt und damit auch die andern Kirchen gestärkt, ein besseres Gesetz zu erlangen." Jetzt bleibe nichts übrig als nachzugeben und das glaubte er zuletzt, wenn auch sehr ungern, so doch ohne Gewissensbedenken tun zu können. Wenn man fürchtete, durch dieses Gesetz werde die Union herbeigeführt, so entgegnete er auf der Landessynode: „Es werde entschieden einmal zum Kampfe zwischen Union und Konfession kommen, aber vorläufig noch nicht, sondern

Digitized by Google

später, unter andern Verhältnissen. Man müsse überlegen, ob dann die Kasse die Erhaltung der Konfession oder den Verlust fördern werde. Wenn man nicht der Kasse beiträte, so werde die hannoversche Kirche dann isoliert sein. Sie werde dadurch nicht nur sich schaden, sondern auch den kleinen Kirchen, z. B. der Holsteinischen, die dann leichter aufgesogen würden. Schon jetzt nach der Einverleibung in Preußen sei ein gewisses Verhältnis zu der Person des Landesherrn gegeben. Daraus folgere, daß der Staat auch gemeinsame Geldangelegenheiten wünschen müsse. Wenn man das jetzt ablehne, möge man bedenken, daß sich dann eine Partei für den völligen Anschluß bilden werde. Das werde bei den nächsten Wahlen zu Tage treten. So habe er sich doch für die Annahme des Regierungsentwurfes entschieden, indem er das Vertrauen habe, daß wir unser Bekenntnis bei der gemeinsamen Kasse nicht verlieren würden."

Er hat sich später noch oft Gedanken gemacht, ob er recht gehandelt oder nicht besser getan hätte, die Vorlage, die nur mit knapper Mehrheit angenommen wurde, zu Falle zu bringen. Auch quälte ihn, daß sein Vertrauen zu den Pastoren mit dem zur Regierung erschüttert war, denn beides hatte durch diese letzten Synoden und die an die Vorlage sich knüpfenden Verhandlungen einen Stoß bekommen. Bitter äußerte er sich über das Vorgehen der Regierung. Man hatte immer gesagt, auch die katholische Kirche solle sich der Zentralkasse anschließen, und darum könne man bei Hannover keine Ausnahme machen. Und dennoch wurde nachher der katholischen Kirche eine eigene Alterszulagenkasse bewilligt! Aber er fühlte in sich nicht mehr die alte Kraft und Frische, den Kampf aufzunehmen, und hegte keine Hoffnung mehr, ihn zu einem gedeihlichen Ende hinauszuführen, ganz abgesehen davon, daß es jetzt im Alter um ihn her einsamer wurde — die Männer, mit denen er bisher in der Vollkraft des Lebens gearbeitet, mit denen er die ganze Entwickelung der hannoverschen Landeskirche durchlebt und geleitet hatte, gingen einer nach dem andern heim — und er fand sich auch in der Kirchenbehörde zuweilen verlassen. Es war manches anders gekommen als er gehofft hatte. „Die Kirche ist mehr als je in die Macht des Staates gekommen, klagte er, und die Staatsinteressen sind die fast allein entscheidenden für die Behandlung der kirchlichen Dinge geworden." Immer stärker dringe damit der formaljuristische und der bureaukratische Geist auch in die Kirche ein, immer mehr werde vergessen, daß die Kirche anders regiert werden müsse als ein Regierungsbezirk und Pastoren anders behandelt werden müßten, als Beamte, die jedem Winke ihrer Vorgesetzten blind zu gehorchen hätten. „Das kann die Kirche auf die Dauer nicht ertragen, daran

Digitized by Google

muß sie zu Grunde gehen," sagte er wohl. Tief bewegte ihn auch die Amtsenthebung von drei Pastoren, die sich geweigert hatten, der Anordnung des Kaisers über die kirchliche Feier der hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages Kaiser Wilhelms I. nachzukommen. Das Recht des Landesherrn zu dieser Anordnung und das Unrecht der Pastoren war nach Uhlhorns Ansicht nicht zu bestreiten. Er urteilte sogar grundsätzlich: „Wollen wir eine Volkskirche sein, so müssen wir auch die kirchliche Feier solcher vaterländischer Gedenktage begehen." Das Landeskonsistorium hatte sich auch ernstlich bemüht, daß diese Feier in einer die Gewissen nicht bedrückenden Weise angeordnet werde, und Uhlhorn war überzeugt, daß jeder Pastor das hätte tun können, was vorgeschrieben war. „Es sei unbestreitbar, erklärte er ferner auf der Landessynode von 1897, daß es in einer verfaßten Kirche bestimmte Ordnungen geben müsse. Auch die Augustana erkenne an, daß man Ordnungen beobachten müsse, solange man sie gewissenshalber beobachten könne. Bei Zweifeln der Geistlichen sei es nun gewiß die ernste Pflicht der Kirchenregierung, zu belehren. Wenn aber das keinen Erfolg habe, so könne die Kirchenregierung nicht anerkennen, daß das Gewissen des Einzelnen höher stände als die Kirchenordnung. Wenn der Einzelne sich derselben durchaus nicht fügen wolle, so müsse er entfernt werden. Die Kirchenregierung habe sich immer bemüht, den Geistlichen zu helfen. Er selbst habe während der langen Zeit, in der er der Kirchenregierung angehöre, die Geistlichen um die verschiedensten Konflikte herumgebracht. Wenn aber jemand grundsätzlich sage: ‚Ich stelle mein Gewissen höher als die Kirchenordnung'*), dann müsse er aus der Kirche entfernt werden."

Daß aus einem solchen Anlaß tüchtige und treue Pastoren abgesetzt, ihres Amts enthoben werden mußten, beklagte er um so mehr, als die Behauptung laut wurde, daß das Landeskonsistorium die Abweichung eines Geistlichen von dem Bekenntnis und Worte Gottes mit größerer Geduld trage, als die Nichtbefolgung einer solchen Anordnung der Behörde, während er sich doch bewußt war, mit allen Kräften für die Aufrechterhaltung des Bekenntnisses gesorgt zu haben, wenn er auch extremen Forderungen nicht nachgeben wollte. Aber am schmerzlichsten empfand er, daß auch bei diesen Verhandlungen sich wieder zeigte, wie das Vertrauen eines großen Teiles der Kirche zum Landeskonsistorium mehr und mehr geschwunden war. Wenn Lichtenberg ihm 1878 geschrieben hatte: „Wir können uns leider nicht verhehlen,

*) Die betr. Pastoren hatten erklärt, sie müßten sich vorbehalten, auch bei künftigen Anordnungen selbst zu entscheiden, ob ihr Gewissen ihnen die Befolgung gestatte.

Digitized by Google

daß von dem Vertrauenskapital, mit dem wir unser Geschäft eröffneten und das wir eine gute Zeit lang glücklich gemehrt haben, durch die unglücklichen Wirren des Trauungsgesetzes ein gut Teil aufgezehrt ist, so daß wir alle Ursache haben, mit dem Rest sorglichst hauszuhalten," so fürchtete er jetzt, daß wieder ein guter Teil von dem alten und inzwischen neu dazu gesammelten Kapital verloren gegangen sei und vielleicht noch größere Verluste drohten. Er hielt das unbedingte Vertrauen der Geistlichen zur Kirchenbehörde für die wichtigste Vorbedingung eines gedeihlichen Zusammenwirkens zum Besten der Kirche und hatte immer danach gestrebt, dieses Vertrauen zu erhalten. Selbst wo sie irrten und fehlten, trat er ihnen noch als Amtsbruder entgegen und suchte in herzlich brüderlicher Weise sie von ihrem Unrecht zu überzeugen. Es haben Manche bezeugt, mit welcher Geduld und Milde er mit ihnen in solchen Fällen verhandelte und wie er immer aufs neue versuchte, sie durch ernste Güte zu gewinnen. Nach diesen Grundsätzen richtete er auch sein weiteres Verhalten in dieser Angelegenheit auf der Landessynode von 1899 ein. Eine kirchliche Versammlung in Hannover hatte eine Petition an die Landessynode gerichtet, in welcher diese ersucht wurde, das Recht der kirchenregimentlichen Organe zu eigenmächtigen Anordnungen bezüglich des öffentlichen Gottesdienstes einer ernsten Prüfung zu unterziehen. Lienhop beantragte in der Synode über diese Petition zu verhandeln und sie zu diesem Zwecke der sog. großen Kommission zu überweisen, ließ aber später seinen Antrag fallen, aus Besorgnis, er möchte abgelehnt werden. Nun machte Tramm den parlamentarischen Kunstgriff, den Antrag wieder aufzunehmen, um die Sache durch Ablehnung ganz abzutun. Er selbst und das Landeskonsistorium, Uhlhorn ausgenommen, stimmten gegen den Antrag, der mit einer Stimme Mehrheit angenommen wurde, nachdem zuvor ein Antrag auf Übergang zur Tagesordnung mit derselben einen Stimme Mehrheit abgelehnt war. Uhlhorn wollte der großen Kommission die Freiheit nicht nehmen lassen auf die Sache zurückzukommen, weil er das für das ganze synodale Leben nicht für zuträglich erachten könne; sodann vor allem auch, weil er nicht wollte, daß das Vorgehen Trammns Nachfolge in der Synode finde: „Bisher ist es in unserer Landessynode Sitte gewesen, daß, wenn man einen Antrag stellt, man auch von seiner Richtigkeit überzeugt ist und darum hofft, daß die Synode ihm zustimmt. Einen Antrag stellen, damit er abgelehnt wird, mag wohl im Reichstage oder im Abgeordnetenhause gebräuchlich sein, ein solches Vorgehen ziemt sich aber nicht für uns." Ihm lag viel daran, daß diese Sache noch einmal eingehend besprochen wurde, um die Synode zu überzeugen, daß

Digitized by Google

das Landeskonsistorium alles getan hatte was es vermochte und nicht anders handeln konnte. Durch die offene Aussprache wollte er beweisen, daß man keinen Grund habe, der kirchlichen Behörde zu mißtrauen, und er hoffte, daß diese Verhandlung dazu dienen würde, den Anstoß zu einer Fortentwickelung des kirchlichen Rechts zu geben. Er hielt das unbeschränkte Recht des Landesherren zu derartigen Anordnungen für nicht ganz unbedenklich und wünschte im Interesse der Kirche wenigstens gewisse Kautelen. Aber er hielt es nicht für zweckmäßig, schon jetzt weitere Schritte zu tun und eine Mitwirkung synodaler Organe bei Erlaß derartiger Anordnungen zu beantragen. Wohl glaubte er auch, daß die Entwickelung dahin dränge, daß die Synodalkompetenz mehr und mehr erweitert werde, aber jetzt werde das noch nicht erreicht, und „man darf keine Äpfel pflücken wollen, ehe sie reif sind, sonst schadet man dem Baum." Um die Wiederkehr solcher Kämpfe zu verhindern, bat er, als die Feier des Krönungsjubiläums (1901) herannahte, bei gegebener Gelegenheit den Kaiser persönlich, für die Anordnung dieser Feier sich mit einer Form zu begnügen, welche die Stimmung der Pastoren schonte.

Unter den schweren Erfahrungen, die er in den letzten Jahren im Kirchenregimente machte, war er müde geworden. Öfters trug er sich jetzt ernstlich mit dem Gedanken, aus seinem Kirchenregimentsamte auszuscheiden und sich ganz auf Loccum zu beschränken, bloß dem Hospiz und seinen Studien lebend. Was ihn im Amte hielt, war das Pflichtbewußtsein und die Liebe zu seiner Kirche, der er dienen wollte bis zum letzten Augenblicke. Seine Stimmung wurde zusehends trüber. Bisweilen konnte er jetzt sogar an der Zukunft der hannoverschen Landeskirche und der Volkskirche überhaupt verzweifeln und die Lösung der Schwierigkeiten in der Freikirche sehen, wobei er dann doch immer wieder auf die großen Gefahren einer solchen hinwies. Nur eine große Freikirche, welche etwa die ganze hannoversche Landeskirche umfasse, sei wirklich lebensfähig und selbst da würden sich tausend schwierige Fragen erheben — er erinnere nur an das Kirchenregiment — auf die man keine Antwort wüßte und ob nicht Zersplitterung und der Untergang der Volkskirche auch hier die Folge sein würde? Das würde einen Bruch mit der Geschichte unseres deutschen Volkes bedeuten, wie er größer und folgenschwerer nicht gedacht werden könnte. Nur die höchste Not dürfe zu solch einem gefährlichen Schritte raten, und möglich und segensreich würde er nur in einer Zeit sein, wo unser Volk, wie in der Reformationszeit, wirklich in der Tiefe von religiösem und echt kirchlichem Geiste durchdrungen sei. Darum urteilte er zuletzt doch immer wieder, man müsse

Digitized by Google

Gott nur nicht vorgreifen wollen und vertrauen, daß Er noch im Regimente sitze. In solchem Glauben wurzelte bis zuletzt sein siegesfroher Optimismus. Wohl klagte er einmal in der letzten Zeit: „Ich fürchte, ich habe vergeblich gearbeitet und mein Lebenswerk wird nach meinem Tode verfallen"; aber dann konnte er auch wieder, als ein städtischer Pastor ihm hoffnungslose Anschauungen über seine Gemeindeverhältnisse entwickelte, lachend sagen: „Ist der aber ein Pessimist!"

Zu den trüben Stimmungen der letzten Jahre trugen wesentlich auch die schweren häuslichen Heimsuchungen bei. Hatte er bis zum Jahre 1890 in seiner Familie ein ungewöhnlich reiches, vielgepriesenes Glück erlebt, so traf ihn jetzt ein harter Schlag nach dem andern. 1891 starb nach langen schweren Leiden seine zweite (verheiratete) Tochter, der er selbst die Leichenrede über 2 Thessal. 3, 5 hielt; 1897 wurde seine älteste Tochter ihrem Manne und einer zahlreichen Kinderschar durch einen plötzlichen Tod entrissen. Dazu kamen ernste Sorgen um den jüngsten Sohn, der nach langer Krankheit noch vor dem Vater starb. Das alles bedrückte sein Gemüt, sowenig er sich darüber aussprach, und diente auch dazu, seine körperliche Kraft zu brechen. Es war ihm aus dem Herzen gesprochen, was Professor Eduard von Gebhardt ihm bei dem Tode des Sohnes schrieb: „Es sind schwere Jahre, die Ihnen jetzt beschieden werden; in der Jugend träumt man gern von einem sorglosen, friedlich-heiteren Lebensabend — wie oft kommt es anders, und mit Sehnsucht gedenkt man der Jahre, die man, als man sie lebte, als ein Vorspiel eines vollendeten Glückes ansehen zu dürfen meinte. Es ist, als wollte es der Herr einem leicht machen, dieser Welt Lebewohl zu sagen."

Das Jahr 1898 weckte die Erinnerung an den Kirchentag zu Wittenberg im Herbste 1848, auf dem Wichern durch seine begeisterte Rede weite Kreise für die Arbeit der Innern Mission gewonnen hatte. Uhlhorn ließ das Jubiläumsjahr nicht vorübergehen, ohne der Innern Mission zu gedenken. Im Frühjahr hielt er in Hameln einen Vortrag über „die Bedeutung der Innern Mission für die kirchlichen und sozialen Bewegungen der Gegenwart". Er gab zunächst einen kurzen Überblick über die reiche Entfaltung der christlichen Liebestätigkeit in diesem halben Jahrhundert, wies auf die zahlreichen Werke der Humanität hin, die sie begleiten, und zeigte, wie sich das Verhältnis der Innern Mission zur Kirche und zum Staate in den 50 Jahren ihres Bestehens völlig verändert habe. „Die Kirche hat gelernt, daß sie der Innern Mission nicht entraten kann, wenn sie sich selbst nicht auf das Schwerste schä-

Digitized by Google

digen will, und der Staat hat, je weiter die Umwandlung des bloßen Rechtsstaates in den sozialen Staat fortgeschritten ist, auch die Innere Mission in seinen Dienst gezogen. Ein Teil ihrer Arbeit ist bereits auf die Kirche einerseits und den Staat anderseits übergegangen. Aber sie hat auch jetzt noch ihre große Aufgabe, wo wir vor der großen Frage stehen: Soll unser Volk wirklich aufhören, ein christliches zu sein, soll es ein Volk werden, in dem nur noch einzelne zerstreute Kinder Gottes sich finden, soll die Kirche aufhören, Volkskirche zu sein, oder soll das Christentum die Religion des Volkes bleiben, die für sein Leben, seine Sitte, seine Ordnungen maßgebend und bestimmend ist? Das hieße mit der Geschichte des deutschen Volkes brechen und auch an der Aufgabe verzweifeln, die der Herr uns gestellt hat, der befiehlt, die Völker zu ihm zu rufen, das hieße im Grunde an der Macht des Evangeliums verzweifeln und das können und wollen wir nicht. Noch gibt es viele hoffnungsvolle Zeichen und mag viel oder wenig Hoffnung sein, das Ziel zu erreichen, unser Volk wieder zu einem christlichen zu machen, die Aufgabe ist uns gestellt und die Arbeit befohlen. Nur danach, nicht nach dem Erfolge haben wir zu fragen. Die Aufgabe ist zunächst eine Aufgabe der Kirche; denn das Wort allein muß es tun, nur durch das Wort kann der verloren gegangene Glaube wieder in die Herzen gepflanzt werden. Aber weil das Wort an viele nicht mehr herankommt, muß man versuchen, auf andere Weise ihnen nahe zu kommen, durch die Tatpredigt der Liebe. Das ist es, was die Innere Mission will. Sie beginnt mit Bekämpfung der äußeren Notstände, aber alles, was sie da tut, ist nur Mittel zu dem höheren Zwecke, die sittlichen Notstände zu bekämpfen, die Menschen dem Herrn zuzuführen.

„Diese Arbeit bringt nun aber große Gefahren mit sich, der Veräußerlichung, der Verflachung, und die größte Gefahr, daß die Werke der christlichen Liebe zu bloßen Humanitätswerken werden und damit ihre Kraft verlieren, für Christus zu werben, die Seelen für ihn zu gewinnen. Damit geht ihr aber das Salz verloren, ihr Salz wird dumm. Denn das ist ihr Salz, daß sie alles tut um Christi willen, ihm, dem ewigen Könige, die Seelen zu gewinnen. Nie darf sie das zurückstellen, nie davon schweigen, wenn sie nicht vergeblich arbeiten, ja selbst sterben will. Nur der immer engere Anschluß an die Kirche kann sie vor dieser Gefahr behüten, und die Geschichte der Innern Mission ist darum auch die Geschichte der fortschreitenden Verkirchlichung, sie ist auf dem Wege, kirchliche Diakonie zu werden, und auf dem Wege muß sie fortschreiten, damit wir wirkliche Gemeinden gewinnen. Fragen Sie mich aber, wie wird aus einem Haufen

Digitized by Google

Menschen, die dasselbe Gotteshaus und denselben Pastor haben, eine wirkliche Gemeinde? so weiß ich recht wohl, daß die Hauptsache in jeder Gemeinde die lautere, glaubenskräftige Predigt des Evangeliums ist, aber dann sage ich weiter: in erster Linie durch die kirchliche Diakonie, durch die Liebestätigkeit, die als Tätigkeit der Gemeinde, von ihrem Vorstande geleitet, ausgeübt wird.

„Eine noch viel größere Gefahr droht der Innern Mission durch die Vermischung mit sozialpolitischen Bestrebungen, hat doch Naumann ihr Ziel geradezu als die Entlastung der belasteten Volksklassen definiert und sie als Schwester dem Sozialismus zur Seite gestellt. Nahe genug liegt eine solche Vermischung namentlich solchen Naturen, die ein tiefgehendes Mitgefühl mit den bedrückten Klassen unseres Volkes hegen. Das Gerechtigkeitsgefühl empört sich gegen so manche Ungerechtigkeit in dem heutigen Wirtschaftsleben, wo oft genug sich Erfahrungen zeigen, wie sie St. Jakobus in seinem Briefe straft, daß die, welche im Besitz des Mammons sind, die Armen und wirtschaftlich Schwachen bedrücken. Man sagt sich als Christ, so etwas sollte in einem christlichen Volke nicht vorkommen, und beginnt, sich in soziale, politische und wirtschaftliche Theorien im Namen Christi einzulassen, im Namen des Christentums für bestimmte sozialpolitische Theorien, die oft nichts weiter sind als Utopien, einzutreten. Damit kompromittiert man das Christentum. Denn es ist einer der Grundgedanken des Christentums, daß die Teilnahme am Reiche Gottes schlechthin unabhängig ist von allen äußeren Verhältnissen, daß man auch in der drückendsten wirtschaftlichen Lage, auch als Sklave ohne persönliche Freiheit, ohne Eigentum ein Christ, ein Kind Gottes sein kann, und es ist deshalb geradezu eine Korruption des Christentums, wenn man die Erfüllung bestimmter wirtschaftlicher Forderungen, diese oder jene wirtschaftliche Ordnungen im Namen des Christentums fordert, weil man damit das Christsein, den Stand der Gotteskindschaft von äußerlichen Dingen abhängig macht. Das mag die römische Kirche tun, die den Anspruch macht, auch das staatliche, wirtschaftliche und soziale Leben direkt zu beherrschen, die sich als dem Staate übergeordnet ansieht und von ihm Gehorsam auch in weltlichen Dingen fordert — wir Evangelische, wir Lutheraner wissen, daß der Kirche nichts befohlen ist, als Gottes Wort, und daß der Staat, die Obrigkeit, auch von Gott ist und daß ihr und nicht der Kirche die Ordnung der wirtschaftlichen Verhältnisse von Gott befohlen ist und zwar nicht in Unterordnung unter die Kirche, sondern in ihrem Gebiete nur Gott verantwortlich. Hüten wir uns doch davor, die alte Vermischung und Verwirrung von geistlichen und weltlichen Dingen von dem, was der Kirche

Digitized by Google

und dem, was dem Staate befohlen ist, wieder heraufzubeschwören, von der uns Luther, gottlob! erlöst hat.

„Die Aufgabe der Kirche ist groß genug. Sie hat in unserem Volke die Gesinnung wachzurufen, aus der allein eine Besserung unserer wirtschaftlichen und sozialen Zustände erwachsen kann, unserem Volke die sittlichen Kräfte darzureichen, ohne die es unmöglich ist, zu einer höheren Stufe des wirtschaftlichen und sozialen Lebens zu gelangen. — Das ist der tiefste Schaden, daß in unserem ganzen wirtschaftlichen und sozialen Leben die Selbstsucht regiert. Darum mehr Liebe! Niemals wird es besser werden, wenn nicht alle Stände lernen, bescheidener werden, Opfer zu bringen*), für einander zu leben und zu arbeiten, wenn nicht das Bewußtsein wieder lebendig wird, daß jedes Recht auch eine Pflicht in sich schließt, dem Nächsten in der Liebe mit dem Seinen zu dienen. Dazu unser Volk aufzurufen und zu erziehen, soll auch die Innere Mission helfen mit ihrer Tatpredigt der Liebe. Dann aber soll sie als barmherziger Samariter das mannigfache Elend unserer Zeit, das auch eine Folge der wirtschaftlichen Zustände ist, mit ihren Kräften zu lindern suchen. Es war freilich nur unklare Schwärmerei, wenn eine Zeit lang die Innere Mission als das Mittel, die soziale Frage zu lösen, angesehen wurde. Die Frage wäre nicht gelöst, auch wenn es der Innern Mission gelänge, ihre Arbeit so auszudehnen, daß sie jedem Notleidenden und Elenden Hilfe und Unterstützung bringen könnte. Denn darum handelt sich's gar nicht, vielmehr darum, die Lage unserer arbeitenden Bevölkerung so zu gestalten, daß sie keine Unterstützung mehr bedarf. Aber, was die Innere Mission tut, ist doch auch ohne dies ein großes und gesegnetes Werk, an dem jeder nach dem Maße seiner Kräfte mitzuarbeiten hat." —

*) 1895 schrieb Uhlhorn in einem Briefe, in dem er einem Pastor für die Übersendung seiner Schrift über den Streik dankte: „Als ich noch im Pfarramt stand, habe ich mehrmals Anlaß gehabt, die Frage, ob ein Christ sich an einem Streik beteiligen dürfe, seelsorgerlich zu beantworten. Ich habe den Anfragenden die Antwort dahin gegeben, daß an sich der Eintritt in einen Streik auch für einen Christen sittlich berechtigt sei, daß es aber darauf ankomme, ob er im einzelnen Fall berechtigt sei, und sie erinnert, daß ein solcher Kriegszustand viel Versuchliches mit sich bringe und sie sich deshalb wohl vorsehen möchten. Es war mir lieb, diese Gedanken bei Ihnen wiederzufinden. Noch mehr hat mich's gefreut, daß Sie den Leuten aus den höheren Ständen ins Gewissen reden. Da liegt ein schwerer Schaden. Die Agitation der Sozialdemokratie macht mich nicht bange, aber bange macht mich, daß die Besitzenden so gar wenig Bewußtsein ihrer Pflicht haben und noch gar nicht einsehen wollen, daß sie Opfer bringen müssen, geschweige denn, daß sie dazu willig wären."

Digitized by Google

Am 21. September 1898 predigte Uhlhorn in Wittenberg bei der fünfzigjährigen Gedenkfeier der Innern Mission über Joh. 4, 35—38. „Hier ist der Spruch wahr: Dieser säet, der andere schneidet," war sein Thema; und er führte aus: „1. Wir dürfen schneiden, was andere gesät haben; lasset uns dem Herrn dafür danken; 2. andere werden schneiden, was wir gesät haben; lasset uns eifrig und treu sein in der Arbeit." Nach einem Rückblick auf die Geschichte der Innern Mission warnte er vor der Veräußerlichung und Verflachung des Werkes und mahnte: Zurück zur ersten Liebe! zurück zum wahren Glauben! Nicht lange danach hatte er einen Schwindelanfall, ein Zeichen beginnender Arterienverkalkung. Die Anfälle wiederholten sich von Zeit zu Zeit; er fühlte, es war das erste Zeichen des Endes, und rüstete sich, sein Haus zu bestellen und sein Lebenswerk abzuschließen. Als Kaiser Wilhelm II ihn persönlich aufforderte, mit ihm nach Jerusalem zu reisen, dort die neue Erlöserkirche einzuweihen, mußte er ablehnen, sein Weg ging jetzt dem Jerusalem zu, das droben liegt.

Digitized by Google

19. Kapitel.

Letzte Kämpfe und Erfolge. Der Fall Weingart. Wider die modernen Schwarmgeister. Fünfzigjähriges Amtsjubiläum. Die Agende. Sechste ordentliche Landessynode. Der Katechismus. Kirche und Schule. 1898—1900.

Schwere, sorgenvolle Zeiten sollte ihm zuletzt noch der Fall Weingart bringen. Schon jedes andere Disziplinarverfahren gegen Geistliche hatte für ihn etwas Bedrückendes, vor allem aber ein sogenanntes „Glaubensgericht". Nicht weil er die alten Beschuldigungen der Ketzerrichterei fürchtete, die waren oft genug gegen ihn erhoben, aber persönlich milde ging er, vor allem in Glaubensfragen, ungern scharf gegen jemanden vor, und er hielt jedes derartige Disziplinarverfahren für nicht ganz unbedenklich für die Kirche, weil dadurch allemal eine gewisse Erregung verursacht werde, die dem kirchlichen Leben nicht förderlich sei. Nur wo es unbedingt nötig erschien, gegen Abweichungen vom Bekenntnisse vorzugehen, wo das Lebensinteresse der Landeskirche es ihm forderte, konnte er sich zu einem Vorgehen entschließen. Dann waren ihm aber auch solche Fälle ein willkommener Anlaß, wieder einmal klar festzustellen, daß das alte lutherische Bekenntnis noch zu Rechte bestehe, den altgläubigen Gemeinden zur Stärkung und den modernen Theologen zur Warnung, sich wohl vorzusehen und die ihnen gesteckten Grenzen nicht zu überschreiten, und insofern liege doch in diesen sonst tief beklagenswerten Fällen ein Segen für die Kirche.

Es war wieder seine Vaterstadt, aus der der Anlaß zu einer Disziplinaruntersuchung ausging. Er hatte manchen harten Strauß mit seinem Osnabrück, das er aus den Tagen der Kindheit her sehr liebte, ausgefochten. Auf den Osnabrücker Synoden war es in früheren Jahren zu solch hartem Zusammenstoß zwischen ihm und den Liberalen gekommen, der Vertreter des Landeskonsistoriums war so maßlos angegriffen, daß Uhlhorn einige Jahre dafür war, überhaupt nicht wieder hinzugehen. Jetzt sollte aber das Verhältnis zu Osnabrück, wie es schien, völlig in die Brüche gehen.

Digitized by Google

Weingart, der in Thüringen Pfarrer war, wurde 1897 in Osnabrück zum Prediger gewählt. Das Landeskonsistorium bestätigte ihn, nachdem er in einem Colloquium die bindendsten Erklärungen abgegeben hatte, daß er sich in seinen Predigten durchaus an die Bekenntnisse der lutherischen Kirche halten wolle. Nach dieser Verhandlung vor der Behörde war er auch nochmals bei Uhlhorn, der von ihm einen ganz günstigen Eindruck empfangen hatte. „Er ist liberal," sagte er, „aber scheint ein verständiger Mann zu sein mit vielem Interesse für das kirchliche Leben, z. B. auch für Jugendfürsorge. Ich hoffe, er wird in Osnabrück segensreich wirken." Er ermahnte ihn nochmals, sich von keiner Partei gefangen nehmen zu lassen, was Weingart auch fest versprach, und soll ihn mit den Worten entlassen haben: „Bringen Sie meiner Vaterstadt den kirchlichen Frieden." Aber bald geriet Weingart in die Hände liberaler Parteileute und ließ sich weiter drängen. Man erwartete von ihm ein offenes Bekenntnis zum Liberalismus, und er legte es ab. In einer Osterpredigt 1898 sprach er sich auf das entschiedenste gegen die leibhaftige Auferstehung Christi aus in einer Weise, die viele verletzen mußte: „Des Herrn müder Erdenleib", heißt es hier z. B., „am Kreuz zu Tode gemartert, er ruhte sanft und friedlich dort im Grabe, Staub zu Staube", das Grab sei nicht geöffnet, sondern Christus habe sich nur innerlich seinen Jüngern zu erfahren gegeben als der Lebendige. Auf der Synode am 26. Oktober 1898 hatte er das Referat über den Agendenentwurf zu halten. Hier äußerte er sich nun in schroffer Weise gegen die Tatsachen der Sündhaftigkeit des Menschengeschlechtes, gegen die Lehre, daß der Tod der Sünde Sold ist, gegen das Gebet zu Jesus, gegen die Auferstehung der Toten ꝛc. Uhlhorn äußerte einmal, wäre ich auf der Synode gewesen, dann hätte ich ihn dort gleich so zugedeckt, daß er den Mund nicht wieder aufgetan hätte, denn Weingart sei solch ein schwacher, unklarer Theologe*), daß man ihn mit Leichtigkeit vor der ganzen Synode blamiert hätte. Infolge dieser Synode kam es zu einer Disziplinarverhandlung vor dem Konsistorium, in welcher sich Weingart entschieden weigerte, seine Stellung zu diesen Punkten der Kirchenlehre darzulegen, sondern sich auf seine Predigten berief, in denen seine theologische Anschauung niedergelegt sei. So wurde denn neben andern seine Osterpredigt herangezogen, die seine große Verwirrung in den

*) W. hat es fertig gebracht, in kürzester Zeit über seine Vorstellung von dem „Wie" der Auferstehung dreifach Verschiedenes zu predigen. Einmal findet sich bei ihm die sogenannte objektive Visionstheorie, dann die subjektive Visionstheorie und endlich noch ein Ansatz der Theorie von dem Hervorwachsen legendenhafter Bildung aus Glaubensgedanken.

Digitized by Google

theologischen Anschauungen bewiesen, aber das eine wenigstens klar zeigten, daß er die leibliche Auferstehung Christi leugnete. Auf diese Äußerungen angefaßt, versprach er, künftig nicht wieder von der öffentlichen Kirchenlehre abweichende, subjektive theologische Auffassungen in lehramtlicher Tätigkeit zum Ausdruck zu bringen, und wurde daraufhin nur mit einem Verweise belegt, und damit sollte es nach der Meinung des Landeskonsistoriums sein Bewenden haben, man wollte die Sache nicht weiter treiben.

Aber trotz seiner Zusage erklärte Weingart nach seiner Rückkehr nach Osnabrück in einer öffentlichen Versammlung, daß er in dem Geiste, den er nicht weiter zu schildern brauche, weiter wirken wolle, und schloß seine Rede mit den Worten: „Dies ist der Tag, den der Herr macht, laßt uns freuen und fröhlich darinnen sein.“ Zudem legte er gegen den Verweis Berufung ein. So kam es zu einer neuen Verhandlung vor dem Landeskonsistorium und Landessynodalausschuß. Auch hier drehte sich die Verhandlung um die leibliche Auferstehung Christi. Der § 33 des Kirchengesetzes betreffend Dienstvergehen der Geistlichen schrieb vor: „Neue Tatsachen, welche die Grundlage einer anderen Beschuldigung bilden, dürfen in der Berufungsinstanz nicht vorgebracht werden.“ Darum war zu Uhlhorns Bedauern ausgeschlossen, gegen ihn wegen seines letzten Verhaltens in Osnabrück und wegen seiner gesamten theologischen Anschauung zu verhandeln. „Dann, meinte er, hätten wir noch viel klarer und jeden überzeugend beweisen können, daß er sich unmöglich gemacht hatte.“ Trotzig nahm Weingart jetzt für sich das Recht in Anspruch, wissenschaftliche Ansichten berühmter theologischer Lehrer, auch wenn sie von dem Bekenntnis abwichen, als objektive Glaubenslehre pfarramtlich zu verkündigen, und lehnte damit jede Verpflichtung auf das Bekenntnis ab. Auf die Frage, ob er bekenne und lehre, daß Christus lebendig mit einem verklärten Leibe aus dem Grabe auferstanden sei, antwortete er nach kurzem Besinnen in schrillem Tone ein entschiedenes Nein! Die Verhandlungen endeten darauf mit dem einstimmigen Beschluß der Amtsenthebung. Uhlhorn war mit dem Gange der Sache nicht ganz einverstanden gewesen. Er beklagte, daß alles nur so formell verlaufen sei, daß keiner der Amtsbrüder in Osnabrück Weingart einmal brüderliche Vorstellungen gemacht habe, ihn vielleicht auf diese Weise zur Vernunft zu bringen. Ebenso bezeichnete er es als einen wunden Punkt, daß viel zu einseitig juristisch verfahren sei. Kirchliche Dinge müßten kirchlicher behandelt werden. Aber das sei nun einmal die Folge des formalistisch-juristischen Geistes, der in die Kirche eingedrungen und gegen den man gänzlich wehrlos geworden sei. Da-

Digitized by Google

gegen war er in der Sache mit dem Urteil völlig einverstanden und bedauerte nur, daß man wegen des § 36 des Gesetzes*) nicht auf Dienstentlassung erkennen konnte. „Wir haben niemals eine gerechtere Sache gehabt als diese," erklärte er. „Wer die allgemeine Sündhaftigkeit, die Gottheit Christi und die Auferstehung leugnet, der kann kein Pastor in unserer Kirche sein."

Die Amtsenthebung Weingarts erregte einen großen Sturm, wie ihn Uhlhorn nicht erwartet hatte. Nicht nur, daß man, wie er einmal schrieb, hier eine Gelegenheit gefunden zu haben glaubte, die Leiche des Protestantenvereins zu galvanisieren, auch Anhänger der modernen Theologie warfen sich, wenn auch nicht für Weingart selbst, so doch für seine Sache auf. Denn Weingart hatte, wie Uhlhorn einmal sagte, glücklicherweise nach seiner Amtsenthebung alles getan, was er konnte, um sich zu mißkreditieren und durch sein Auftreten in Volksversammlungen u. s. w. das Verfahren gegen ihn nur gerechtfertigt. So wollten auch die Modernen mit ihm nichts mehr zu schaffen haben, aber sie benutzten den Fall, um in der Landeskirche die Gleichberechtigung ihrer theologischen Meinung mit dem Bekenntnis durchzusetzen. „Es handelte sich, wie Uhlhorn auf der Landessynode hervorhob, um die Frage: Worauf soll sich der Glaube, daß Jesus Christus lebt und regiert, gründen? Nach Herrn Pastor Chappuzeau (dem Vertreter der modernen Richtung) auf die innere Erfahrung. Das nennen aber unsere Bekenntnisschriften Enthusiasmus, Schwarmgeisterei! Nicht auf die innere Erfahrung, auf Tatsachen gründen wir unsern Glauben. Der Herr hat sich Zeugen seiner Auferstehung erwählt, die haben die Tatsache bezeugt und auf dieses Zeugnis gründet sich unser Glaube! Und ich denke, daß gerade in unserer Zeit, wo ein schwarmgeistischer Zug durch die Welt geht, es eine Hauptpflicht der Kirchenbehörde ist, darauf zu halten, daß derartige Gedanken nicht einreißen. Weingart selbst, befragt, worauf er seinen Glauben gründe, hat geantwortet: Auf die innere Erfahrung! Ich sage: Nein, sondern auf das Wort und Zeugnis, denn sonst stünden wir auf schwankendem Boden."

Auf das entschiedenste war er gegen die moderne Auffassung, die den Glauben nicht auf die biblischen Tatsachen, sondern auf die Tatsache der innern Erfahrung gründen wollte. Er verkannte nicht das religiöse Motiv dabei, nämlich den Christenglauben unabhängig zu machen von äußeren Geschichtstatsachen, welche der Kritik unter-

*) „Lautet die angefochtene Entscheidung — — nur auf eine Ordnungsstrafe, so kann das Landeskonsistorium, wenn es den Angeschuldigten strafbar findet, nicht auf Dienstentlassung — — erkennen."

Digitized by Google

liegen und möglicherweise einmal als unhistorisch erwiesen werden könnten. „Um es einmal stark auszudrücken, meinte er, so fürchten sie, es könnte eines Tages wissenschaftlich festgestellt werden, daß Christus nie gelebt hat und dann wäre es mit dem Christentum vorbei. Wenn man aber den Glauben auf die innere Erfahrung gründe, auf das persönliche Ergriffensein von Gott, so könnten einem die Ergebnisse der kritischen Wissenschaft gänzlich gleichgültig sein, das religiöse Leben sei eben davon unabhängig." Demgegenüber hob er hervor, daß der Glaube mit den geschichtlichen Tatsachen stehe und falle; würde das Bild Christi, wie es die Evangelien schildern, und würden die Tatsachen seines Lebens, Leidens, Sterbens und Auferstehens als ungeschichtlich bewiesen oder auch nur in den Hauptpunkten zweifelhaft gemacht, so wäre es mit dem Christentum aus. So fest er davon überzeugt war, daß die Erscheinungen der Außenwelt auf Tatsachen beruhten und nicht bloß subjektive Einbildung seien — „unser Herrgott hat mich doch nicht in ein Narrenhaus gesetzt!" — so unerschütterlich fest standen ihm auch die Tatsachen, welche die Evangelien berichten und waren ihm der einzige sichere Grund des Glaubens. Er berief sich gern auf solche Worte, wie: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben, auf Verse, wie: Und ob das Herz spräch tausend Nein, Dein Wort muß doch gewisser sein, und: Wenn ich auch garnichts fühle von Deiner Macht. Der rechte Weg für den Christen war ihm im Evangelium Johannis Kap. 4, Vers 42 gezeichnet, wo die Samariter zu dem Weibe vom Jakobsbrunnen sagen: Wir glauben nun fort nicht um deiner Rede willen; wir haben selbst gehört und erkannt, daß dieser ist wahrlich Christus, der Welt Heiland. Das sei der normale Weg, erst einmal die berichteten Tatsachen auf Autorität hin anzunehmen, dann komme man auch zu der Erfahrung, und in Anfechtungen, wo die Erfahrung ausbleibt, sei die einzige Rettung, sich wieder schlicht auf die Tatsache zurückzuziehen: Ich will einfältig festhalten, was die Schrift von Christo sagt. Er hatte einmal eine längere Unterredung mit einem der modernen Theologen, der nach dem Grunde seines Glaubens an Christum gefragt, auch immer wieder auf das Eine hinauskam: Er hat es mir angetan, und meinte demgegenüber: „Wo liegt denn die Bürgschaft, daß solche Erfahrungen nicht Einbildung, Illusion sind? Wer glaube, der mache auch gewiß Erfahrungen von dem lebendigen Christus, die zur Stärkung des Glaubens dienten, aber wer seinen Glauben auf solche Erfahrungen allein gründen wolle, baue auf Sand. Denn solche Erfahrungen seien wandelbar und unkontrollierbare Gemütserregungen. Wenn sie nun ausblieben, woran solle man sich dann halten? Die Modernen sagten: an die früheren

Digitized by Google

Erfahrungen! Aber sind diese nicht vielleicht eine Selbsttäuschung und Einbildung gewesen? Oder soll man solche Erfahrungen künstlich wieder in sich hervorrufen? Das hieße wieder den Weg der Mystik gehen, der, wie die Geschichte lehre, zuletzt zum vollendeten Zweifel führe. Was würde Ritschl sagen, wenn er sähe, wie seine Schüler wieder die reinen Mystiker geworden sind? er, der wie kein anderer gegen die Mystik gekämpft hat! Mit diesen Leuten würde er sicher keine Gemeinschaft mehr haben wollen." Und auch hier fand er wieder den alten Gegensatz, der ihn von den Modernen trennte. Ihre Theologie war ihm wesentlich Diesseitigkeitstheologie, er dagegen war Jenseitigkeitstheologe, d. h. so fest er auf dem Boden der Wirklichkeit stand und Sinn für das Reale hatte, so war doch sein Herz immer auf das Ewige und die unsichtbare Welt gerichtet, deren Gewißheit ihm die Modernen zu erschüttern suchten oder auf die sie doch kein Gewicht legten. Diese Gewißheit des Ewigen ruhte ihm auf den Heilstatsachen des Todes und der Auferstehung Christi. Als zu der neuen Kirche des Stephansstiftes der Grundstein gelegt wurde, sprach er in der Weiherede die Worte: „Eher soll diese Kirche und das ganze Stephansstift in Trümmern sinken, als daß der Grund unseres teueren, christlichen, evangelisch-lutherischen Bekenntnisses zu dem gekreuzigten und auferstandenen Herrn hinweggenommen werde." Mit aller Entschiedenheit betonte er auf der Landessynode von 1900, daß Chappuzeau im Irrtum sei, wenn er behaupte: was uns trennt, ist nicht etwas, was auf dem religiösen, dem Glaubensgebiete liegt, sondern etwas, das in der Theologie liegt. Auf den vorliegenden Fall sich beziehend, erklärte er: „Die Frage, ob der Herr wahrhaftig auferstanden, d. h. mit verklärtem Leibe auferstanden ist, das ist keine theologische Frage, sondern eine von der heiligen Schrift bezeugte Heilstatsache." Er trug sich mit dem Gedanken, seine Anschauung in einer eigenen Schrift unter dem Titel: „Wider die modernen Schwarmgeister" darzulegen, worin er nachweisen wollte, daß diese Theologen den evangelischen Glaubensgrund verlassen hätten. Es war ihm zuweilen zweifelhaft, ob die Kirche diese Leute noch lange tragen könne. Auch in der Predigt, die er zur Eröffnung der Landessynode halten wollte, aber seiner Gesundheit wegen nicht halten konnte, hatte er ein ernstes Wort der Warnung vor der modernen Schwarmgeisterei aussprechen wollen.

Auf der Landessynode 1900 hob er bei der Besprechung des Falles Weingart noch einmal hervor: „Das Landeskonsistorium weiß recht gut, in welch schwieriger Lage unsere jungen Geistlichen gegenwärtig sind, was alles auf sie einstürmt, und es ist darum weit davon entfernt, das Bekenntnis als juristischen Maßstab anzulegen und ein-

Digitized by Google

fach zu sagen: Wer anders denkt und lehrt, kann im Dienst der Kirche nicht angestellt werden. Im Gegenteil, wir tragen, was sich tragen läßt, aber das können wir nicht, geradezu einen Gegensatz gegen das Bekenntnis als gleichberechtigt in der Kirche anzuerkennen." Die Landessynode selbst sprach ihre Zustimmung dazu aus, daß Männer, welche in offenkundigem und grundsätzlichem Zwiespalt mit den lutherischen Bekenntnissen stehen, vom Predigtamt in unserer Landeskirche ferngehalten, bezw. aus dem Amte entfernt würden.

Damit war der Fall Weingart für Hannover erledigt. Dieser gab es bald auf, eine Agitatorenrolle wie vordem Klapp zu spielen, dazu war ihm die Zeit zu ungünstig, und suchte sich eine Pfarrstelle außerhalb Hannovers, zunächst im Weimarschen, wo er aber auch abgewiesen wurde. Wie die Zeitungen berichteten, war das mit der Begründung geschehen, daß ein Geistlicher, der in einer deutschen Landeskirche aus irgendwelchen Gründen aus dem Amte entfernt sei, eben deshalb in einer andern nicht angestellt werden könne. Uhlhorn konnte diese Entscheidung — wenn sie wirklich so gefallen sei, was er nicht recht glaubte — nicht billigen. Das ginge nicht an. Die Gründe der Entfernung in der einen Landeskirche könnten doch auch einmal solche sein, die für eine andere Landeskirche nicht ins Gewicht fielen und den betreffenden Geistlichen anderswo durchaus noch nicht unfähig machten, ein Pfarramt zu bekleiden. Jede selbständige Landeskirche müsse sich das Recht wahren, ihrerseits die Gründe der Absetzung zu prüfen, und die Freiheit, anderswo Abgewiesene in ihrem Dienste anzustellen, falls sie diesen Gründen nicht zustimme. Aber er fand auch, daß die, welche sonst für eine einheitliche deutsche Reichskirche schwärmten, kein Recht hätten, diese Begründung der Abweisung Weingarts zu tadeln, denn die Folge einer größeren Einheitlichkeit werde auch sein, daß ein irgendwo abgesetzter Pastor überhaupt nirgends wieder eine Stelle finden könne.

Der Weingartsche Handel hatte das Verhältnis Uhlhorns zu den modernen Theologen entschieden verschärft. Nachdem die ganze Sache wider Hoffen so ungünstig für ihre Bestrebungen verlaufen war, suchten sie um so eifriger ihre Anschauungen in der Landeskirche zu verbreiten. Es kam zu einer förmlichen Parteibildung, vor der Ritschl und Uhlhorn immer gewarnt hatten, sie gründeten ein eigenes Volksblatt, den „Sonntagsboten", und für die Gebildeten die „Kirchliche Gegenwart". Damit hatten sie wieder einen Riß in die Landeskirche gebracht, den Uhlhorn tief bedauerte, umsomehr als der Ton der „Kirchlichen Gegenwart" kleinlich und oft gehässig war. „Sie können nur hetzen und zerstören," meinte er, „nun, um so eher graben sie ihr eigenes Grab."

Digitized by Google

Am 17. April 1899 feierte Uhlhorn sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum. Zahllose Abordnungen brachten ihm dazu Adressen dar, die theologische Fakultät in Göttingen begrüßte ihn mit einer ehrenden Tabula gratulatoria, die juristische Fakultät ernannte ihn zum Doktor beider Rechte. „Selten," so erklärte der Dekan, „hat die Fakultät mit solcher Freude und allgemeiner Zustimmung ihre höchste Würde, den Ehrendoktor, verliehen." Das Diplom rühmte neben vielen anderem seine Tätigkeit auf dem Gebiete der kirchlichen Gesetzgebung und seine literarische Arbeit zum Zweck der Erläuterung der hannoverschen Kirchengesetze.*) Der Kaiser verlieh ihm den Stern zum Kronenorden zweiter Klasse. Bei dem Festessen ergriff Uhlhorn das Wort zu einer längeren Rede. Dankbar gedachte er aller derer, die ihn auf seiner Lebensbahn gefördert hatten, legte das Ziel seines Strebens dar, die selbständige hannoversche Landeskirche, reich an gesundem kirchlichem Leben, und mahnte, dieses Kleinod festzuhalten und mit aller Treue und Eifer zu arbeiten, daß es unserem niedersächsischen Volke erhalten bliebe. Seinen Worten folgte begeisterte Zustimmung der zahlreichen Festgenossen.

Er selbst dachte noch nicht daran, Feierabend zu machen. „Zwei Sachen," so äußerte er sich, „möchte ich noch vollenden, ehe ich abgerufen werde, die Agende und den Katechismus, dann hätte ich mein Lebenswerk vollbracht." Das zweite ist ihm nicht vergönnt gewesen, obwohl es der große Wunsch seines Herzens war, auch einen Katechismus, mit dem seine Lebensgeschichte so eng verflochten war, seiner Landeskirche zu hinterlassen, dagegen gelang ihm zu seiner großen Freude noch das Agendenwerk. Die bei weitem wichtigsten und bedeutsamsten Stücke einer Agende waren schon festgestellt und durch Kirchengesetz eingeführt, so die Ordnungen des Hauptgottesdienstes, der Bußtagsliturgie, der Taufe, Konfirmation und Trauung. Jetzt sollte das noch Fehlende hinzugefügt und dann alle Ordnungen in einer Agende vereinigt werden. Uhlhorn arbeitete die neuen Vorlagen aus und nachdem sie auf den Bezirkssynoden durchberaten waren, wurden sie nochmals durchgearbeitet. Es waren wieder von seiten der Bezirkssynoden hunderte von Wünschen, die häufig sich geradezu widersprachen, ausgesprochen. Mit unendlich mühsamer Arbeit wurden sie alle zusammengestellt, dann sorgsam in Erwägung gezogen und wo es angängig erschien, berücksichtigt. Uhlhorn leitete auf der Landessynode die Verhandlungen über die Agende mit einer längeren Rede ein. Er legte die Notwendigkeit einer Agende dar, und wies nach, wie der vorliegende Entwurf Gebundenheit und Freiheit recht verteile, dem Pastor ein genügendes

*) Vgl. Kirchengesetze der evang.-luth. Kirche der Provinz Hannover, bearbeitet und herausgegeben von Uhlhorn u. Chalybaeus, Hannover 1886.

Digitized by Google

Maß von Freiheit gebe, ohne der Willkür Raum zu lassen. Zum Schluß erinnerte er noch an die Bedeutung dieser Vorlage: „Es handelt sich darum, ein neues Band zu knüpfen, das die verschiedenen Teile unserer Landeskirche fest zusammenhält. Bis 1866 hat es keine hannoversche Landeskirche gegeben, da gab es nur eine ganze Reihe von einzelnen Landeskirchen, die lediglich durch die Personalunion unter dem Inhaber der höchsten Kirchengewalt vereinigt waren, aber eine Landeskirche gab es nicht, denn die einzelnen Teile hatten nichts gemeinsames. Sie hatten ihre besonderen Kandidaten, ihre besonderen Prüfungsordnungen, besonderes Kirchenregiment, besondere Gesangbücher, besondere Agenden, kurz nichts gemeinsames. Sie waren so voneinander geschieden, daß wenn ein Kandidat aus dem Bezirk Stade nach Hannover versetzt wurde, man von ihm forderte, daß er hier eine Prüfung bestünde, gerade als wenn er weither aus dem Auslande käme. Seit 1866 haben wir eine Landeskirche, und es ist ein Band nach dem andern geschlungen, um die Mitglieder der Landeskirche fest und fester miteinander zu verbinden. Wir haben jetzt ein Kirchenregiment, eine Synode, einen Kandidatenstand, dieselben Prüfungen, ein gemeinsames Gesangbuch. Nun lassen Sie uns auch eine gemeinsame Agende hinzufügen, das wird eine Stärkung unserer Landeskirche sein. Ich setze voraus, daß wir alle wünschen, die Selbständigkeit der hannoverschen Landeskirche zu bewahren. Nun glauben wir doch nicht, daß sie zu bewahren wäre durch ein möglichst strammes Abschließen gegen außen. Sie ist nur zu bewahren, wenn die Kirche selbst lebendig wird und fest zusammengeschlossen ist, und dazu soll die Agende dienen. Sie soll so die Selbständigkeit unserer Landeskirche stärken helfen. Und nun wolle Gott Seinen Segen zu dem Werke geben, daß wir es zu einem gedeihlichen Abschluß bringen."

Die Vorlage wurde in einer Kommission der Synode beraten, aus welcher sie, wie Uhlhorn dankbar bekannte, wesentlich verbessert und bereichert hervorging. Er selbst war von Anfang an entschlossen gewesen, den Wünschen der Synode, soweit irgend möglich, entgegenzukommen, um das Werk zu stande zu bringen. Über seine Tätigkeit in der Kommission berichtete Steinmetz-Göttingen: „Wir sind in dieser unserer Arbeit wesentlich gefördert durch den Herrn Abt, welcher uns alle erbetenen Aufschlüsse gegeben, uns Mitteilungen gemacht hat über die Wünsche der Bezirkssynoden und unseren eigenen Gedanken und Wünschen stets bereitwillig entgegengekommen ist." Die Agende wurde zum Schluß einstimmig angenommen. Uhlhorn hatte in der Kommission zugestimmt, daß in dieselbe auch noch für den Gebrauch der Pastoren Gebete zur Vorbereitung auf den heiligen Dienst auf-

Digitized by Google

genommen würden. Er hielt das nicht nur für gänzlich unanstößig, sondern auch für sehr passend, und konnte nicht verstehen, wie man darin etwas Römisches oder gar Vorschriften für das Gebetsleben der Geistlichen finden wollte — dann dürfte man ja überhaupt keine Gebetbücher herausgeben — aber da der Wunsch der Kommission in der Landessynode bei den andern Mitgliedern des Landeskonsistoriums auf scharfen Widerspruch stieß, schwieg er, um das ganze Agendenwerk nicht zu gefährden. Für so wesentlich konnte er den Punkt nicht halten. Das Einführungsgesetz bestimmte, daß, abgesehen von den Stücken, welche zugleich kirchenregimentlicher Art sind und bei denen es der Zustimmung des Kirchenvorstandes nicht bedurfte (z. B. Ordination, Einweihung), die einzelnen Ordnungen nur durch übereinstimmenden Beschluß des Pastors und Kirchenvorstandes ganz oder teilweise eingeführt werden könnten. Uhlhorn gab zu diesem Gesetz im Namen der Behörde die Erklärung ab: „Als evangelisch-lutherische Kirchenbehörde wird das Landeskonsistorium das vorliegende Kirchengesetz dem Bekenntnis entsprechend in evangelisch-lutherischem Sinne und Geiste ausführen und handhaben. Es wird zwar nicht dulden, daß die Geistlichen willkürlich von den darin festgesetzten Ordnungen abweichen, wo aber notwendige Abänderungen vorkommen, sich bewußt bleiben, daß der Zweck aller Zeremonien die Erbauung der Gemeinde ist und die zu erstrebende Gleichmäßigkeit eben darin ihren Wert hat, daß sie diesem Zwecke dient." Er wollte damit auch den leisesten Gedanken an eine unevangelische Bindung durch das Gesetz beseitigen und der vielfach ausgesprochenen Meinung begegnen, als ob das Landeskonsistorium auf eine äußerliche Gleichmäßigkeit hinarbeite und jede Abweichung von dem Wortlaut der Agende als eine Verfehlung gegen das Gesetz ansehe.

Es war für ihn ein großer Freudentag, als das Agendenwerk so zum Abschluß kam, das, wie er hoffte, auch zur Stärkung der Landeskirche und zu ihrem Schutze in den etwa bevorstehenden Kämpfen dienen werde. Zu seinem Schmerze sollte es aber ihm nicht gelingen, auch sein letztes großes Werk, den Katechismus, zum glücklichen Ende zu führen. Der Entwurf, den eine Kommission ausgearbeitet hatte, in der er vor allem tätig war — er ist der eigentliche Verfasser des neuen Katechismusentwurfes gewesen — und der auch von den Mitgliedern der Schulbehörde in der Kommission gebilligt war, kam auf Drängen der Schulbehörde nicht zur Einführung. Er bedauerte dieses Scheitern um so mehr, als nur ein gemeinsamer Landeskatechismus ihm die Gewähr zu bieten schien, daß das heranwachsende Geschlecht auch in Einem Geiste unterrichtet würde und nur so Kirche

Digitized by Google

und Schule wirklich Hand in Hand an der Jugend arbeiten könnten. Mit Bedauern sah er, daß auch hier Kirche und Schule auseinandergingen, und sprach die Befürchtung aus: „Wenn wir uns nicht über einen gemeinsamen Katechismus einigen, so wird die Kirche zuletzt gezwungen sein, ohne Rücksicht auf die Schule einseitig vorzugehen und damit das letzte Band zwischen beiden zerschnitten werden."

Und das hatte er bis jetzt mit aller Kraft zu verhindern gesucht. Als bei der Neuordnung der allgemeinen Landesverwaltung 1885 die Schulsachen von den Konsistorien auf die Regierungen übergingen, war ihm das schwer aufs Herz gefallen. Er fürchtete, „gerade diese Maßregel wird bei uns so tief erschütternd wirken, wie kaum eine andere der letzten Jahre, bei uns weit mehr als in den altpreußischen Provinzen, wo das Verhältnis ein anderes gewesen ist. Namentlich fürchte ich auch und nicht ich allein, sondern viele, die der Schule näher stehen als ich, daß eine große Anzahl von Geistlichen die Schulaufsicht niederlegen wird, wenn dieselbe in höherer Instanz nicht mehr von den Konsistorien, sondern von einer staatlichen Behörde wahrgenommen wird. Das würde aber ein Schade sein für Kirche und Schule."

Diese Bedenken trug er dem Minister in einem Schreiben vor und legte die Frage vor, ob es nicht möglich wäre, gleichzeitig das Verhältnis der Kirche zur Schule gesetzlich zu regeln, damit die Kirche die Einwirkung auf die Schule behalte, die sie haben müsse, wenn die Schule wirklich einen gesegneten Einfluß auf unser Volksleben ausüben solle. Um zu zeigen, wie er das meint, will er einige Beispiele anführen.

„Der Kirche steht die Leitung des Religionsunterrichtes zu, das ist feststehender Grundsatz. Aber schwer ist zu sagen, was diese Leitung in sich schließt. Ließen sich nun nicht darüber gesetzliche Bestimmungen treffen, was für Befugnisse der Kirche und ihren Organen in dieser Beziehung zustehen? also z. B., daß diese mitzureden haben bei der Prüfung der auf dem Seminar gebildeten Lehrer in Bezug auf den Religionsunterricht, bei Auswahl der Lehrbücher in demselben, bei Bestimmung der Lehrziele u. s. w. Für alle Teile wäre eine solche Regelung ein Fortschritt, da die bisherige Unsicherheit nur zu oft Mißtrauen hervorruft. Sodann ist es eine von vielen schon empfundene Härte, daß der Geistliche als Schulinspektor ohne jedes Verfahren entlassen werden kann, und ist diese Härte bisher bei uns deshalb weniger empfunden, weil die Schulbehörde mit dem Konsistorium, also der Dienstbehörde des Geistlichen, verbunden war, so wird sie um so stärker hervortreten, wenn nun diese Verbindung aufhört. Auch da ließe sich vielleicht durch gesetzliche Bestimmungen helfen, wenn festgestellt würde,

Digitized by Google

daß dem Geistlichen, dem einmal die Inspektion übertragen ist, diese nicht ohne ein förmliches Verfahren abgenommen werden kann und daß die Schulbehörde darüber zunächst mit der Kirchenbehörde in Kommunikation zu treten hat.

„Das sind so einige Punkte, die wenigstens in etwas deutlich machen werden, was ich meine. Ein Gesetz, welches klar und bestimmt die Grenzen zieht, wie weit die Kirche bei der Schule mitzuwirken hat, wäre — davon bin ich überzeugt — eine Wohltat nicht bloß für unsere Provinz, sondern für den ganzen Staat. — Ein solches Gesetz würde eine versöhnliche Macht sein und mehr als alles andere dazu helfen, daß an die Stelle des Streites um die Schule, unter dem niemand mehr leidet als die Schule selbst und damit unser ganzes Volksleben, das geregelte Zusammenarbeiten der Kirche mit dem Staate trete, von dem alles für die Schule abhängt."

In dem Sinne hatte er stets zu wirken gesucht, wie er auch auf der Schulkonferenz für Hannover das Recht der altpreußischen Generalsuperintendenten, den Religionsunterricht der Gymnasien zu inspizieren, zu erlangen suchte. Daß die Kirche die Leitung des Religionsunterrichtes behalte, erschien ihm als das Wichtigste, wo er manchmal glaubte, daß die geistliche Aufsicht über die ganze Volksschule über kurz oder lang fortfallen werde. Dann sollte nach seinen Gedanken aber der Religionsunterricht der Punkt sein, wo Schule und Kirche dauernd verbunden blieben.

Digitized by Google

20. Kapitel.

Lebensausgang. Letztes Weihnachten. Vortrag über Corvin. Hannoversche Kirchengeschichte. Letzter Aufenthalt in Loccum. Jahresversammlung des Evangelischen Vereins, in Hameln. Reise nach Frankfurt. Über den Zusammenschluß der evangelischen Kirchen Deutschlands. Letzter Sonntag. Tod und Begräbnis. Schluß. 1901.

Unter dem Christbaum des Weihnachtsfestes 1900 hatte Uhlhorn seiner Tochter auf ihre Frage: Weshalb er so ernst sei? geantwortet: „Das ist mein letztes Weihnachten, das ich auf Erden feiere." Mit Todesgedanken trat er ein in das letzte Jahr seines Lebens und Ewigkeitsgedanken zogen sich noch stärker als sonst durch seine Reden und Gebete hindurch, die immer inniger und tiefer wurden. „Je näher dem Ende seines Lebens," so bezeugt Büttner, „trugen seine Ansprachen und Predigten den Stempel der Hoffnung und Erwartung der nahen Ewigkeit, die seinem kindlich einfältigen Christenglauben so nahe, gewiß und gegenwärtig war, daß er mit ihr handelte, als sähe er sie." Und er hielt sich jetzt, wo es der Ewigkeit entgegenging, noch immer mehr an das Wort, das er einmal vor langen Jahren gesagt hatte: „Es ist nicht das Recht des Christen, sich so zu halten im Vertrauen auf die Gnade, daß er sich eben durchdrücke, sondern es ist des Christen Aufgabe, zu wachsen."

Seine letzten schriftstellerischen Arbeiten galten der Geschichte seiner Landeskirche. Am Vorabende des 400jährigen Geburtstages von Antonius Corvinus (am 26. Februar 1901) hielt er einen öffentlichen Vortrag*) über das Leben dieses Reformators von Kalenberg-Göttingen und Märtyrers der evangelisch-lutherischen Kirche. Er schloß mit den Worten: „Corvin ist keiner von den neue Bahnen brechenden Geistern. Was er hat, hat er von Luther, in dessen Gedanken er ganz eingegangen ist. Aber das ist er, ein glaubensvoller Zeuge des Evangeliums, ein charakterfester Niedersachse, der die erkannte Wahrheit des Evangeliums in schwerer Zeit entschieden und getrosten Mutes vertreten, auch Freiheit und Leben dafür geopfert hat. So steht Corvin

*) Herausgegeben vom Evangelischen Verein in Hannover.

Digitized by Google

vor uns als der treue Bekenner, an dem sich das Wort bewahrheitet: ‚Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.‘ Was uns den Segen des Evangeliums erkämpft und erhalten hat, das ist nicht die Gewalt der Waffen, auch nicht die Kunst einer feinen Diplomatie gewesen, sondern der treue und opferwillige Glaube, und nichts anderes wird uns und unsern Nachkommen diesen von den Vätern ererbten und durch Gottes Gnade unserm Volke bis heute erhaltenen Segen allen feindlichen Mächten, dem Irrglauben Roms und dem Unglauben der Massen zum Trotz, auch ferner bewahren als dieser Glaube.“

Im Juli vollendete er dann in Loccum die „Hannoversche Kirchengeschichte in übersichtlicher Darstellung“. Er wollte damit vor allem die Studierenden und Kandidaten in die Entstehung der hannoverschen Landeskirche einführen und die Liebe zur heimatlichen lutherischen Kirche wecken und stärken. Längst hatte er diese Absicht gehabt, nun führte er sie rasch, fast in Eile, aus, als ob er ahnte, daß es sein letztes Buch sein würde.

Es war das letzte Mal, daß er in seinem lieben Kloster weilte. Noch einmal feierte er, wie er jedes Jahr zu tun pflegte, mit dem Hospiz und den Klosterangehörigen das heilige Abendmahl. Er selbst hielt die Beichtrede und sprach, wovon er so gern sprach, von der Gotteskindschaft. Daß wir Gottes Kinder sind, sei der tragende Grund, auf den Gott der Herr uns gestellt, es müsse aber auch die treibende Kraft sein; hier schärfte er das Gewissen, um es zur Buße zu führen, zur Reue und Leid über die Sünde und dann wieder zum Frieden und Trost in der Vergebung der Sünde. Er schloß mit dem Ausblick in die zukünftige Herrlichkeit, daß uns als Gotteskindern das Wort Ewigkeit ein Freudenwort sein müsse. Besonders eindringlich sprach er auch mit den Kandidaten im Kolleg. Immer ernster hatte er in den letzten Jahren zu fleißigem Arbeiten und zu der rechten Treue ermahnt, die heute mehr als je im geistlichen Amte gefordert werde. Am Klosterweihesonntage (1. nach Trinitatis 1900) sagte er in der Tischrede: „Das Kloster Loccum, dessen Weihesonntag wir heute begehen, hat manche Wandlungen durchgemacht. Es hat Zeiten gehabt, in denen es so reich war, daß die Klostergüter von Luhde mit 2000 Mark Silber auf einem Brett konnten bezahlt werden. Aber es sind auch andere Zeiten gekommen, Zeiten der Not und des Mangels, da der Abt, weil nicht einmal die laufenden Handwerkerrechnungen bezahlt werden konnten — schon willens war, die Schlüssel des Klosters dem Staat zu übergeben. Er hat es nicht getan. Was hat das Kloster denn wieder hochgebracht? Die Arbeit. Es ist ein Gesetz, das sich hier bewahrheitet: ‚Einen jeglichen Reben, der nicht Frucht

Digitized by Google

bringt, wird mein Vater wegnehmen, und einen jeglichen, der da Frucht bringt, wird er reinigen, daß er mehr Frucht bringe.'" Dann folgte die Anwendung auf die Hospites. In einem der Abschiedskollege sprach er wieder davon, daß für die Kirche wohl schwere Zeiten kommen könnten; es sei darum nötig, daß die Pastoren gerüstet seien. Treue, ernste Arbeit sei dafür not; es müsse sich in jedem etwas von dem Worte finden: „Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen."

Mehr und mehr glaubte er zu sehen, daß die eigentliche Liebe zum Amte, die verzehrende Sorge um das Heil der Seelen unter der jüngeren Generation geringer und die Neigung zu einem bequemen Leben voll allerhand Genüsse immer größer werde. Was früher der Inbegriff aller Wünsche gewesen wäre, ins Amt zu kommen, das sei jetzt für viele eher ein Gegenstand des Grauens. Er war geneigt, darin eine üble Frucht der modernen Theologie zu sehen, daß sie die Leute vom Pfarramt abschrecke, wie auch manche Kandidaten zur Schule übergingen. Dann wieder klagte er darüber, daß heute für viele die Losung sei: möglichst wenig Arbeit, aber viel Gehalt, und seit jeder sicher darauf rechnen könne, ganz von selbst auf 4800 Mark zu steigen, suche man sich mit Vorliebe die leichtesten und angenehmsten Stellen aus. In schwierige Verhältnisse wolle kaum noch einer, und fast bitter wurde er, als er lange Zeit vergeblich nach einem jungen Geistlichen suchen mußte, der geneigt war, nach der Kapstadt zu gehen. Ebenso gefiel ihm auch bei vielen jungen Theologen der Ton nicht, der mangelnde Ernst, die Geringschätzung des Gebetslebens, der alles kritisierende Geist. „Findig, schneidig," so sagte er einmal, „das gilt etwas; aber tief, innig, gründlich — wer fragt danach?" Aus einem Kolleg, in dem das Schriftwort einmal wieder zum Gegenstande der reinen Übung des Scharfsinns gemacht und mit willkürlicher Kritik zerpflückt war, kam er mit Tränen in den Augen sagend: „Sie zerstören alles!" Schmerzlich bewegt über solche Kritik berief er sich wohl auf das Wort Zinzendorfs: „Wenn dein Wort nicht mehr soll gelten, worauf soll der Glaube ruhn?" wie er allen modernen Künsten und Anpreisungen neuer Mittel, mit denen man das „moderne" Geschlecht dem Christentum wiedergewinnen wollte, den Vers entgegenstellte: „Suche Jesum und sein Licht, alles andre hilft dir nicht." Das bleibe der einzige Weg, der zum Ziele führe, zum Frieden für den Einzelnen und des gesamten modernen Geschlechts. Ihn empörte das Pochen auf die moderne Wissenschaft und die absprechende Art, wie die jungen Kandidaten über die Alten als gänzlich veraltete und längst abgetane Leute aburteilten. „Sie sollten erst einmal das leisten,

Digitized by Google

was die Alten geleistet haben," sagte er wohl; „haben denn die Modernen schon mehr für das religiöse und kirchliche Leben ausgerichtet?" Von einer Theologie, die so wenig Demut und Bescheidenheit hervorbrachte, erwartete er nicht viel Gutes für die Zukunft.

Mit großer Betrübnis sah er auch auf das ungeistliche Leben mancher Pastoren. Er war in keiner Weise pietistisch gesinnt, aber hielt es in der jetzigen Zeit für doppelt nötig, daß ein Pastor vorsichtig wandele und jeden Anstoß vermeide. Unter dem Wertlegen auf das Äußerliche und dem Weltförmigen gehe zu leicht die Hauptsache verloren, die Pflege des inneren Christenlebens, die auch für eine gesegnete Amtstätigkeit unbedingt erforderlich sei. Etwas mehr Weltflucht sei besser als die heutige allzugroße Weltoffenheit, die nur zu leicht die Schranken überschreiten lasse, welche das geistliche Amt nun einmal seinen Trägern setze. So wenig Wert er auf die Uniformierung legte, gefiel es ihm doch nicht, daß manche Pastoren schon im äußeren (Kleidung und Barttracht) fast ängstlich vermieden, als Geistliche erkannt zu werden. Er sah darin eine falsche und sehr bedenkliche Scheidung zwischen Person und Amt. Das Amt werde — wie bei anderen Berufen — als etwas angesehen, was nicht mit der Person unzertrennlich verbunden sei und das man darum außerhalb der Kirche ablegen könne, als ob ein Pastor nicht in gewissem Sinne immer im Amte sein müsse und nur dann wirklich segensreich wirken könne. Das werde heute vergessen, und der weltliche Zuschnitt der Pastoren und Pfarrhäuser, die als solche oft kaum noch zu erkennen seien, schade nicht nur der Gemeinde, sondern sei auch mit die Ursache der jetzt häufigeren — auch moralischen — Vergehen von Pastoren. Fielen doch gerade in die letzte Zeit seines Lebens einige Disziplinaruntersuchungen, die ihn schmerzlich erregten und tief bekümmerten.

Bei der letzten Morgenandacht im Kloster, die er am Tage seiner Abreise hielt, verlas er den Wochentext, die apostolische Lektion des 10. Sonntages nach Trinitatis. (Apostelgeschichte 20, 17—38, die Abschiedsrede St. Pauli in Milet.) Als er die Worte las: „Und nun siehe, ich weiß, daß ihr mein Angesicht nicht mehr sehen werdet," ging es den anwesenden Hospites wie Todesahnung durch das Herz, und als im Dezember die Todesnachricht nach Loccum kam, erinnerten sich selbst die Mägde sofort an dieses Wort, das sie als das letzte Schriftwort aus seinem Munde gehört hatten. Er schloß damals die Auslegung etwa mit den Worten: „So hat Paulus gedacht, so soll auch unser Denken sein. Wenn wir so denken, dann haben wir den Frieden Gottes im Herzen und können an Gottes Hand ruhig und sicher unsern Weg gehen bis an unser Ziel, ein seliges Ende — wenn

Digitized by Google

Gott abwischen wird alle Tränen von unsern Augen, ‚wenn das Kreuze sich in Palmen, unser Klagelied in Psalmen, unsre Last in Lust verkehrt und das Jauchzen ewig währt.' Amen."

Darauf war sein Sinn jetzt gerichtet; aber er hatte nur einen Wunsch, wie er es einmal bei einem Donnerstagabend im Henriettenstifte ausgesprochen hatte, daß der Herr ihn finden möge, „den Fuß in der Furche und die Hand am Pfluge." Und bis zum letzten Tage durfte er in der Arbeit bleiben. Im Herbste leitete er noch die Hauptversammlung des Evangelischen Vereins, die diesmal in Hameln gehalten wurde. Wohl zeigten sich immer deutlicher die Spuren des Alters und der körperlichen Schwäche, aber wenn er sprach, so war es mit der alten Geistesfrische, noch immer mit der knappen die Hauptsache treffende Ausdrucksweise und der alles rasch überblickenden und sichere Wege führenden Klarheit. Eine besondere Freude war es ihm, auch hier, wie bisher an den andern Festorten, aus den Überschüssen der Vereinskasse reichlich spenden zu können. Zur Förderung des Kampfes gegen die Trunksucht wurden dem Evangelischen Verein in Hameln 2000 Mark überwiesen. Auch das war eine Sache, die Uhlhorn immer sehr am Herzen gelegen hat. Wie er für die Mäßigkeitsbestrebungen aus seiner Jugendzeit her — wo Osnabrück Führerin im Kampfe gegen die Unmäßigkeit gewesen war — eine warme Teilnahme gezeigt hatte, so durfte er noch im hohen Alter sehen, wie diese für das allgemeine Volkswohl so unendlich wichtige Sache wieder mit neuem Eifer betrieben wurde.

Ende Oktober reiste er auf zwei Tage nach Frankfurt am Main zu einer wichtigen Beratung der Eisenacher Konferenz. Es handelte sich um die Frage eines engeren Zusammenschlusses der evangelischen Landeskirchen, die schon vielfach erörtert und jetzt durch eine Rede des Kaisers neu belebt war. Uhlhorn war durchaus kein grundsätzlicher Gegner dieses Gedankens. Er äußerte einmal: „Wenn die allgemeine Strömung wirklich darauf hingeht, so dürfen wir uns nicht widersetzen, wir könnten sonst isoliert werden oder es ginge uns wie den deutschen Staaten, die sich der politischen Einheitsbewegung widersetzten und darum ihre Selbständigkeit völlig verloren." Bedenken hatte er freilich genug gegen den Plan und ob er ausführbar sei, war ihm höchst zweifelhaft. Gegen die Pläne, daß die Eisenacher Konferenz den kirchlichen Einheitspunkt bilden und sich zu dem Zwecke durch Zuziehung von Synodalvertretern erweitern sollte, erklärte er, das sei unmöglich. Einmal hätten einzelne dort vertretene Landeskirchen noch keine Synoden, sodann würde der eigentliche Charakter der Konferenz, die aus Vertretern des Kirchenregiments bestehe, dadurch völlig ver-

Digitized by Google

ändert, endlich gehörte zu ihr auch die evangelische Kirche Österreichs, die durch eine Erweiterung der Kompetenz der Konferenz und ihrer Umbildung zur Spitze der evangelischen Kirchen Deutschlands sofort aus der Konferenz herausgetrieben würde. Das würde aber ein großer Schaden sein für die gesamte evangelische Kirche Deutschlands und Österreichs.

Er konnte sich überhaupt noch kein klares Bild von der ganzen Sache machen. So wenig er einer Verständigung mit den andern Kirchen in wichtigen äußeren Fragen abhold war — z. B. was die Versorgung der Evangelischen im Auslande u. s. w. anbelangt — so hielt er doch die innere Selbständigkeit der deutschen Landeskirchen und ihren Bestand als Einzelorganismen im Interesse des kirchlichen Lebens für unbedingt nötig. Gerade die mannigfaltige freie Entwickelung des kirchlichen Lebens in den verschiedenen deutschen Kirchen sei ein Segen für den Protestantismus überhaupt geworden. Allen künstlichen Kirchenbundsplänen gegenüber schien ihm in der Eisenacher Konferenz doch das Wesentlichste zu einer rechten Vereinigung der evangelischen Kirchen Deutschlands vorhanden zu sein. Die Tätigkeit dieser Konferenz werde freilich von den meisten außerhalb Stehenden unterschätzt, weil es mehr eine stille, ruhige Arbeit sei, die hier getan würde. Unsere Zeit könnte aber nur noch das nach außen hin Glänzende und großartig Auftretende würdigen, während die schlichte Arbeit in der Stille gering geachtet werde. Wer unserer Zeit imponieren wolle, müsse möglichst viel Spektakel machen, aber das sei römische, nicht evangelische, vor allem nicht lutherische Art. Solche Gedanken, wie der Evangelische Bund sie verfolgte, die auf eine einheitliche deutsche Reichskirche hinausliefen, zeugten ihm von wenig Verständnis und erschienen ihm für die evangelische Kirche nichts weniger als heilsam. „Schon eine Landeskirche, wie die preußische, urteilte er, ist zu groß, sie kann kein einheitliches gesundes Leben haben, wieviel weniger eine große deutsche Kirche. Die Landeskirchen der Kleinstaaten sind freilich dagegen zu eng, ihnen fehlen die notwendigen Lebensbedingungen. Dazu werden die Minister der Kleinstaaten erst recht nicht nach kirchlichen Rücksichten gewählt und regieren zuviel in die Kirche hinein. Mittlere Landeskirchen von der Größe wie Hannover scheinen mir bestimmt zu sein, zur Gesundung der gesamten evangelischen Kirche und des kirchlichen Lebens eigenartig zu dienen."

Bedenklich war er gegen solche Pläne zuletzt auch noch aus einem andern Grunde, daß nämlich durch eine evangelische deutsche Reichskirche das Band mit den außerdeutschen lutherischen Kirchen zerschnitten und damit das Luthertum überhaupt schwer geschädigt

Digitized by Google

würde, auf dessen Stärkung seine Gedanken immer gerichtet waren. Zu diesem Zwecke hatte er auch eine engere Verbindung der lutherischen Landeskirchen Hannovers und Schleswig-Holsteins erstrebt. Schon auf der Landessynode von 1884 gab er dem Gedanken Ausdruck, daß er den Augenblick, der eine solche Verbindung anbahne, für einen gesegneten für die ganze lutherische Kirche halten würde. Dann würde auch dem Landeskonsistorium, das dann die oberste Behörde für beide Kirchen sein würde, dieselbe, auch von ihm dringend gewünschte Stellung gegeben werden können, wie dem Oberkirchenrat, da man in Berlin bis jetzt ausdrücklich erklärt habe, daß man eine solche Stellung der Behörde einer einzelnen Provinz nicht geben könne. Die kirchliche Vereinigung mit Schleswig-Holstein ist bis zuletzt sein Wunsch geblieben, er sagte wohl, er würde selbst auf seine alten Tage nicht davor zurückschrecken, nach Altona überzusiedeln, wenn die gemeinsame Kirchenbehörde dorthin verlegt würde. Er sah in solcher Verbindung eine Stärkung und Befestigung der lutherischen Kirche Deutschlands und bedauerte sehr, daß sich in der Landessynode so wenig Neigung für einen solchen Plan zeige. Denn je mehr sich die lutherischen Landeskirchen zusammenschlössen, um so geringer werde die Gefahr einer unierten deutschen Reichskirche.

Sollte es aber je zu einer engeren Vereinigung der evangelischen Kirche Deutschlands kommen, so war ihm unerläßliche Bedingung die vollkommene innere Selbständigkeit und die vollkommene Aufrechterhaltung des Bekenntnisstandes der lutherischen Kirche Hannovers. Ohne dieses würde sofort eine Separation eintreten, die weit größer würde, als je eine geworden sei. Ja, wollte man z. B. auch nur die Mission zur gemeinsamen Sache machen, so würden Hermannsburg und auch die eigentlichen Missionskreise in Hannover nicht mitmachen und neue Spaltung wäre die Folge. Auch die deutschen Lutheraner im Auslande (in Afrika u. s. w.) würden die Gemeinschaft mit der hannoverschen Kirche aufheben und damit der Schaden weit größer sein, als der etwaige Nutzen, den er nicht allzuhoch zu veranschlagen geneigt war.

Frisch und gesund kehrte Uhlhorn von Frankfurt nach Hannover zurück, aber schon einige Tage nachher hatte er wieder einen Schwindelanfall. Doch ging der November und die erste Hälfte des Dezember noch verhältnismäßig gut in gewohnter Tätigkeit hin, nur daß er etwas müder und leichter abgespannt war, als sonst. Wenige Abende vor seinem Tode las er noch Stangenbergers Schriftchen: „Unter dem Deckmantel der Barmherzigkeit“ und machte sich daraus Notizen. Am Sonnabend, den 14. Dezember, wohnte er noch einer

Digitized by Google

Sitzung des Landeskonsistoriums bei, in der er über die neue Agende referierte und zwar über den Abschnitt vom Begräbnis. Am Sonntagmorgen (15. Dez.) besuchte er, wie gewöhnlich, die Kirche im Henriettenstifte, wo über den Text des Sonntags (3. Advent) 1 Kor. 4, 1—7 gepredigt wurde. Die Predigt, die letzte, die er hörte, schloß mit dem Gebetswunsch: „Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen; ich will dich über viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude!" Am Nachmittag besuchte ihn sein jüngster Bruder mit seiner Frau, die auf einer Reise durch Hannover gekommen waren. Uhlhorn unterhielt sich lebhaft wie sonst und aß dann mit den Seinen zu Abend. Nach Tisch las er ihnen noch aus dem letzten Kaiserswerther Bericht den Vortrag von Dr. Bezzel in Neuendettelsau vor und beteiligte sich dann am Anfertigen von Rosen für den Christbaum. Um 10 Uhr hielt er die Abendandacht. Er war am Sonnabend in der Lesung des Alten Testaments bei 1 Mose 50 stehen geblieben (Jakobs Tod und Begräbnis), jetzt las er, wie jeden Sonntagabend, einen Psalm. Zu Anfang der Andacht hatte er die vier ersten Verse aus dem Liede: „Ach, sagt mir nichts von Gold und Schätzen" singen lassen, zum Schluß stimmte er die letzten Verse, kräftig mitsingend, an:

„Er kann mich über alls erheben
Und seiner Klarheit machen gleich,
Er kann mir so viel Schätze geben,
Daß ich werd unerschöpflich reich.
Ein jeder liebe, was er will,
Ich liebe Jesum, der mein Ziel.

„Und ob ich's zwar noch muß entbehren,
So lang ich wandre in der Zeit,
So wird er mir's doch wohl gewähren
Im Reiche seiner Herrlichkeit.
Drum tu ich billig, was ich will,
Und liebe Jesum, der mein Ziel."

Darnach begab er sich zur Ruhe. Seine Frau half ihm. Als er kaum im Bette lag, kam Atemnot über ihn. Nach kurzer Zeit wurde es besser, aber seine Frau, ängstlich geworden, ging hinunter, den Hofwärter zum Arzt zu schicken. Als sie die Schlafstube wieder betrat, lag Uhlhorn still mit gefalteten Händen und geschlossenen Augen. Er war im Sonntagsfrieden heimgegangen zum ewigen Frieden. Und über dem schlichten Bette in der einfachen Kammer hing der Spruch, den er einst zur silbernen Hochzeit geschenkt erhalten hatte: „Lobe den Herrn, meine Seele."

Digitized by Google

Im großen Saale des Loccumer Hofes wurde die Leiche aufgebahrt, unter der Thorwaldsenschen Christusfigur, welche den Pfeiler zwischen den Fenstern schmückte. Der Heiland breitete seine Hände über den Entschlafenen aus, der als ein Bild des Friedens im Sarge lag. Unzählige Kränze und Palmenzweige füllten den Raum, den das Licht der Kerzen erhellte. Hier wurde am Vorabend des Begräbnistages eine Andacht für die Familie und die nächsten Freunde des Hauses gehalten. Am andern Morgen erfolgte die Überführung in die Schloßkirche, wo ein feierlicher Trauergottesdienst stattfand. Bis auf Justus Gesenius († 1673) müsse man zurückgehen, wolle man in der Kirchenregierung Hannovers einen Theologen von gleicher Bedeutung finden, so bekannte Konsistorialrat Hoppe, der die Gedächtnisrede hielt, und wenn er 1 Kor. 15, 10 zum Text gewählt hatte: „Ich habe mehr gearbeitet als sie alle," so war es in Uhlhorns Sinne, wenn es weiter heißt: „nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist." Als der Sarg zur Kirche hinausgetragen wurde, spielte die Orgel das Lied aus Händels Samson: Seht, wie ist der Held gefallen!

Dann setzte sich der Leichenzug in Bewegung. Durch die Straßen Hannovers ging es Linden zu. An der Ihmebrücke kehrte das Gefolge um. Der Wagen fährt weiter. Die Glocken der Lindener Kirchen senden ihren letzten Gruß, und wo es durch die Dörfer und Städte hindurchgeht, läuten die Glocken und geleiten die Geistlichen den Wagen durch ihre Parochie. Dämmernd bricht die Nacht herein, als die Klostergrenze erreicht wird. Dort harrt das Hospiz seines Abtes; Fackeln werden entzündet und unter dem Geläut der Klosterglocke geht es hinab ins Kloster. Im Kapitelsaale, wo die Äbte der alten Zeit begraben sind, zwischen den alten romanischen Säulen, wird der Sarg niedergesetzt, die Hospites halten abwechselnd die Totenwache bei dem Entschlafenen.

Am Mittage des 20. Dezember fand die Beerdigung statt. Eine große Trauerversammlung war erschienen, Geistliche, Mitglieder kirchlicher und weltlicher Behörden, Beamte des Klosters und zahlreiche Einwohner des Stiftsbezirks. Nach alter feierlicher Sitte, mit vorangetragenem schwarzem Kreuze, von dem ein Flor herabwallte, bewegte sich der Trauerzug — unter dem Geläut Einer Glocke, wie Cisterzienserordnung vorschreibt — aus dem großen Bibliothekssaale durch die Kreuzgänge in die hohe Stiftskirche. Dort stand schon vor dem Altar der Sarg auf dem Chore zwischen dem siebenhundertjährigen eichengeschnitzten Gestühl für die klösterliche Hora. Auf ihm lagen mit Flor umhüllt die Mitra und der silberne Krummstab. Die hohen Kerzen des Altars und die Kandelaber neben dem Sarge warfen ihren

Digitized by Google

Schein in die Kirche, deren gewaltige Schiffe eine große Gemeinde füllte. Leise Orgeltöne durchhallten den hohen Raum. Nach dem Gesange: Christus, der ist mein Leben, hielt der Stiftsprediger Lohmann die Gedächtnisrede über Joh. 7, 38: „Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen." Er schloß mit dem Lieblingsverse des Entschlafenen: „So nimm denn meine Hände."

Dann stimmte die Gemeinde an: „Nun laßt uns den Leib begraben." Die Träger treten hinzu und heben die Bahre auf die Schultern. Hoch erhaben über die Häupter der Versammlung hin scheint der Sarg durch die Kirche zu schweben, durch den Mittelgang und durch die Vorhalle, wo die Gestalt Gerhards I Molanus den zweiten Gerhard grüßt, vorbei an dem Bilde des ersten evangelischen Abtes Loccums auf den Friedhof neben der Kirche. Die Schuljugend zieht altem kirchlichen Gebrauche dem Sarge vorauf, Auferstehungslieder singend, unter derem Klange nach der Grabliturgie der Sarg eingesenkt wird — an der Stelle, die sich der Entschlafene schon lange Jahre zuvor zur letzten Ruhestätte erwählt hat. Das Grab wird zugeworfen, während fort und fort die eine Klosterglocke läutet. Sie verstummt, und die Feier ist zu Ende. —

So ruht der große Abt inmitten der Mauern des Klosters, das er so sehr geliebt hat. Welch ein reicher Lebensweg von der Handwerkerstube bis zum Kloster, ein Leben, in welchem er seine Kraft verzehrt hat im Dienste seiner heißgeliebten lutherischen Kirche. In welchem Sinn und Geiste er gearbeitet hat, das spricht sich in der Mahnung aus, mit der er einst seine Predigt am Sonntag Septuagesimä schloß: „Lasset uns arbeiten im Weinberge Gottes mit allem Eifer, mit aller Kraft, alles daran setzen, viel für Ihn zu tun, der unendlich mehr für uns getan hat. Und wenn dann der Feierabend kommt nach der Arbeit, wenn der Herr spricht: Nun ist's genug! und ruft uns aus der Arbeit heim, dann lasset uns stille alle Arbeit bei Seite legen und als arme Sünder, die nichts getan, was des Ruhmes und des Lohnes wert wäre, sterben in Hoffnung auf Gnade."

Digitized by Google

Namenverzeichnis.

Abeken 5. 9.
Aegidi 100 f.
Arnswaldt 32.
Auguste Viktoria, Kaiserin 216.

Backhaus 217.
Baur, Ferd. Christ. 41. 44 ff.
Baurschmidt 119 f.
Bennigsen, von 119. 131 ff. 159.
Bernstorff, von 288.
Bödeker 79. 131.
Borries 119 ff.
Brüel 150. 160. 166. 227.
Büttner 174. 283. 311.

Chamisso 56.
Chappuzeau 302. 304.
Cremer, Sup. 117.

Dankwerths, Emmy 113.
Diestelmann 127.
Dorner 117.
Dumas, Melly 56.
Düsterdieck 101 ff. 141.

Ebeling 217.
Ehrenfeuchter 16 ff. 117.
Eickenrodt 117.
Ewald 133.

Fliedner 109 f.
Florencourt 52.
Forke, Anna 149.
Frank, Pastor 213.
Freytag 150 ff. 174. 196.
Fricke 175. 227.
Friedrichs 150.

Gebhardt, von 270. 295.
Georg V 3. 75. 79. 99. 153 ff. 201.
Gieseler 11.
Greiling 47 ff. 131.
Grote, Polizeirat 150.

Hammerstein, von 6.
Hansen 262.
Harms, Louis 98. 138 f.
Harms, Theodor 275.
Harnack 279 f.
Härter 110.
Hartmann, Generalin 149.
Hassel 121 ff.
Hildebrandt 117.
Hilgenfeld 46 f.
Hoyer 108. 148.

Joachim 53.
Jsermeyer 227.

Klapp 184 ff.
Klencke, von 243.
Kopp, Fürstbischof 268.
Kottmeyer 226.
Kranold 22.
Küster 117.

Leimbach 217.
Leopold 75. 83 ff. 118.
Lichtenberg 126. 137. 150 f. 157 ff. 219 f. 256. 291 f.
Lindemann, Dr. 147.
Löhe 110 f.
Lohmann 150.
Lücke 11 ff.
Lührs 116 ff.

Marie, Königin 79. 109. 154 ff.
Meier 97. 220 ff. 244. 256. 268.
Meyer, Ferd. 22 ff.
Meyer (Kommentar-) 74. 78. 141 f.
Miquel 10.
Mirbach, Freiherr von 257 ff.
Müller, Julius 75.
Münchmeyer 32. 117. 124.
Münkel 97.

Naumann 296.
Niemann 14. 74 f. 83. 85 f. 89. 117 ff. 127.

Digitized by Google

Oehlkers 235.
Oettingen 281 f.

Pagenstecher 8. 38 ff. 114.
Petri 28. 31 ff. 53 ff. 78. 83. 108. 117. 127. 150 ff.
Petri, E. 235. 238 f.
Pfaff 218.

Rettig 126.
Ritschl 15. 54. 68. 211 ff. 305.
Ritschlsche Schule 31. 243 ff. 279 u. ö.
Röbbelen 117.
Rothe 71.
Rückert 56.
Rupstein 84 f. 200 ff.

Sayer 117.
Schäfer 283.
Schultz 111.
Schüren 4.
Spiegel 93 ff.
Spieker 217 f.
Spitta, Ludwig 270 f.
Stöcker 214 f. 246 ff. 256.
Struckmann 6.
Stüve 8.
Sulze 96. 117. 131. 187.
Thiele 132. 135 f.
Topf 184.
Treitschke 250.

Weibezahn 6.
Weingart 122. 299 ff.
Wendebourg 217.
de Wette 56.
Wichern 37.
Wilhelm I, Kaiser 175. 177. 201.
Wilhelm II, Kaiser 257 ff. 293. 298.

Zezschwitz 56.

Digitized by Google

Folgende Schriften von **Abt Gerhard Uhlhorn D. Dr.** sind im Verlag von D. Gundert in Stuttgart erschienen:

Gnade und Wahrheit. Predigten über alle Episteln und Evangelien des Kirchenjahres.

Band I. **Evangelien-Predigten.** Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Broschiert Mk. 9.—, gebunden Mk. 10.—.

Band II. **Epistel-Predigten.** Zweite Auflage. Broschiert Mk. 9.—, gebunden Mk. 10.—.

Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. Zweite Auflage.

Broschiert Mk. 8.—, gebunden Mk. 9.—.

Der Kampf des Christentums mit dem Heidentum.

Bilder aus der Vergangenheit als Spiegelbilder für die Gegenwart. 6. verbesserte Auflage. 408 S. 8°. Broschiert Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—.

1. Auflage	1874 (2000 Exemplare)	4. Auflage	1885 (4000 Exemplare)
2. „	1875 (2000 Exemplare)	5. „	1889 (4000 Exemplare)
3. „	1879 (2000 Exemplare)	6. „	1899 (4000 Exemplare)

Die Fortsetzung dazu bildet:

Kämpfe und Siege des Christentums in der germanischen Welt.

348 S. 8°. (1898.) Broschiert Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—.

„In der That ein würdiges Seitenstück zum „Kampf des Christentums"! Eine aus dem Vollen geschöpfte, auf gründlicher Quellenkenntnis beruhende, auf der Höhe des Gegenstandes stehende Arbeit, in der mit Meisterhand die inneren treibenden Kräfte, die leitenden Ideen in der Entwicklung des kirchlichen Lebens im Mittelalter aufgezeigt werden. Eine Fülle des interessantesten Stoffs in anziehender, leicht verständlicher Darstellung! Auch zur Lektüre in der Familie eignet sich die ebenso viel Genuß als Belehrung bietende Schrift vortrefflich."

Die christliche Liebesthätigkeit. Zweite verbesserte Auflage.

816 S. gr. 8°. Broschiert Mk. 12.—, in Halbfranz gebunden Mk. 14.—.

Von der ersten Auflage mit Anmerkungen sind nur noch ganz wenige Exemplare vorhanden:

I. Band (1882) Die Liebesthätigkeit in der alten Kirche. Brosch. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.—.
II. „ (1884) Die Liebesthätigkeit im Mittelalter. Brosch. Mk. 7.—, geb. Mk. 8.—.
III. „ (1890) Die Liebesthätigkeit seit der Reformation. Brosch. Mk. 7.—, geb. Mk. 8.—.

Es dürfte wohl kaum ein Buch geben, das in der allverhandelten, die Zeit beherrschenden „sozialen Frage" so orientierend gewirkt hat und daher so allseitig benützt, zitiert und nachgeschlagen wird wie Abt Uhlhorns Christliche Liebesthätigkeit. Sind doch einzelne Sätze und Wendungen daraus geradezu zu geflügelten Worten oder doch zum Gemeingut der christlichen Kanzel- und Katheder-sprache geworden, wie z. B. „eine Welt ohne Liebe". Überdies ist das Uhlhorn'sche Werk eine wahre Rüstkammer für die neuere Apologetik, welche nicht mit theoretischen Vernunftschlüssen und Analogien, sondern mit geschichtlichen Thatsachen und sittlichen Werten operiert . . .

Digitized by Google

Vermiſchte Vorträge über kirchliches Leben der Vergangenheit und der Gegenwart. 410 Seiten 8°.

Jnhalt: I. **Thomas a Kempis** und das Buch von der Nachfolge Chriſti.

II. **Aus der Reformationsgeſchichte:** 1. Luther und Rom. 2. Luther und die Schwärmer. 3. Luther und die Schweizer. 4. Die Reformation der Stadt Hannover. 5. Die Wiedertäufer in Münſter.

III. **Das Vatikaniſche Konzil:** 1. Die ökumeniſchen Konzilien bis zur Reformation. 2. Vom tridentiniſchen bis zum vatikaniſchen Konzil. 3. Der Verlauf des vatikaniſchen Konzils. 4. Die Unfehlbarkeit des Papſtes.

IV. **Zur ſozialen Frage:** 1. Sozialismus und Chriſtentum. 2. Von der chriſtlichen Barmherzigkeitsübung. Zwei Vorträge.

Das Leben Jeſu in ſeinen neueren Darſtellungen. Fünf Vorträge.

4. völlig umgearbeitete Auflage (1892). 200 S. Kartonniert Mk. 2.—.

Jnhalt: I. Renans Leben Jeſu. II. Schenkels Charakterbild Jeſu. Strauß Leben Jeſu. III. Die neueren Darſtellungen des Lebens Jeſu (Keim, Delff, Beyſchlag, Weiß). IV. Die Evangelien. V. Die Wunder.

„Das Büchlein zeigt in klarer und überzeugender Darſtellung, daß die kirchliche Predigt von Jeſu, dem eingebornen Sohne Gottes, keine Urſache hat, vor den modernen, unter ſich widerſprechenden Auffaſſungen des Lebens und Wirkens unſeres Herrn die Segel zu ſtreichen. Wir empfehlen die Schrift jedem, der ſich unter den einander gegenüberſtehenden Anſichten zurechtfinden und eine wohlbegründete Glaubensüberzeugung gewinnen will."

Hannover'ſche Kirchengeſchichte in überſichtlicher Darſtellung.

188 S. groß 8°. (1901.) Broſchiert Mk. 3.20, in Halblederband Mk. 4.20.

Von Paſtor **Friedrich Uhlhorn** ſind im Verlag von Karl Meyer (G. Prior) in Hannover erſchienen:

Die Kaſualrede, ihr Weſen, ihre Geſchichte und ihre Behandlung nach den Grundſätzen der lutheriſchen Kirche.

Nebſt einer Sammlung von Texten zu Kaſualreden. Von Friedr. Uhlhorn. 1896. Broſchiert Mk. 3.—.

Die Kirchenzucht nach den Grundſätzen der lutheriſchen Kirche. Von Friedr. Uhlhorn. 1901. Broſchiert 75 Pf.

Digitized by Google

Digitized by Google

APR 30 1978

JUN 1 1978

UHLHORN, Friedrich
Gerhard Uhlhorn.

943
EvK.85
U39
U38ge
1903

APR 30 1978

JUN 1 1978

UHLHORN, Friedrich
Gerhard Uhlhorn.

943
EvK.85
U39
U38ge
1903

Digitized by Google